Peter Rosegger

Gesammelte Werke

15

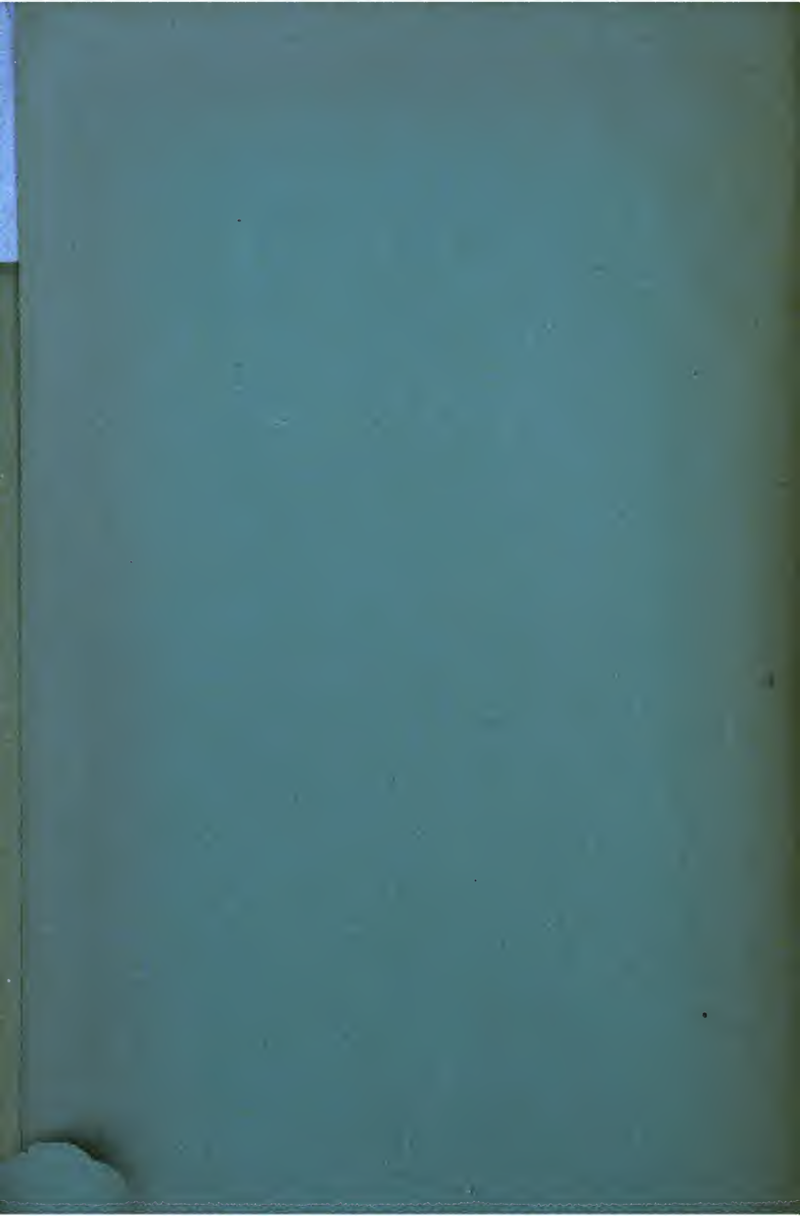
Die beiden Hänse

Ein Roman aus unserer Zeit

L. Staackmann Verlag, Leipzig


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget







L
ST

Gesammelte Werke
von Peter Rosegger

Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe

Fünfunddreißigster Band

Die beiden Hänse

Ein Roman aus unserer Zeit

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Die beiden Hänse

Ein Roman aus unserer Zeit

von

Peter Rosegger

> Aller Kräfte größte ist die Wahrheit,
> Aller Wahrheit beste ist die Weisheit,
> Aller Weisheit höchste ist die Güte.

Achtundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Tausend



Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Carl Seifert, Buchdruckerei, Köstritz/Leipzig

Der erste Tag in Freiheit.

Wenn zwei junge Menschen anfangen höhenwärts zu steigen, so ganz aus eigenem Ahnen und Willen, aus Lust und Trotz und Kraftfülle das erstemal himmelwärts, da kann man sich schon einmal wenden und ihnen mit einer gewissen Feierlichkeit zuschauen, wie sie es anfangen.

So verlassen dort zwei junge Burschen das Wiesental und steigen in den Wald ein, der den steilen Berghang hinansteht und uns die Knaben allsogleich verleugnen will, kaum sie ihren neuen Pfad betreten haben. Es ist dunkler, kühler Fichtenwald und die Burschen werden getragen von ihren zwanzig Jahren. Der ältere kann auch schon zweiundzwanzig sein; sie selber scheinen es am wenigsten zu wissen, wie alt sie sind, es ist ihnen auch ganz gleichgültig. Nur Knaben möchten sie nicht mehr sein — all ihrer Tage nicht mehr! Jeder hat einen Rucksack am Rücken, stramm bepackt mit Dingen, die man auf der Alm sicherlich nicht braucht, und wahrscheinlich nicht bepackt mit Sachen, die nötig wären. Aus dem einen der Rucksäcke steht durch den geschnürten Hals ein so langes Pfeifenrohr hervor, daß es drinnen kein Obdach finden konnte und deshalb seinen Saugspitz ganz ungebührlich aller Welt hinhalten muß. Ob das zweite Paar Strümpfe im Zegger ist, das kann nicht ergründet werden.

Zwei flügge gewordene Hähnchen sind es, die an diesem Tage ihre Eierschalen durchbrochen haben. Studenten nennen sie sich seit achtundvierzig Stunden. Weiter braucht's ja nichts mehr, als höchstens jetzt eine

Gebirgspartie, um wie zwei junge Adler zweitausend Meter hoch in der Freiheit schwimmen zu können. Der eine war einer überzärtlichen Mutter entkommen, der andere einem stets bevormundenden Vater, den immer lehrhaften Professoren beide.

Der eine dieser Burschen ist groß und schlank; was stieg der aus mit seinen langen Beinen! Meterschritte waren die kürzesten, das nannte er trippeln. Der andere war nahezu um zwei Köpfe kleiner, dafür untersetzter und in den Bewegungen ruhig und gemessen bis zur Würde.

„Was hast du denn angestellt, daß du so laufst?" rief der Kleine dem Großen nach. „Mein Vater sagt, beim Bergsteigen muß man langsam anfangen."

„Nun, so fange langsam an," antwortete der Schlanke, seine weiten Schritte nicht einen Augenblick unterbrechend. „Du wirst halt zurückbleiben."

Und so kam es auch. Der Kleine ging langsam und blieb zurück. Er sah den Kameraden nur noch durch das Waldesgestämme, sah ihn den Bergstock heftig in den Boden stoßen, mit schwingenden Schritten ansteigen und manchmal munter über eine Baumwurzel stolpern. Der Kleine hatte keinen Bergstock und auch keinen anderen, denn sein Vater hatte gesagt, der Mensch habe zwei Beine, und wenn ein drittes nötig wäre, so wäre ihm ein drittes gewachsen. Dem Kleinen genügten zwei völlig und er kam damit ganz erklecklich bergan. Aber den Freund hatte er aus den Augen verloren.

Nicht auf lange. Nach einiger Zeit hatte der hohe Wald sich in Niederholz verwandelt, und dieses sich in einen ruppigen Almboden, wo der Sturm gefurcht und der Wind lebendigen Samen hingestreut hatte, so daß auf

zerrissener Erde zartes, grünes Gras mit gar feinen Blümlein wuchs. Auf einem Bühel saß der Große und schaute auf die Berge hinaus, die hinter den Wipfeln des Waldrandes heraufgestiegen waren. Er achtete nicht eigentlich auf die Blumen und nicht auf die Berge, er schaute nur so hin. Den Hut hatte er weggeworfen und mit dem Sacktuch rieb er sich den Nacken trocken. Wie so das kühle Lüftchen strich, das tat ihm wohl.

„So erhitzt soll man sich nicht der Zugluft aussetzen!“ Der Kleine rief es ihm zu. Jener lachte und blieb sitzen, wie er saß. Es hilft ja nichts, folgen tut er nicht und tut er einmal nicht; er ist ein Leichtsinn — dachte der Kleine. Einmal habe ich ihm das von der Zugluft gesagt, das übrige muß das Reißen besorgen. — Er behielt also seine weitere Weisheit für sich und ging langsam die Matten hinan, vorbei an dem Freunde, ohne ihm einen Blick zu schenken. So oft er auf den anderen böse war, tat er sich selber leid. Der Große saß noch ein Weilchen auf dem grasigen Hügel und legte sich endlich mit ausgespreiteten Beinen und Armen hin wie ein X. Dann sprang er auf, setzte wieder den Schnellschritt ein, lief seitab nach rechts und nach links, pflückte Alpenrosen oder jagte ein Bergwiesel. Weil er das nicht erwischen konnte, fluchte er ihm ein lustiges Schimpfwort nach.

Von jetzt ab bekamen sie über ihre gelockten Häupter kein Walddach mehr. Bis auf etliche dichte Baumgruppen, die wie schwarze Burgen auf den Almen standen, war alles kahl. Die Aussicht entfaltete sich, hinter Bergen kamen andere Berge hervor und die Gegend sank immer tiefer nieder vor den Augen der jungen Touristen. Jetzt schauten sie hinaus, ununterbrochen hinaus, der eine nach

Falken und Geiern, der andere nach auffallend geformten Bergen und in alle Ferne hinstreichenden Tälern. Während des Gehens schauten sie hin — auch der Kleine, obschon sein Vater gesagt hatte, während des Wanderns solle man auf die Füße schauen, und nicht auf die Wolken. Sie waren zu lange durch Gräben und Schluchten marschiert, durch Engtäler mit den Augenblenden der langweilig sich hinziehenden Berglehnen. Und da waren sie so lichtdurstig geworden, so ferndurstig. Die Hochluft atmete den süßen Duft des Kohlröschens; der Himmel war blauer als blau — unendlich bis zum Herztotdrücken, wenn ihm nicht das Auge eine erlösende Grenze gegeben hätte.

Das wird eine Bergtour werden! — Der Große stieß einen Juchschrei aus. Wenn dieser blaue Himmel von Glas gewesen wäre, der Juchschrei hätte ihm ein Loch gestoßen, so ungestüm war er.

Sie waren ja erst ausgekommen, unsere beiden Jungen. Der dritte Tag nach der Matura! — Mehr braucht man nicht zu sagen, kann es auch nicht. Bei dem einen artete die Glückseligkeit in eine fast gewalttätige Lust aus; bei dem andern blieb sie mehr in einer stillen Vergnüglichkeit. Diese zwei frisch gebügelten Alpenwanderer waren jene zwei Schüler, die man im Gymnasium die feindlichen Brüder genannt hatte, obschon sie gar nicht Brüder waren, nicht einmal Verwandte und am wenigsten Feinde. Sie wären sich wahrscheinlich ihr Lebtag nie nähergekommen, wenn nicht der Zufall aus ihnen sein Spielzeug gemacht hätte. Oder hatte frühzeitig die Vorsehung eingehakt? Es ist ja sonst gewöhnlich ganz arglos gemeint, wenn zwei Jungen Johann Schmied heißen.

Man kann in einem und demselben Lande Dutzende finden, die gleiche Namen haben, ohne daß sie sich deshalb etwas zuleide tun. Höchstens, daß die Meier mit lässiger Verachtung aneinander vorübergehen. Aber unsern beiden Schmieden hatte der gleiche Name zuerst die Aufmerksamkeit aufeinander gelenkt, dann einen ausgiebigen Trutz zurechtgebracht und schließlich eine dicke Freundschaft. Der Kleine war der Sohn eines Bauers aus dem Bergländchen Leingau und hieß recht und gerecht Johann Schmied. Der schlanke Große war aus dem unteren Schatt, wo die Wässer des Oberlandes breit zwischen den Hügeln dahinfließen; er war eines Mühlenbesitzers Einziger und hieß ebenso recht und gerecht — im Kirchenbuch ist ja alles festgenagelt — Johannes Schmied. Da geschah es nun, daß der Kleine ein fleißiger Schüler war, der für die Klasse als Muster aufgestellt wurde, besonders von den Lehrern der Geschichte und der lateinischen Sprache. Auch der Katechet schrieb in sein schwarzes Ehrenbüchlein den Namen Johann Schmied mit würdigen Lateinbuchstaben und las ihn manchmal mit schönem Vollklange heraus zur Erbauung des Kollegiums. Ganz so feierlich wurde der Große aus dem Unterschatt nicht behandelt, ja sein Name wurde eher zur Abschreckung, zu einer Bezeichnung des Unfleißes. Und doch glaubte auch er ein Recht zu haben auf den Glanz dieses Namens. Er schrieb sich nicht länger Johannes, sondern Johann Schmied. Den Kleinen wurmte dies ein wenig, er sagte aber nichts, sondern wich dem neuen Johann geschickt aus, indem er sich von nun ab Hans Schmied schrieb. Dieweilen aber auch der „Hans" bald zu gleichem Ansehen kam, wie früher der brave Johann, so dauerte es nicht lange und auf den Schreib-

theken des Müllersohnes stand ebenfalls deutlich hingemalt: Hans Schmied. Jetzt schlug des kleinen Hans sonst sprichwörtliche Sanftmut einmal mit den Hinterbeinen aus. Er sandte zwei Kameraden seiner Bank in die vorletzte, um den Müllerischen zu fragen, weshalb er sich vorerst den Namen Johann und jetzt den Namen Hans anmaße? Der Große antwortete kurz und scharf: „Ich heiße Johannes und kann mich Johann oder Hans schreiben, wie ich will. Wem's nicht recht ist, der soll nur kommen."

Der kleine Hans war über diese Dreistigkeit gar nicht einmal erbost, da er es recht überlegte. Natürlich kann einer seinen Namen schreiben, wie er will; nur merkwürdig, daß der große, schöne, vornehme Großmüllersohn just so heißen wollte, wie er, der arme Bauernbub. Heimlich tat ihm das wohl. Und eines Tages, nachdem dieser Große, Schöne, Vornehme in Mathematik und Latein mit einem verhängnisvollen „Zweier" gemaßregelt worden war, schrieb der Kleine an ihn also: „Lieber Kollege Schmied! Wenn Du Hans Schmied heißen willst, so mußt Du fleißiger studieren. Hans Schmied."

Der andere antwortete nach drei Minuten: „Lieber, dummer Schmied! Studieren tue ich ohnehin, aber das Teufelszeug verstehe ich nicht. Unsinn! Dich geht's nichts an. Hans Schmied."

Noch an demselben Tage tat der Kleine zurück: „Lieber Kollege! Mich geht's was an, weil Du meinen Namen trägst. Wenn Du's nicht verstehst, so will ich Dir helfen. Ist es Dir recht, so komme ich dreimal in der Woche zu Dir und wir machen miteinander die Aufgaben. Hans Schmied."

Und rasch der Große: „Du bist ein Hund! Wenn ich einen Instruktor brauche, so kann ich mir schon selber einen verschaffen und brauche keinen solchen Lauskerl. Wenn Du aber so gut bist und dreimal in der Woche zu mir kommen willst, so ist es mir recht, weil ich meinem Alten den Verdruß ersparen will, durchzupatschen. Komm wann Du willst. Dein Dich liebender Hans Schmied."

Das war der Notenwechsel gewesen. Schon am nächsten Tage kam der kleine Hans zum großen Hans. Dann schufteten sie mitsammen drei Monate lang. Am Abende des Maturatages konnte der Große nach Hause depeschieren: „Durch!" — eine Sparsamkeit, die dem Müller in Unterschatt eine schlaflose Nacht kostete, bis am nächsten Tag der Junge selbst mit Imperatorenstolz alle Zweifel aufhob, ob die Blitzpost durchgefallen, oder durchgekommen hatte heißen sollen.

Also zu Lohn die Ferienreise ins Hochgebirge. Da hatte es nämlich der Müllerssohn seiner Mutter gesteckt, er möchte mit Verstattung und auf seine Kosten gerne einen Kollegen mitnehmen; es sei ein mittelloser aber fleißiger Bursche, ein soweit braver Bauernsohn aus dem Leingau, der bei gegenseitiger Aneiferung doch auch glücklich die Matura bestanden habe. — Die Mutter tat einen Freudenruf, daß ihr Junge für die Fährlichkeiten der Berg- und Eiswelt einen Kameraden habe. „Tut's nur fleißig beten unterwegen!" Dieser Rat und ein wohlausgestattetes Geldtäschchen waren die wesentlichsten Mitgaben der Mutter auf die hohe Wander.

So hatten denn die beiden durch einen Namen gleichsam zusammengeschmiedeten Hänse ihre Bergfahrt angetreten. Eins im Herzen — wie der kleine Schönseher

sagte, aber nicht eins im Sinne — wie der große Skeptiker vervollständigte. Mit solch einem Knirps, der obendrein noch immer den „frommen Karl“ spielt, eines Sinnes zu sein, das hielt der Große als mit seinem Standpunkte nicht vereinbar. Der kleine Hans wollte an diesem Tage noch bis zur Kremmelhütte hinauf; der große Hans wollte in der „grünen Senn“ übernachten, die dort in der breiten, flachen Mulde lag, unterhalb der Steinschütte, die von einem Felsriff niederging und in einem weithinliegenden Legföhrenstreifen versickerte. Die Hütte hockte wie eine graue Taube an dem braunen Knieholzbestände und hatte auch ein paar Nebengebäude; und eine Umzäunung, von der man nur wenig sah, schloß einen Kohlgarten ein, oder ein besonders frisches Wieslein. Hier — meinte der große Hans — sehe es fast so aus, wie in einer Almerei, wo man was zu trinken bekäme. Nicht bloß durstig, auch müde war er geworden, was er aber nicht zugestand, sondern der Kleine nur erriet. Der hatte sich erboten, seinen Rucksack zu tragen, für welchen Schimpf er einen erklecklichen, aber nicht sonderlich ernst gemeinten Faustſtoß an die Achsel erntete. Es biß ihn, dem Großen die Ursache der „rostig gewordenen“ Beine zu nennen, er dachte aber: wozu? jetzt merkt er's wohl schon selber, daß ein Bergsteiger, der als Hase anhebt, als Schnecke aufzuhören pflegt. Wird der Held daran erinnert, so bestreitet er's, kommt er von selber drauf, so merkt er sich's.

Die Sonne hatte sich in einem weichen, milchweißen Abendhimmel verloren, der über den Felsriffen hingestrichen lag; sie war verschwunden, ohne schon untergegangen zu sein, und die Almkuppen und Hänge hatten keine hellen Farben mehr. Der Steig zur grünen Senn

war vor lauter großblätterigem Huflattich kaum zu finden; die Wanderer gerieten in Erdlöcher, die unter dem Blättergewuste verborgen waren, und um den kleinen Hans war es ein paarmal, als hätte ihn die Erde verschlungen, bis doch allemal wieder das schwarze Scheibchen seines Hutes zum Vorschein kam. Almvieh, scheckige Kühe und braune Stiere trotteten von den Matten her und die fleckige Weiserin mit der Blechglocke fand die verwachsenen Steige genauer, als unsere akademischen Weltweisen, die jetzt dem lieben Vieh folgten, um zur Sennerei zu gelangen. Dort wurde schon Willkommen gerufen. Der große Hans lüpfte sein Hütlein, bis der Kleine ihn belehrte: „Das geht ja nicht Eure Exzellenz an, vielmehr die Rinder!"

„Ochs!" lachte der Große.

„Dann allenfalls auch uns. Nach Studenten schreit hier niemand, sei versichert."

So kamen sie munter zur Hütte hin. Vor derselben war ein langer, schmaler Brettertisch aufgeschlagen und an dem saß lässig an seinen Rucksack hingelehnt und ein Bein auf die Sitzbank gestülpt ein Mann. Weil er in ziemlich zerschundener Alplertracht war, mit Lederhose und nackten Knien, hielten sie ihn für einen Bergmenschen und grüßten flüchtig. Er gab sich auch nicht viel Mühe wegen ein paar windiger Buben den Kopf zu heben oder gar seine Stellung zu verändern. — An der niederen Hüttentür, unter deren oberem Rand ein träges Räuchlein hervorkroch, zeigte sich die Sennerin. Eine festgezimmerte, barfüßige Person, an der nichts Anbetenswertes war, es müßte denn der pechschwarze, sorgfältig geflochtene Haarzopf sein, den sie wie einen Reifen um den runden, kerngesund klobigen Bauernschädel gewunden hatte.

Der Große band mit ihr an.

„Guten Abend, Fräulein Sennerin!"

Einen Augenblick scharfer Stille, dann von ihrer Seite: „Tun's wen andern frotzeln, Sö!"

„Kann man Bier haben?"

„Bier? Hab'n ma nix nit. Na."

„Wein?"

„Ist ausgangen."

„Also Wasser, in Gottes Namen!"

„Hab'n mir ah koans."

„Was, auch kein Wasser?"

„Bal's regn't schon. Müassens halt wartn, bis der Halter kimt, mit der Butten. Leicht mögn's a Mili derweil?"

„Gut ist's. Milch. Viel Milch!"

„In der Schüssel oder im Häfen?"

„Was ist denn da für ein Unterschied?" fragte der Große lachend.

„Wollts es ess'n oder trink'n?"

Da riefen sie beide: „Ja, ja, im Häfen, im Häfen!" Denn zum Essen aus der Schüssel, dazu war der Durst zu unbändig.

Nachdem sie am unteren Ende des Tisches sich weidlich geatzt hatten, erwachte der Geselligkeitstrieb. Daß der ältliche Herr dort kein Bergbauer war, hatten sie ihm schon abgeguckt, dafür lag er viel zu bequem auf dem Brette, dafür waren seine Beine viel zu wenig wetterverknorrt, die Knie viel zu wenig braun und der leicht grauende Vollbart viel zu halbkurz geschnitten, abgesehen von den funkelnden Brillen, die in den Höhen des Habichts und des Adlers schlechterdings nicht der Brauch

sind. Nein, der Mann ist ein ganz gewöhnlicher Graf, oder so was! — Mit dieser Schätzung ließ der Müllerssohn vom Unterschatt sich herbei und begann, nachdem er sich und seinen Kollegen tadellos vorgestellt hatte, mit dem Herrn ein Gespräch. Dieser antwortete anfangs etwas kurz und schläfrig. Aber die Frische der jungen Leute griff kühnlich aus und der Herr wurde lebendiger. Wie man Kindern kleine Münzen hinwirft, so hatte er anfangs seine Bemerkungen fortgeschleudert, fast ziellos — zum Auffangen, wer will. Der kleine Hans ließ manche liegen; der große keine, und für manches glatte Hellerlein schnellte er ein kluges, witziges Silbermünzlein hin, daß der Herr sich endlich bewogen fand, seinen Menschen in eine etwas aufrechtere Lage zu bringen und mit den Burschen ein richtiges Gespräch anzufangen. Der große Student war allerlei Weisheiten voll, die er jetzt auslegte, ganz unvermittelt nebeneinander. Der Fremde schmunzelte, spielte den bescheidenen Hörer und genoß wieder einmal diese jugendlichen Offenbarungen über die höchsten und tiefsten Dinge des Weltalls mit dem Behagen eines Mannes, der vor vierzig Jahren dieselben Offenbarungen gespendet hatte.

Das Gespräch wurde unterbrochen von einer in der fast plötzlich dunkel gewordenen Luft tanzenden Dachschindel, welche von einer Windwelle hingetragen, in den Huflattich fiel. Da pfiff es auch schon über das Hüttendach her und ein finstergrauer Nebelschwaden wälzte sich über die Felsriffe und das Kar herab.

„Z'spat ist's!" rief schrill die Sennin, „wann's noch a so lassen, abi kemens neamer in d' Jagerhütt'n. Aus ist's!"

Abikemen? Das wollten sie doch gar nicht, die jungen Touristen, die eben erst heraufgekommen waren. Und jetzt fiel es ihnen ein, sie hätten ja noch gar nicht nach der Nachtherberge gefragt. Schwer erschraken sie, als das Weib mit schlenkernden Armen bekräftigend erklärte: „Ih han ka Bed und nix nit!“

„Die Herren Studiosi werden es mir nachmachen müssen,“ sagte jetzt der fremde Tourist. „Ich frage in einer Almhütte nie nach einem Bett, sondern finde es klüger, wie der Esel — in vielem unser verläßlichster Lehrmeister — das Heu zu wählen. Dort über dem traulich duftenden Kuhstall ist ein geräumiges Appartement, reichlich gefüllt mit schmiegsamen Eiderdunen und wohlriechendem russischen Tee, in schlichtem Bajuwarisch Heu genannt — das habe ich mir von unserer geschätzten Direktorin des Hotels aufsperren lassen. Es hat Raum für uns alle und ich mache meine Einladung.“

In diesem Augenblicke platzte das Wolkenfaß und die Männer sprangen in die Hütte. Der kleine Schmied, als der letzte, hatte schon seinen Wasserschwall auf den Rücken bekommen. Der Regen wollte nach hinein, so wurde er vom Sturme schier wagrecht in den Raum gepeitscht, und der Große mußte vereint mit der Sennin sich ernstlich stemmen, um die Tür dem Gewitter vor der Nase zuzuschlagen.

Jetzt waren sie also beisammen in den ächzenden Holzwänden, auf weitem Birg im einzigen Hort, der so halb und halb fürs Leben birgt, wenn die aus dem Gleichgewicht geratenen Kräfte ihren Feldzug haben. Der Almerin war jetzt alles recht, wie die Herren sich einheimen und untereinander abfinden wollten. Auf der Steinplatte

machte sie Feuer, das, aus hartem Knieholz entfacht, bald kaum weniger brüllte, als das Unwetter draußen. Der rote Schein und der ausgreifende Glutqualm heimelten, aber der Rauch wollte nicht hinaus bei seinen Löchern. Draußen war es finster und kalt geworden; der Regen war zu Hagel und der Hagel zu Schnee geworden. Und an den Schnee knüpften sie ihre Hoffnung. Nach Schnee kommen allemal schöne Tage! Die Alten wie die Jungen, die Klugen wie die Dummen, im Wetterprophezeien ist ihr Talent nicht arg verschieden. Die Natur hat noch Rätsel, mit denen sie die gescheitesten Leute foppt. Die um das morgige Wetter befragte Sennin antwortete: „So nix nit konn ma sog'n," und schlug Eier in schmorendes Rindschmalz. Anjetzo schien es ihr wichtiger zu nähren, als zu lehren. Sie brachte einen großen Brotlaib, der mit Steinen zerknüllt und mit Butter eingeschmeichelt werden mußte, um den feiner gebildeten Gaumen und Mägen genießbar zu sein. Die beiden Burschen beredeten diese Dinge des langen und breiten und wollten Abenteuer daraus bauen.

„Ihr seid wohl noch nicht lange auf der Wander?" fragte der fremde Herr die Studenten.

„Nein."

„Ich habe mir's gedacht."

Endlich kam das eigentlich Richtige. Der große Hans hatte mit auffallender Eile die Speisen verschlungen. Der Kleine wollte ihn schon mahnen, daß solch ein schnelles Schlingen ungesund sei, dachte aber, wenn es ungesund ist, wird er's schon selber merken. Das hält dann besser. Kaum die letzten Bissen heruntergewürgt, machte der Große sich an seinen Rucksack, um die Pfeife

mit dem langen Rohre herauszunehmen. Und zeigte es sich: das lange Rohr war mitten entzweigebrochen und ohne Mundstück starrte der Stumpf aus dem Bündel. Zum Glück war für den wichtigen Bedarf doppelt vorgesehen. Es gab Zigaretten. Und der fremde Herr hatte sich behäbig eine ungewöhnlich große Zigarre angebrannt; es sei eine geschwärzte, verriet er, das wären zwar die teuersten, aber die schlechtesten. Indessen schmauchte er sie mit Behagen und so haben sie den nicht abgezogenen Herdrauch mit Tabakrauch verbessert und die reine Alpenluft des Tages gewissenhaftest wettgemacht.

Und während draußen noch das Gewitter rauschte, in der Hütte der rötlich beschimmerte Rauch qualmte, die Sennin mit dem Almbuben im Stalle beim Vieh war, und die Touristen an der Herdplatte beisammen saßen, hub sachte ein Gespräch an, das nach den Notphrasen der Langeweile und nach den Trostlosigkeiten der Bummelwitze Gehalt und Wesenheit bekam.

Es stellte sich heraus, daß der fremde Herr, der durchaus kein hochgeborener Bergmensch, sondern einer von der Stadt zu sein schien — er ließ sich aber nicht recht durchschauen — mit jungen Leuten gut umzugehen wußte. Nachdem er von seinen munteren Hüttengenossen so auf gute Art ziemlich alles erfahren hatte, was er etwa gerne wissen mochte, fragte er sie nach der weiteren Absicht ihrer Reise.

Der kleine Schmied hatte es gerne, wenn gesprochen wurde, aber er war allemal froh, wenn es sein Kamerad für ihn tat. Der schnitt zwar leicht ein wenig auf, doch der Herr konnte ja glauben, was er wollte, und schien sich durch des Großen Dreistigkeit nicht stören zu lassen.

„Wohin unsere Reise geht?" sagte der große Schmied. „Sobald zu Tale nicht, das ist sicher. Morgen, wenn der Tagstern hellt, heißt's auf, und marschieren einmal bis zur Kremmelhütte. Dort wird gefrühstückt. Dann gehen wir ins Kar, dann auf den Breitnock und über das Lange Grat hinein. Dann über den Weißen Garten und am Lanzstein speisen wir zu Mittag. Hernach besteigen wir den Berg und nehmen den Abstieg zu den Drei Augen, wo wir übernachten. Am folgenden Tag in das hintere Melkstubental, den Sulkalpen zu."

Nachdem der junge Mann von der Gebirgstour hier ein wenig ausruhte, sprach der fremde Herr: „Wollten Sie mir das nicht auf Ihrer Karte zeigen?"

„Ach Gott, ich wollte eine Karte noch kaufen, habe aber vergessen. Es wird auch ohne ganz gut gehen."

„Allerdings," entgegnete der Herr, „als man die Alpen entdeckte, hat man auch keine Karte dazu gebraucht."

Hierauf schwieg der eine wie der andere, und dem kleinen Schmied kam das nicht ganz geheuer vor. Der fremde Herr schlang von seiner Zigarre die Asche los und schaute den Großen durch die scharfen Augengläser stechend, fast drohend an.

„So. Ohne Karte machen Sie Ihre Tour. 's ist ja auch kaum mehr, als eine Tagpartie. Und für den ersten Tag wißt ihr Bescheid, prost Mahlzeit, da wißt ihr Bescheid! Ich möchte nur einige Ungenauigkeiten berichtigen, wenn ihr gestattet. — In der Kremmelhütte wollt ihr frühstücken. Schön. An Appetit wird's nicht fehlen. Die Kremmelhütte ist von hier in starken fünf Stunden wohl zu erreichen. Da müßt ihr erst den Roßkammpaß überschreiten und die Hieselsteinmauer hinan.

Dazu braucht ihr einen Führer, der euch anseilt. Die Kremmelhütte ist nicht bewirtschaftet und wohl auch versperrt, euer Frühstück müßt ihr daher selbst mitgebracht haben. — Nachher also von der Kremmelhütte ins Kar hinein, drei Stunden über Geschütte und Felsblöcke, nicht markiert, Steinschlag. Dann der Breitnock. Kinder, das ist ein strenger Herr! Der fordert unterweilen seinen Mautgroschen. Vor einigen Jahren hat er einen Touristen mitsamt seinem Hund über die Wand hinabgeworfen, in den Weißen Garten hinein. Der Weiße Garten ist nämlich keine Wiese, wo die Margueriten blühen und die Maßliebchen und etwa die weißen Dornröschen. Es ist ein Gletscherfeld mit tausend Spalten und Schründen, die aber hübsch mit Schnee zugedeckt sind, so daß sie einer erst wahrnimmt, bis er unten liegt — in Eis gekühlt, um dort auf ein wärmeres Planetensystem zu warten. Vom Gletscher bis zum Lanzstein geht's überhaupt nicht, da sind die Fohlenschluchten, auch tolle Schluchten geheißen — könnten ab und auf nur per Lift passiert werden. Endlich der Lanzstein! Da wollt ihr zu Mittag speisen. Im Hotel Lanzstein zu Wien speist man jedenfalls gut und nobel, aber der wirkliche Lanzstein da hinten oben, meine Herren, ist ein unhöflicher Patron, der schmeißt die plutokratischesten Engländer mitsamt den Führern seine platten Treppen herab, wenn euch das Unglück vor fünf Jahren noch erinnerlich ist. — Und nachher vom hohen Berge wollt ihr rasch hinablaufen zu den Drei Augen. — Da gelüstet mich," schloß der Herr seine Ausführung, „was ihr euch etwa unter den Drei Augen vorstellt?"

Der kleine Schmied horchte auf. Das wollte auch

er wissen. Die Drei Augen am Lanzstein hatten ihm's angetan, ohne daß er sich recht klar war, wie man sich dieses Hauptziel der Reise eigentlich zu denken hätte. Der große Hans war um die Antwort nicht verlegen.

„Die Drei Augen, das sind drei Gebirgsseen hoch oben in einem Felsenkar. Und soll so eine Geschichte dabei sein vom heiligen Land, oder was — die weiß ich nicht mehr."

„Die weiß ich auch nicht," sagte der fremde Herr, „aber die Drei Augen habe ich gesehen. Es sind drei jener kleinen, tiefen Wassertümpel, wie sie in den Hochwüsten manchmal vorkommen und Gebirgsaugen, auch Meeraugen genannt werden. Ist weiter nichts dabei, auch keine Gefahr, außer es bindet sich einer einen schweren Stein um den Hals und springt hinein. Ich mache Sie aber aufmerksam, daß das alte Hospiz, das bei den Drei Augen steht, aufgelassen worden sein soll, so daß in der halbverfallenen Kirche die letzte Maus längst verhungert sein wird. Da wäre es also wieder nichts. Vom Hochtal, wo die Drei Augen liegen, ist gegen den südlichen Abhang eine Scharte. Durch die kann man hinaus und wer gut zu Fuß ist, kann von der Drei-Augenkirche in vier Stunden ins Melkstubental hinabkommen. — So nun steht es mit eurer Gebirgswanderung. Solltet ihr mündliche Angaben nicht für verläßlich halten, so könnt ihr es in meinem Baedeker nachlesen." Er schob ihnen das rotgebundene Buch zu. „Ich glaube, auf fünf Tagereisen schätzt man die Wanderung, die ihr — morgen machen wollt."

Das Buch schlugen sie gar nicht auf. Der Kleine schwieg, als hätte er den Kiefernkrampf, der Große sagte

stark gedämpft: „Sollte es nicht gehen, so — kehrt man eben um.“

„Umkehren? Das hat sich mancher gesagt, der nie wieder zurückgekehrt ist,“ sprach der fremde Herr. „Ich glaube, just nicht der schlechteste Tourist zu sein, doch diese Partie ohne zwei Führer zu machen, wäre mir kaum je zu Sinn gekommen. Ich wandere am liebsten ohne Führer und wo es nicht gefährlich ist. Die schönsten Punkte lernt man auch so kennen. Was man mit Führern an Sicherheit gewinnt, das verliert man an Stimmung, an Andacht möchte ich sagen, wenn das einem siebenfach abgeschworenen Atheisten zu sagen erlaubt wäre.“

Noch redete er so, da flog die Tür auf und herein sprang ein lebendiger Wasserfall. In Kaskaden goß es vom Hute auf die Achseln, von den Achseln auf die Rockschöße, von diesen auf die Stubendielen, die sofort einen Bach zogen, vom Eingang bis zum Herde. Und am Herde hockte er jetzt, der neue Ankömmling, zitternd und zähneklirrend und zweimal schrie er es: „Telephon Nr. 1064! Bitte verbinden. Hallo! Doktor Tacitus! Chefredakteur der Sensation!“ Dann war er ohnmächtig.

Die herbeigeeilte Almerin wußte nicht, was mit dieser vom Himmel geregneten Erscheinung anfangen. Der alte Halterbub' wußte es. „'s Fiaber hat der Mensch. Ih han a rauchets Heu, das ziahts gen aus.“ Branntwein riet er ihm zu, dann packte er den triefenden Fremdling in die Arme und trug ihn hinaus in das duftende Jungheu, in das er ihn vergrub zu einem wohltätigen Schlafe.

Das alles war fast nebelbildflüchtig vor sich gegangen, so daß unsere kleine Gesellschaft sich nun fragte: Was war das?

„Ein vom Gewitter überfallener Tourist," sagte der große Hans.

„Ein armer Mensch im Fieberdelirium," bedauerte der Kleine.

„Chefredakteur der Sensation," legte der fremde Herr drauf. „Sie kennen doch das Wochenblatt, die Sensation? Nun sehen Sie, das war der Macher. So schaut der Zeitungsschreiber aus, wenn er naß ist. Tacitus, wohlbekannt im ganzen Land. Im trockenen Zustand ein possierliches, bisweilen zierliches, bisweilen schäbiges Herrchen, je nach den Weltereignissen. Ich will ihm jetzt meinen Gegenbesuch machen."

Nach wenigen Minuten kam der freundliche Herr von der Scheune zurück mit dem Bericht: „der Herr Doktor sind im raucheten Jungheu wohl aufgehoben und schlafen wie ein Bund Haferstroh. — Ich bin der Meinung, wir gehen und machen es ihm nach."

Die Sennin führte unsere drei ins Obergelaß des Stalles „afs Bed". Und da im trockenen, betäubenden Alpengras lagen sie, und aufs Bretterdach, das über sie mit Spreizen gespannt war, warf der Wind stoßweise Regen und Schnee.

Es war schon ein Weilchen still gewesen, da sagte Hans, der Große, mehr für sich als für die andern: „Warum die allemal Bed sagt, mit weichem d?"

„Weil auf der Alm alle Betten weich sind," gab der fremde Herr schon im Halbschlummer Bescheid.

Der Kleine hatte von diesem Tage genug und rief fast gebieterisch aus: „Schlafen will ich jetzt!"

Berufswahl auf dem Heu.

Der Schlaf hatte alles geschlichtet, aber das Erwachen wieder alles verwirrt. Tiefer, strenger Winter, soweit Nebel und Schneetreiben die Aussicht nicht vermauerten. Ein tollgewordener Sturm umgatterte die Hütte und rüttelte an allen Brettern und Balken, und verstopfte alle Löcher und Fugen mit Schnee. Des Halterbuben erste Arbeit war, die nächtigen Schneewechten aus der Hütte zu schaffen; er wie die Sennerin verrichteten ihre Arbeit gleichmäßig und schweigend, als wäre es ganz ordnungsmäßig, im August die Winkel voll Schnee und die Fenster voll Eis zu haben und von der Hüttentür bis zu Stall und Scheune einen Weg schaufeln zu müssen.

Unsere jungen Touristen saßen am Herdfeuer und hatten nicht viel Redebedarf. Mit breiten, runden Holzlöffeln, die vorher im Munde der Sennin und des Halters gesteckt, aßen sie aus der geblümten Tonschüssel die heißgekochte Milch. Sie schmeckte nicht sonderlich, allein der kleine Hans hatte erinnert, daß man etwas Warmes in den Magen kriegen müsse, ehe von weiteren Unternehmungen die Rede sein könne. — Der fremde Herr, der für seine grauenden Haare gar nicht greisig, sondern frisch und flink war, hatte sich aus mitgebrachten Konserven selbst ein Gebräu gemacht und dann Kognak dazu getrunken.

„Na nu?" lachte er einmal auf die Jungen her. Diese zuckten ratlos die Achseln. Auf schlecht Wetter war ihr Ferienkalender nicht eingerichtet.

Der große Hans schaute durch die halbverschneite Fensterluke hinaus. Fliegender Schneestaub und Nebel, dann eine mit Schnee belegte Holzwand des Stalles, sonst war nichts zu sehen.

„Was sollen wir machen?“ fragte der Student.

„Darüber wird uns wohl keine Wahl weh tun,“ antwortete der fremde Herr. „Dableiben bis der Sturm vorüber ist und dann hinab.“

Und dann hinab?

„Nach einem solchen Wettersturz ist auf Wochen hinaus keine Rede vom Bergwandern.“ Und der Sturm schien nicht willens zu sein, seinen Tanz sobald aufzugeben. Er wurde immer noch ausgelassener, jeden Kübel an der Wand machte er zu einer Trommel und jedes Loch zu einer Pfeife, fand aber mit seinem Konzert wenig Beifall. Die Touristen hockten am Herdfeuer und schürten es und warfen immer wieder knorrige Äste darüber. Bis der große Hans sich auf einmal reckte und sprach: „Jetzt weiß ich was. Ich gehe wieder ins Heu.“ Der Vorschlag fand Beifall, maßen auch Doktor Tacitus noch seinen Winterschlaf tat. Und dann lagen sie wieder stundenlang in den wohlangepaßten Gruben, die sie sich in der Nacht gehöhlt hatten und hörten dem Windgepolter zu und duselten und plauderten und rissen Rettungspläne an. Bisweilen kam der Halterbub und grub mit einem langgestielten Eisenhaken Heu aus dem Stoß, um damit das Vieh zu füttern.

Die beiden Hänse hätten den fremden Herrn, der ein so guter Kamerad geworden war, gerne durchschaut, aber er tat sich nicht auf. Sie kamen auf allerhand Mutmaßungen, blieben aber an keiner hängen. Mit mancher-

lei Ansprachen hatten sie es versucht. Der „Baron“ löste ein Schmunzeln aus; auf den „General“ schob sich allemal seine Stirnhaut hoch. Den „Doktor“ vertrug er noch am ehesten.

Nun, in der dunklen Heuscheune hat sich ein schicksalsträchtiges Gespräch entwickelt. Nach längerer Pause redete der fremde Herr plötzlich von seiner Schichte herüber: „Nun, meine Herren Maturanten, da lägen wir.“

Sie stimmten lachend bei.

„Eine recht nachdenkliche Zeit, nicht wahr? Ihr denkt gewiß über eure Berufswahl nach.“

„Dazu hat's noch Zeit,“ sagte der Große. „Ich will mir einmal die Burschenschaften überlegen.“

„So. Und der Kleine?“

„Ich werde Geistlicher,“ sagte der Bauernsohn aus dem Leingau.

Der Fremde hob aus dem Heu seinen Kopf. „Was? — Ich verstand Geistlicher.“

„Das ist schon ausgemacht.“

Der fremde Herr erhob sich zu einer sitzenden Stellung und wurde auf einmal unerquicklich ernsthaft. Er sprach von der Torheit, Geistlicher, und ausgerechnet gerade katholischer Geistlicher zu werden. Nicht weil er etwa den Stand an sich mißachte, er sei ja selber sozusagen Katholik und gerade daher sein Einblick. Vom Geistlichen würde er seinen Sohn, wenn er einen hätte, nicht bloß abraten, sondern geradezu abzwingen. Für einen Menschen sei das nichts, höchstens für einen, der schon mehr Schema als Leben ist. — Man merkte, wie die Gedanken in ihm aufwirbelten. „Wenn ein Mann weint,“ sagte er, „so ist das widerlich. Aber wenn man einen

jungen Kaplan weinen sieht, da — muß man mitflennen, hol mich der Teufel! Es gibt wohl nichts ärgeres, als so einen armen, enttäuschten Kaplan in der Seelsorge. Von einfältigen Leuten wie ein Heiliger verehrt, vom Vorgesetzten behandelt wie ein Sklave — buchstäblich. Des Bauers Pferdeknecht ist ein Freiherr im Vergleiche mit so einem an Leib und Seele auf lebelang Geknechteten. Während die einen ihm fast anbetend die mageren Hände küssen, fühlt er seine menschliche Schwäche; während er heldenhaft und verzweifelt mit seinem Leben ringt, verachten ihn andere als Heuchler und verdächtigen ihn besonderer Verfehlungen. Überall Mißtrauen gegen die Kutte, und steckt doch in den meisten Fällen nichts drin, als ein armer, gequälter, verzagter Mensch. Ja, zum Verzagen muß es sein, wenn alles willige Verzichten und Dulden umsonst ist. Er streitet sich in die Leidenschaft hinein, verletzt, wo er heilen will, und sein einfältiges Glauben kann's nicht fassen, warum alle Welt von der Kirche abfällt. Ist es denn da möglich, ein reiner, guter Mensch zu bleiben, nicht dem bösen Willen zu verfallen, wenn alle Güte vergeblich war? Wird einer da zwischen Bigotterie und Frivolität der Leute nicht gezwungen zum Heucheln und Falschsein? Jeder Beruf verträgt eher das Wahrhaftigsein, als der priesterliche. Ist der Priester wahr als Mensch und Denker, so wird er ein Ärgernis der sogenannten frommen Seelen und die Kirche räumt ihn hinweg. — Ihr, meine jungen Freunde, habt einen Blick ins geistige Leben der Welt getan. Von den Philosophen habt ihr euch das menschliche Denken und Irren zeigen lassen, von den Wissenschaften die Hinfälligkeit der Religionen und den endlichen Sieg der Wahrheit. Und

nun wollt ihr zurück in die enge Dunkelkammer, sollt anderen sagen, was ihr selber nicht wißt, ihnen versichern, was ihr selber nicht glaubt, nicht glauben könnt, weil niemand sich das Gehirn mit seiner Macht aus dem Schädel reißen kann. — Priester werden! — Habt ihr denn noch keinen Freund gefunden, der euch sagte, was das ist?"

Fast in einem Schrei war das hinausgerufen. Der Kleine war bloß ein wenig verblüfft über die Aufregung des Sprechers; der Große aber sagte mit frevelhafter Gelassenheit: „Ei was! Glauben oder nicht glauben — solches wäre mir das Wenigste. Das Huhn möchte ich im Topf haben."

„Du bist ein Strick!" lachte der kleine Hans, weil er es für einen übermütigen Spaß hielt.

Der fremde Herr sagte: „Daß Sie ein Freund des Huhns im Topfe sind, glaube ich Ihnen recht gerne, junger Mann. Aber daß Sie solches Huhn beim Kaplan suchen, ist ein Beweis, daß Sie weder in die Naturgeschichte des Huhnes, noch in die des Kaplanes tief eingedrungen sind."

„Gut, so studiere ich Jus," entgegnete der große Student. „Frau Justitia ist eine gerechte Dame, die wird mir mein Huhn schon zusprechen."

„Frau und gerecht!" sprach der fremde Herr mit nachdenklicher Miene. „Ich glaube, daß auch diese Dame ihre Mucken hat. Jedenfalls werden Sie anfangs ganz verdammt kurz gehalten sein. Sie können sich's einreden, daß es gerecht ist, wenn Sie in einer juridischen Kanzlei jahrelang arbeiten müssen, ohne einen Groschen Gehalt zu bekommen. Daß es gerecht ist, wenn Sie als juridischer

Privatdozent Ihre besten Kräfte dem Staate schuften müssen, ohne jedes Äquivalent. Vielleicht stellen Sie einmal auch Betrachtungen an darüber, ob es gerecht ist, wenn Sie im Hörsaal Ihre ernsthafteste Weisheit verzapfen vor den Herren Studenten, die ihre Kommerse ausschlafen und Ihre Vorträge höchstens als ein notwendiges Übel nehmen, um durch die Promotion in die Praxis hinauszuschlüpfen, damit sie dieselben armen Schlucker werden, wie der Herr Dozent einer ist. Davon rede ich nicht, das ist Geschmacksache."

„Aber ein Richter zu sein!" rief der große Hans fast pathetisch. „Die Spitzbuben hängen lassen können!"

„Es gibt auch Dinge, die man ohne Witze zu machen besprechen kann," verwies der Herr. „Aufgestellt also, Sie nehmen den beliebtesten Weg des Rechtsmannes und werden Richter und sind es endlich. Nun werden Sie nach Ihrem Gewissen, nach Ihrem Erkennen Recht sprechen — nicht wahr? Ein allerhöchster Beruf, Arbeitslust und Ehrgeiz vollkommen befriedigend. — Ja, mein Lieber, so ist es aber nicht. Sie dürfen als Richter nicht nach Ihrem Rechtsgefühl und Gewissen urteilen, Sie müssen Ihren Rechtsspruch aus der Schlangenbrut der Paragraphen schöpfen. Mit wesenlosen Buchstabenformeln sollen Sie die wirklichen, blutheißen Fälle ausgleichen; dem Gesetzbuch müssen Sie aufs Papier schauen, anstatt dem zu richtenden Menschen ins Herz. Und wenn Sie aus dem Gesetzbuche nach gewissenhaftester Prüfung ein gerechtes Urteil schöpfen wollen, steht rechts der Staatsanwalt und verlangt für den Angeklagten die größtmögliche Strafe, und steht links der Verteidiger und verlangt Freispruch. Beide auf Grund der Verhandlung, wohlgemerkt, und

beide — nach dem Gesetz. Dasselbe Gesetzbuch hat für den Angeklagten Ja und Nein, und des Richters Urteil darf keines persönlicher Überzeugung sein, muß ein Kompromiß sein. Wenn er einen Angeklagten — technisch ausgedrückt — gerecht aburteilt, so hat er persönlich kaum eine Befriedigung, weil er ja nur nach dem Gesetze gesprochen hat. Fällt er ein ungerechtes Urteil, dann kann er sich ja wohl einmal auf das Gesetz berufen, aber der Stachel bleibt ihm als persönliches Eigentum. Sie sehen, daß seine sittliche Leistung völlig aus dem Spiele bleibt. Der Richter mit seiner Gerechtigkeit ist, in der Nähe besehen, nichts, als der Teil einer Maschine, die man freilich — ölen kann."

„Der Herr is mar da im Weg, ih brauch Heu!" knurrte der Halter, der mit seinem langstieligen Haken herbeikam und somit den Richter richtenden Richter richtete. Der Herr mußte aufstehen. Der große Student hatte vom Richterstand allbereits auch genug bekommen und entschied sich nun kurzerhand für die Philosophie.

Das gab für den fremden Herrn, der heute just einmal die Fürsehung spielen wollte, eine neue Arbeit. Und keine leichte. Fürs erste wollte unser großer Hans nicht begreifen, daß ein lebfrischer Mensch, der er doch offenbar sein wolle, ein Schemen sein müsse. „Der Philosoph in seiner Lehre ist ein Schemen, das vom Vormann als Wahrheit aufgestellt und vom Nachmanne als Irrtum abgetan wird. Die Geschichte der Philosophie ist nichts anderes, als die Geschichte der logischen Irrtümer. Sie, ich sage Ihnen, die Logik ist ein Luder, das sich für alles brauchen läßt. Es mischt sich in alles, tritt überall gleichsam als beeideter Zeuge auf und beweist die falschen

Aussagen ebenso haarscharf, als die richtigen. Im besten Falle Phantome. Was nützt es mir, wenn die Logik sagt: zwei Pferde und ein Pferd sind drei Pferde — wenn kein wirkliches Pferd vorhanden ist. Sie kann keines herstellen. Und habe ich wirklich zwei Pferde und noch eins dazu, so habe ich deren drei, auch wenn es keine logische Mathematik gibt."

„Das gilt nicht, Herr Doktor," rief der kleine Hans, „das ist ein Unsinn."

Der Herr sprach gewichtig weiter: „Was wollt ihr? Ich spreche eben Philosophie. Ich sage bloß, daß alle Philosophie, Maxime, Theorie und Logik, nichts sind ohne eine Wirklichkeit. Man spricht den Nonsens von der Geistigkeit des Gedankens. Was heißt Geistigkeit? Was heißt Gedanke? Fehlen im Schädel die paar Lot Mark, so ist's nichts mit Gedanken und Geistigkeit, schlechterdings nichts. In dem Handvoll Materie, Gehirn genannt, gibt es mehr Geistigkeit und Göttlichkeit und was ihr wollt, als in allen Himmeln zusammen, die keinen greifbaren Denkkopf haben. Philosophie ist Dunst, der aus kochendem Hirnbrei aufsteigt."

„Aber der Herr Doktor philosophieren ja selber!" lachte der große Student.

„Um euch zu beweisen, daß es für nichts ist."

„Also wie ist das?" so der große Student. „Der Herr sagen, die Philosophie ist für nichts. Und wollen uns mit ihr von ihr abbringen. Dann ist sie ja doch für was. Und wenn sie für was ist, sollen Sie uns nicht von ihr abbringen wollen."

„Sehen Sie! Sehen Sie!" rief der Herr lebhaft, „da haben Sie ein ganz ausgezeichnetes Beispiel ange-

schlagen, vom Wesen, oder besser vom Unwesen der Logik." Damit schuf sich der Entgleiste einen leidlichen Abgang, oder Übergang auf sein eigentliches Thema. — Da wachte Doktor Tazel auf.

Vom hinteren Winkel der Scheune her schmetterte ein scharfes Stimmlein: „Numero 1064! Doktor Tacitus von der Sensation! Hallo!"

„Hallo!" antwortete unser fremder Herr, und das drahtlose Telephon trat in Wirksamkeit.

„Euer Gnaden waren eben so wohlgelaunt, zwei junge Männer auf Irrpfade zu leiten, auf denen sie sich — frei gesagt — nicht leicht würden wieder zurechtgefunden haben, wenn nicht durch einen äußerst glücklichen Zufall meine Wenigkeit der Heugruft entstiege, um sie zu retten, falls der etwas pathetische Ausdruck gestattet ist."

Dieser feierlichen Ansprache gab der fremde Herr eine völlig unpassende Antwort.

„'n Morgen, Sensation! Sagt mir, Doktorchen, war das gestern Wasser oder — Wein?"

„Es war Schnaps, mein verehrter Gönner. Der bog mich so lange in den Busch nieder, bis die Sündflut kam, um mich bibelfest auszudrücken. Habt Ihr mich denn für besoffen gehalten?"

„I bewahre! Ich verordnete Euch vor dem geschätzten Publikum Erkältung und Fieber für mindestens drei Lungenentzündungen."

„Es war schrecklich, Herr! Ich konnte — im Schmerze gesprochen — nichts mehr denken als: mein Blatt! Mein armes Blatt! Wenn ich ihm nur noch telephonieren könnte, wie das Ende war!"

„Es war ja keines, Doktorchen!"

„Nein, um richtig zu sprechen, es war keines. Das Heu hat mich völlig restauriert. Mindestens zehn Nummern kann ich der Sensation neuerdings garantieren. Die nächste Nummer wird ein Tausend Mehrauflage haben. Ach, ich muß schnell meiner Wege.“ Während er aber die verknüllten Beinkleider an die Beine zog, rief er: „Schlafen denn die jungen Herren schon wieder? um ergebenst anzufragen.“

Der Große versicherte schneidig, sie schliefen nicht. „Nun denn, meine Herren und Abonnenten in spe!“ So schraubte sich der Wiedergenesene aus seinem Heuwinkel empor. „Sie haben eben unter umsichtigem Vorsitz Seiner Gnaden Berufswahl gehalten. Alle verehrlichen Philisterberufe sind Ihnen vorgetrieben worden, nur der wichtigste, der modernste, der einzig maßgebende — um klar zu sprechen — wurde Ihnen verhehlt. Der Journalismus. — Fragen Sie sich gütigst einmal selbst, meine Gesinnungsgenossen, ob der Gegenwart die Theologie, Juristerei und Philosophie noch eines gerupften Spatzen wert ist? All derlei Vorurteil hat, wie Sie wissen, die fortgeschrittene Menschheit in den Kanal geworfen. Nur ein Trieb, ein Interesse, eine immer gärende und gebärende Geistesmacht — um schön zu sprechen — ist ihr geblieben, hat sich bis zur Einheit der Inkarnation entwickelt — die Sensationslust. Ihre Priester, meine Freunde, sind die Journalisten. Politik, Parteigezänke, gewöhnlicher Nachrichtendienst und dergleichen ist abgetan. Wenn unsere verehrlichen Leser des Morgens aufwachen, haben sie nur ein Bedürfnis, das nach Sensation. Was ist heute los? Das ist die Frage. Und diesem Bedürfnis nach Sensation zu entsprechen, ist — um es kompakt zu sagen — die höchste

Aufgabe der Kultur. Sieht der Zeitungleser, daß nichts ist, dann gibt er sich ruhig und zufrieden seiner Tagesaufgabe hin. Und ist mal was los, dann fühlt er sich als Sozialmensch gemeinsam mit aller Welt, erschrickt, staunt, bewundert, ist entrüstet oder voll Mitleid. Die Sensation allein ist es, die den Menschen altruistisch erzieht — um mich sozial auszudrücken — und der Journalist ist es, der in Sensation macht."

„Ja, und uns grün und blau anlügt!"

Das war der Kleine. Rasch duckte er sich wieder in sein Heu unter. Der Sensationsapostel war noch im Ordnen seiner Toilette; dabei fuhr er fort, würdig zu sprechen: „Wenn ich Sie gebeten haben dürfte, junger Mann, lassen Sie hier Altväter Hausrat fort. Lüge, Wahrheit, das sind Banalitäten, oder um mich bestimmter auszudrücken, subjektive Begriffe. Ist euch nicht schon aufgefallen, meine Freunde, daß man der Zeitung die sogenannte Lüge nicht bloß bereitwilligst verzeiht, sondern sie direktement von ihr fordert? Gedruckt gelogen ist nicht mehr gelogen. Bei der Presse geht es doch um der Götter willen nicht nach Wahrheit, es geht nach Neuigkeit! Denkt an, wenn jede Neuigkeit wahr wäre! Denkt das bloß einmal an, welche Kalamität! — Zweimal ist man den Zeitungen dankbar: das erste Mal für die sensationelle Neuigkeit und das zweite Mal dafür, daß sie nicht wahr ist! Kurz und gut geschlossen, die Zeitung hat uns von der Wahrheit erlöst. Mein Antrag, junge Männer: werdet weder Priester noch Magister, noch Philister, werdet Journalister! — Ich habe gesprochen."

Im Halbdunkel sah man, wie eine schlanke Gestalt rasch und behendig hinhuschte von der Ecke bis zur

Brettertür. Man hätte in dieser flüchtigen Erscheinung das in Wasser und Schnee durchweichte Häuflein Unglück von gestern abend nicht wiedererkannt.

Die da zurückgeblieben im Heu, alle drei lachten sie jetzt laut. Der fremde Herr aber unterbrach sich und schnupperte mit gerunzelter Nase. — „Sollte man jetzt nicht ein wenig ausräuchern? So ein Fant! Es nimmt ihn ja kein Mensch ernst in der ganzen Stadt. Bloß mich gelüstet's jetzt, ihn auf dreißig Sekunden lang ernst zu nehmen. Es ist ein Typus jener Wahrheitsfrevler, vor denen ich alle jungen Leute warne. Die Wahrheit ist das einzig Erstrebenswerte, was wir haben und sie soll der einzige Leitstern sein in unserer Berufswahl.

Dem großen Hans wurde ungleich. Er war sich nicht recht klar darüber, ob der Herr den Bierschwefel des Journalisters in anderer Form fortsetzen wollte oder wieder zu seinen altersklugen Ratschlägen zurückkehrte. Bald war das kein Zweifel mehr. „Da wir," fuhr der fremde Herr fort zu reden, „heute schon soviel von der Berufswahl gesprochen haben, so möchte ich mir schließlich erlauben, euch, meine jungen Wissenschaftskandidaten, einzuladen zu jenem Beruf, der wie kein anderer allen falschen Schein ausscheidet und der Wahrheit dient, der Wesenheit an sich. Die Natur hat uns den Forschergeist eingepflanzt, hat uns alle Sinne gegeben, die nötig sind, um alles, was ist, wahrzunehmen. Ist irgend einer dieser Sinne noch nicht völlig ausgebildet, so müssen wir ihn züchten und zur Vollkommenheit bringen. Was unsere Sinne allsamt nicht und nie wahrnehmen, das existiert nicht. Was existiert, das können wir wahrnehmen und genießen. Aus diesem Wahrnehmen und Genießen be-

steht unser Leben, und die Erkenntnis dieser Tatsache nennen wir die Wahrheit — notabene die wirkliche, nicht die eingebildete Wahrheit der Phantasten."

Da sagte der kleine Hans: „Warum wird denn zwischen der wirklichen und der eingebildeten Wahrheit ein so großer Unterschied gemacht? Ist nicht auch das Eingebildete etwas Wirkliches? Erstens weil es ist und zweitens weil es wirkt."

„Jessas, der Hanserl ist gescheit worden!" rief der große Student.

„Höre mir nur zu," sagte der Kleine, gegen seine Gewohnheit plötzlich ganz rege geworden. „Unter allen meinen Schulkollegen habe ich das wenigste Monatsgeld gehabt und ihr habt mich doch gerne den Hans im Glück geheißen. Ich habe mir nämlich alle guten Sachen, die sich die anderen kaufen konnten, bloß eingebildet und viel schöner, als sie es in Wirklichkeit hatten. So bin ich immer der Hans im Glück gewesen. Wie kann denn aber etwas, das nicht wirklich ist, eine solche Wirkung haben?"

„Lieber Kleiner," entgegnete der fremde Herr väterlich gestimmt, „wenn Sie nichts als Ihre wirkliche Einbildung gehabt hätten, so würden Sie längst wirklich verhungert sein und wir hätten kein gutes, einfältiges Kind hier auf dem Heu. Wenn Sie sich sehr gut genährt hätten, so würden Sie ein noch regeres, genußreicheres Einbildungsleben haben führen können. Die Tätigkeit des Gehirnes hängt vom Stoffe ab."

„Das ist wieder ein Unsinn, Herr Doktor!" schrie der Große. „Da müßten die vollgefressenen, feisten Leute eine lebhaftere Einbildungskraft haben als die mageren."

„Sie bedenken nicht, mein Junge, daß alles Unmäßige vom Übel ist," sagte der Herr. „Ich habe früher gesagt, die Erkenntnis der Tatsachen ist das, was wir Wahrheit, Wissenschaft nennen. Ich denke nur an Naturwissenschaft, eine andre gibt es nicht, strenge genommen. Der wichtigste, ganz unwiderleglich wichtigste Teil der Naturwissenschaft ist natürlich der, so sich mit der Natur des menschlichen Körpers befaßt, über das Wohlbefinden, über die Kraft, über das Glück des Menschen wacht. Im menschlichen Körper das richtige Maß und Verhältnis zu erkennen und zu erhalten, das ist das Ziel aller Entwicklung und Kultur. Die Hygiene, die Medizin und was mit ihr zusammenhängt. Von dieser Wissenschaft lebt die Menschheit! Von ihr hängt jedes einzelnen und des Ganzen Schicksal ab. Nicht bloß mit den Worten: gesund, krank — auch mit den Ausdrücken: gut, böse, meinen wir im Grunde nichts anderes, als eine gewisse chemische Zusammensetzung des Blutes. Und die Hauptwerkstatt für alle stofflichen und geistigen Werke ist der Magen. Die Weltgeschichte, meine Herren, wird im Magen gebraut. — Das ist aller Erkenntnis Kern, den wir vielleicht gerade hier — mit knurrendem Magen eingeschneit — schmerzlich empfinden."

„Ich empfinde sehr!" rief der Müllerssohn.

„Keinesfalls, meine jungen Schicksalsgenossen," schloß der schwungvolle Sprecher, „brauche ich noch zu fragen, welches der höchste, der universellste Beruf ist."

„Ich weiß es," sagte unentwegt der kleine Hans.

„Nun?" —

„Ich mag es hier nicht gerne sagen."

„Es wird auch das Gescheiteste sein, du geliebtes

Wickelkind," rief der Große. „Du denkst doch gewiß nur an die Windelfrau."

„So weit wäre das nicht gefehlt, junger Mann," sagte der fremde Herr. „Die Windelfrau ist der erste Arzt."

„Ich sage es ja, der ärztliche Beruf ist der wichtigste," sprach der große Hans. „Für mich ist es jetzt entschieden."

Der fremde Herr reichte ihm über das Heu die Hand.

Es gehen drei Straßen.

Bei den wissenschaftlichen Erörterungen über leibliche Ernährung waren unsere drei Eingeschneiten auf ihrem Heu sehr hungrig geworden. Hans, des Kleinen, wirkliche Einbildung, daß er daheim bei Muttern Rauchfleisch und Speckknödeln esse, wollte nicht recht klecken; andrerseits konnte man sich in diesem Falle auch von der hygienischen und medizinischen Wissenschaft nicht viel versprechen. Die einzige Hoffnung wendete sich der Person zu, die von einer Fakultät, von einer eingebildeten oder wirklichen Welt, von einer Weltgeschichte, die aus dem Magen kommt, nie etwas gehört hatte. Zu ihr stiegen sie jetzt wieder hinab, aber die klotzige Sennin sagte, sie hätte nichts. Das Mehl sei vertan, das Brot sei ausgegangen, die Eier seien aufgegessen, Speck sei dies Jahr keiner noch in der Hütte gewesen, es hätten ihn denn die Herren Bergkraxler selbst in ihren Buckelsäcken mitgebracht. Ein paar Reindln Milchrahm wären sonst immer gewesen, aber die Kühe hätten schon den Schnee geschmeckt und für trockenes Heu wollten sie nichts Fettes hergeben. Sie und der Halter wüßten ja selbst nicht, was anfangen, wenn der Winter zu lang dauere.

Nun sahen sie sich um nach dem Doktor Tacitus. Der war nicht da. Derselbe Sturm, der ihn gestern in die Hütte geworfen, schien ihn wieder davongetragen zu haben.

„De Schneiderseel kimt awi,“ sagte der Halter. „De is z gring, als dass' kunt steckn bleibn im Schnee, de tragt der Wind.“ Dieser Zuversicht gab der Halter einen Wetterbericht bei, so der bauernsprachkundige Kleine den

beiden anderen ins geliebte Deutsch übertragen mußte. Das Wetter habe sich zwar geändert, aber nicht zum bessern. Es sei weniger stürmisch, aber es sei beständiger mit Frost und Nebel. Am Mittag hab's vom Dach getroffen, jetzt seien schon wieder Eiszapfen. Vom Bergsteigen werde wohl tagelang nicht die Rede sein können, aber talwärts gehe es, weil der Schnee sich soweit gesetzt habe, daß ihn der Wind nicht mehr könne heben. In den Kesseln liege er hoch, aber die Riegel wären kahlgefegt. „Abi kemt's" schloß der Halter. „Und wann's abi kemts, so sprechts beim Bärnwirt zua, sie sulltn Brot auffer schickn."

Dann haben die drei — es war am frühen Nachmittag — sich in ihre Mäntel gewickelt und die Rucksäcke festgeschnallt. Als die Studenten zur Sennin wollten, um ihr Eigentum auszugleichen, trat der fremde Herr dazwischen mit der Bemerkung, er als der Materialist in diesem Bunde sei es seiner Materialistenehre schuldig, alle materiellen Angelegenheiten dieses Alpenhotels zu schlichten. Studenten sind über solche Eingriffe in ihre persönlichen Rechte selten ungehalten. Der kleine Hans hat nachher den Großen gefragt, warum er sich nicht bedankt hätte.

„Na, könnt' mir einfallen!" antwortete dieser. „Ich werd' mich bedanken! Seine Gnaden, oder was er ist, sollen so froh sein, daß ich mir's gefallen laß."

Schaute der Kleine einen Augenblick mit Ehrfurcht zu ihm auf, dann aber brummte er: „So stolz sein und sich was schenken lassen!"

„Aff" pfauchte der Große und fuhr ihm mit den ausgespreizten Fingern über das Gesicht.

Der Himmel machte noch eine finstere Stirn, ein Nachdämmern der Zornestat. Im übrigen war er ruhig geworden und unsere Touristen strampften davon. Wenn es sonst der Hunger ist, der die Wanderer erschöpft, so war es jetzt der Hunger, der sie belebte. Es war ein Wettlauf mit ihm bis zum Bärenwirt. Der große Hans, der zuerst am meisten lief, war es natürlich, der zuletzt von den beiden andern geschleppt werden mußte, bis sie in den langen Waldschluchten gegen Abend das Bärenwirtshaus erreichten. Dieses Wirtshaus stand an der Scheide zweier Straßen, die längst nicht mehr von flaumigem Schnee eingehüllt, hingegen vom Regen aufgeweicht waren. In den Wildgräben wirbelten trübe Wasser.

Nun und hier kehrten sie ein. Und hier tafelten sie wild. Als der frostige Abend in die Stube dämmerte, schnarchten sie der Reihe nach in drei Betten, unter üppig aufgedunsenen Tuchenden, die wie drei Berge über sie ragten.

Am nächsten Tage, als sie nicht allzufrüh, aber ganz munter aufstanden und in das Gastzimmer kamen zu den bäuerlich protzigen Kaffeetöpfen, war schon die neue Zeitung da. Der Wirt schob sein grünes Samtkäppchen nach rechts und nach links, blinzelte mit den wulstigen Augen, legte endlich das Blatt weg und rief in die Küche hinaus seinem Weibe zu: „Muatter, mir wern auffi müassn mitn Knechtn!“

„Was hat's denn?“

„Da oben auf der greanen Senn is was g'schehen; Geh kim, les' 's außer. Mih tuan alleweil scho d' Augen verlassen. Der junge Herr hätt' bessere, wann er lesen

wullt'!" Er schob das Zeitungsblatt über den Tisch dem kleinen Hans zu und stemmte den knülligen Finger auf die Neuigkeit.

Hans las:

„Fünf Personen im Schnee begraben! Fünf Personen tot!"

„Wo?" riefen die beiden andern.

Der Kleine hob seine Stimme hoch und las weiter: „Der unerhörte Wettersturz hat unseren Bergen eine beispiellose Katastrophe gebracht. In der Almwirtschaft, die grüne Senn genannt, hat der Schneesturm die Hütte mit ihren zwei Wirtschaftsleuten und mit drei beherbergten Touristen verschüttet. Ein vierter Tourist (eine soviel man zur Stunde erfährt, diesem Blatte nahestehende Autorität) konnte sich mit äußerster, geradezu heldenhafter Anstrengung noch retten. Alles andere, Menschen und Tiere, sollen rettungslos verloren sein. — Die Gegend ist alarmiert, allein das Unwetter läßt keine Wahrscheinlichkeit hoffen, Rettungsversuchsaktionen beginnen zu können. Unter den Verunglückten soll sich eine hervorragende Persönlichkeit aus der Residenz befinden. Näheres konnten wir bis zum Schlusse des Blattes nicht erfahren."

Die krampfige Erregung löste sich in ein Gelächter auf. — Bei dieser beispiellosen Katastrophe waren sie ja dabei gewesen, alle drei. Sie, die hier bei dem dampfenden Kneippkaffee saßen, lagen oben in der Almhütte unter dem Schnee begraben und es ist keine Möglichkeit vorhanden, sie zu retten.

Der fleißige Doktor Tacitus!

Der kleine Hans brannte vor Grimm.

„Wir lachen. Aber hundert andere, die jetzt diese

Nachricht lesen! Und haben Bekannte und Verwandte im Gebirg!"

„Dieses Doktorchen mit seiner ‚Sensation' wird ja nicht ernst genommen," beruhigte der fremde Herr.

„Und wenn er das in der nächsten Nummer widerrufen muß!"

„Wer? Der Doktor Tacitus in der ‚Sensation' widerrufen? Fällt ihm gar nicht ein. Erwartet auch niemand. Bis zur nächsten Nummer ist alles vergessen. So weit ist man ja."

Nach dem Unglücke, dem sie so heil entkommen, war die Stunde herangerückt, da sie sich trennen mußten. Der fremde Herr nahm beim Bärenwirt ein Wägelchen, um seiner Eisenbahnstation zuzufahren. Sie erwarteten, daß er sich ihnen endlich enthüllen würde. Er zog auf Anspielung auch wirklich eine Visitenkarte aus der Tasche, aber gleichzeitig auch ein Kuvert, in das er die Karte steckte, um es zuzukleben.

„Es war nur eine flüchtige Begegnung," sagte er fast gedämpft. „Ihr seid junge Leute. In kürzester Zeit habt ihr ja den alten Herrn schon vergessen, so wißbegierig ihr jetzt auch danach sein mögt, was man aus dem wunderlichen Kerl machen soll. Ich möchte aber gerne wenigstens vierundzwanzig Stunden lang noch in eurem Gedächtnisse bleiben. Hier ist meine Karte. Ich gebe sie euch nur unter der Bedingung, daß ihr sie erst morgen um diese Stunde öffnet. Nehmt sie drum."

Fast kalt lief es den Jungen über den Rücken, als er mit solcher Feierlichkeit die Karte in des Großen Hand gab. Dann stieg er rasch in den Wagen und fuhr seines Weges.

Die beiden Burschen schauten sich an, verwundert, daß sie allein waren. Fast unentschlossen stampften sie hin auf dem verwaschenen Weg, neben ihnen das zornige Wasser von den Hochbergen, die immer noch dicht in Regen und Gestöber eingehüllt waren. Und der fremde Herr? Natürlich rieten sie jetzt hin und her, wer es gewesen sei.

„Wer weiß es denn, wenn wir's jetzt aufmachen?" sagte der Große und wendete das Brieflein hin und her. Da sagte der Kleine fast zärtlich: „Hans, du mußt nicht gemein sein. Wir haben es ihm versprochen — erst morgen um diese Stunde."

„Wirst sehen, Ihre Gnaden foppen uns abscheulich. Ein Kanzleihocker wirds sein."

„Ich halte ihn für so einen, der für den Baedeker die Berge beschreibt. Ich hab's gehört, es gibt Leute die von so was leben."

„Jedenfalls ist er selber nicht sehr stolz auf seinen Beruf. Ein anderer hätte kein Geheimnis damit."

„Der Kaiser Josef hat's auch nicht gesagt, wie er im Volke so umging," meinte der Kleine.

„Ein gescheiter Kerl ist es schon — was er alles geredet hat," erinnerte der Große.

„Bissel Holler hat er auch geschwatzt," sagte der Kleine.

Sie gingen dahin und die Stöcke klangen in den Steinen.

„In der Almhütte hätte es feiner sein können, wenn wir allein gewesen wären," ließ sich der Große aus. „Just schatzig ist sie nicht gewesen, aber in der Nacht sind alle Kühe schwarz."

„Du denkst immer so Sachen!“ verwies der Kleine.

Plötzlich standen sie vor einer Wildgieß, die vom Hang herabschoß und über den Weg einen Graben gerissen hatte. Der Große mit den langen Beinen kam bequem darüber hinweg, ebenso dem Kleinen gelang der Sprung, wenn ihm auch das von einem Fußtritt getroffene Wasser nachspritzte. Er blieb jetzt davor stehen und dachte nach. Dann ging er an einen nahen Holzzaun und zog ein langes Brett heraus. Das zerrte er zum Wildbach und warf es darüber als Steg.

„Jetzt bist über das Gescheite wieder ein bissel hinausgekommen,“ lachte der Große. Sonstige Leute legen den Steg, ehe sie darüber gehen, nicht erst nachher.“

„Es werden auch noch andere Leute zu gehen haben,“ antwortete der Kleine. „Vielleicht auch Schulkinder.“

Er hatte es noch nicht ganz gesagt, so stand ein fluchender Bauernlümmel da und bedrohte den Jungen, der ihm den Zaun zerrissen hatte. Der Kleine lief wie ein Wiesel mit seinem Kameraden, von dem er scheußlich ausgelacht wurde, seines Liebesdienstes wegen, dem so schnell die weltübliche Belohnung folgen wollte. Der grobe Geselle zog das Brett vom Wasser weg und steckte es wieder in seinen Zaun. Mit der geknüllten Faust grüßte er noch den Jungen nach und verlor sich dann in den Büschen.

In der folgenden Nacht herbergten sie fast vornehm. Es war in einem großen Dorfwirtshause, wie solche in eisenbahnlosen Gegenden voll Macht und Ansehen an der Straße stehen. Schon als unsere beiden Touristen sich breit und behaglich an dem mit braunem Wachstuch überzogenen Tische niedergelassen hatten, sagte

der Müllerssohn: „Heut wollen wir uns einmal was leisten. Was magst du gerne, Hans?"

Nach der mißlungenen Alpenpartie und dieweilen das Wetter gar keine guten Aussichten zeigte, hatten sie beschlossen die Reise abzubrechen und jeder in seinen Ort zurückzukehren. Darum zu guter Letzt ein feines Nachtmahl.

„Also, Hans, was magst du gern?"

Und noch ein drittesmal mußte der Große fragen, bevor der Kleine zur Antwort gab: „Was ich am liebsten mag, das haben sie doch nicht da."

„Wer weiß es. In so einem Einkehrhaus! Sag's."

„Nein, das hat man nur bei mir daheim im Leingau."

„Jetzt zieh nicht so fad herum und red'."

„Das liebste, was ich möchte," gestand der kleine Hans, „wären gebratene Holzäpfel."

Nun, die waren hier nicht zu haben und so mußte der anspruchsvolle Bauernsohn mit gebackenen Forellen, Schweinsschnitzeln, und Kaiserschmarren fürliebnehmen, zu dem nur noch Specksalat, Triett (in Wein geweichtes Zimmtbrot) und eingemachtes Obst kam. Mit goldklarem Flaschenbier stießen sie an auf gute Freundschaft für alle Zukunft und auf einen glücklichen Beruf. Der kleine Hans bleibt dabei, er will Priester werden. Der Müllerische weiß noch nicht recht, was er machen wird. Und bei einer neuen Flasche stießen sie ein drittesmal ihre Gläser an auf eine schöne Bergpartie, später einmal auf den Lanzstein und zu den Drei Augen. — Dann in den Betten plauderten sie noch lange und trieben ulkige Erinnerungen an ihre Gymnasiastenzeit mit den unter-

schiedlichen Kollegen und Professoren, die alle ins Zauberreich der Karikatur gerückt wurden — anders kann der richtige Student ja nicht einschlafen.

Am nächsten Morgen zweigten sich außerhalb des Dorfes ihre Straßen. Ein dunkelgrauer Nebel lag tief herein über die Bäume und — über ihre Zukunft.

Jetzt standen sie nahe beisammen. Der Müllerssohn schlug dem Kleinen die flache Hand auf den Rücken: „Na also, Knirpsl, ich dank dir halt schön. Laß dirs gut geschehen auf den Ferien."

„Du auch."

„Sorg' dich nicht!"

Aber sie gingen noch nicht auseinander. Der große Hans Schmied langte in die Brusttasche und brachte das Briefchen hervor. Jetzt standen sie noch näher zusammen. Wer weiß, was es noch zu bereden gibt. — Der Große zwickte mit den Fingernägeln hastig und ungeschickt den Rand des Kuverts auf und zog die Karte hervor. Mit feingravierter Lateinschrift:

„Hofrat Professor Dr. Viktor Weißpandtner."

Der Große rümpfte die Nase. — Ein Professor!

Bei Hofrats.

Das war im Sommer, als Professor Viktor Weißpandtner auf dem Blättchen so klein dastand. Im nächstfolgenden Herbste blickte der Müllerssohn vom Unterschatt mit der schwärmerischen Bewunderung eines begeisterten Schülers zu ihm auf. Was weiß ein Gymnasiastenbub von den Weltberühmtheiten der Wissenschaft! Es hätte ihm was dämmern können, damals auf der Alm. Die dort gestreuten Körner gingen allmählich und ganz unbewußt in ihm auf. Dann, auf der Suche nach einer Fakultät, stand in seinem Gehirn groß und breit Professor Weißpandtner und ließ niemand den sonst an sich vorbei. Jetzt war er sein Hörer.

Auf der Universität war kaum ein Saal aufzutreiben, der alle Hörer faßte, wenn Hofrat Professor Weißpandtner seine Vorlesungen hielt. Die Erstlinge betraten mit Ehrfurcht den Saal, dessen hohe, weiße Eingangstür mit der Überschrift bezeichnet war: „Aller Kräfte größte ist die Wahrheit!" — Solche, die mit der Wahrheit schon vertrauter waren, entfalteten in den Bänken ihre Knie und ihre Ellbogen und fühlten sich als festgerammte Herren des Weltalls, die mit Löffeln an beiden Händen zugreifen können, wenn sie stark genug sind, an der wohlbesetzten Tafel den besten Platz zu behaupten.

Hans Schmied aus dem Unterschatt hatte in der Ecke einer Seitenbank noch ein Plätzchen halb mit List, halb mit Gewalt erobert. Er war, wie alle aus der Provinz, sehr bescheiden und hatte zum nächsten Ankömmling sehr höflich gesagt: „Ich bitte, hier scheint

schon alles besetzt zu sein," während er seine Beine so stramm zwischen die Bankbalken stemmte, daß jener den Versuch einzudringen, aufgab, um in der nächsten Bank den vollkommenen Sieg zu erringen, wo er einen kleinen, schiefgebogenen Judenjungen einfach vom Sitze hob und auf die Fußdielen setzte. Dieser machte sich nichts daraus, sondern saß dann buchstäblich zu den Füßen des Meisters.

Der erschien nun. Hans stand ehrerbietig auf, nahm aber sofort eine lässige Haltung an, als er sah, wie wenig die anderen Studenten ihre Ehrfurcht zu markieren strebten. Hier geht es ja nur um Wahrheit und die kennt keine Ehrerbietung und keine Dankbarkeit. — Hans hätte den Mann kaum wiedererkannt. Ein etwas untersetzter, ungezwungen sich bewegender Herr in schwarzem Anzug mit leichtgrauendem Vollbart und einem durchgeistigten Antlitz, über dessen linker Wange das schwarze Band eines Zwickers niederhing. So fein geschnitten schien ihm dieses Gesicht nicht damals auf der Alm; hingegen fielen ihm heute die mehr blond- als grauschimmernden Haare auf, die an beiden Seiten über den Ohren glatt nach vorne gestrichen waren und vom Scheitel her eine schöne Denkerstirne freiließen. Nur das lebhafte, freundlich lugende Auge war noch das des „fremden Herrn," der die Jungen damals so onkelhaft gütig und schneidig beraten hatte.

Professor Weißpandtner blieb neben der Lehrkanzel stehen, stützte auf sie den rechten Arm, während die linke Hand in der Hosentasche stak. Er begann sofort zu sprechen ohne jede Einleitung, leicht anknüpfend an in früheren Semestern Vorausgegangenes. Er sprach nicht laut, aber so deutlich, daß in jeder Ecke jedes Wort ver-

standen werden konnte. Einzelne Silben pflegte er in die Länge zu ziehen, um dann das Wort mit einem scharfen Kurzlaut abzuhacken. Er sprach ohne Schwung, aber nachdrücklich auslangend, gleichsam in wohlgeschärften Spitzsätzen, häufig mit launigen Wendungen, wobei das Kollegium allemal ein Gelächter tat. Sagte er etwas besonders Liebenswürdiges, so rief man: „Heil!"

Weißpandtner plauderte Naturgeschichte. Der Diener hatte auf dem Spannbrette eine tote Fledermaus hereingebracht, an der demonstrierte er die organischen Merkmale, die sie zu einer Verwandten der übrigen Tiere und des Menschen machen. „Ich habe zu dieser Erörterung die Fledermaus gewählt," sagte der Professor, „obschon ich auch irgendein anderes Tier hätte nehmen können. Der landläufige Vergleich z. B. des Menschen mit dem Affen ist eine ganz überflüssige Unhöflichkeit, ob gegen ersteren oder letzteren, das zu entscheiden fühle ich mich nicht kompetent."

Während des Vortrages unterbrach er sich jäh für den Augenblick und tat eine leichte Handbewegung gegen die Seitenbank hin. Er hatte den Großen von der grünen Senn bemerkt. Nach der Vorlesung ging er auf ihn zu und begrüßte ihn scherzhaft mit dem Worte: „Heukollege!" und fragte nach dem Wohlergehen. Halb gerührt und halb schalkhaft tat der Student eine tiefe Verneigung und warf einen Streifblick, welchen Eindruck wohl diese Kollegialität des Herrn Professors auf die anderen mache.

Keine der Vorlesungen hatte Hans Schmied von nun ab ausgelassen, durch das ganze Halbjahr keine. Er gefiel sich nicht einmal darin, ein gar so fleißiger Student zu sein, allein die Vorträge fesselten ihn. Weiß-

pandtner lehrte Wahrheiten, die alle so selbstverständlich waren, daß sie eigentlich gar nicht bewiesen zu werden brauchten. Tausendfach, wenn man genauer zusah, bewies sie das Leben. Auf all seinen Wegen und Stegen, in den Steinen, in den Pflanzen, in den Tieren, im Wassertropfen, in den Himmelskörpern und in der Asche seiner Zigarette — überall Illustrationen zu den Wahrheiten im Lehrsaale. Sie breiteten ein neues Leben um ihn aus, sie sanktionierten seine heimlichen Wünsche. Und wie anmutig! Wo früher die dürren Wüsten der Arithmetik und Algebra, der Grammatik und antiken Sprachen, die Steppen der Dogmatik, spröden Geschichtstheorien und saftlosen Literaturrhetoriken waren, da blühte jetzt lebendige Natur ringsum, nicht in Buchstaben, vielmehr in wirklichen Exemplaren auf. Er stand an der Grenze eines gesteigerten Daseins mit dem Maxim: du siehst, du kannst, du darfst! Ein freier Naturmensch mit den Rechten des Löwen, des Adlers, des Fuchses, der Viper. Pflichten nur, die er seiner sozialen Existenz schuldig ist. Nicht er ist für andere da, sondern andere für ihn. Mitleid, Opferwilligkeit für andere, Ergebung sind degenerierende Kulturkrankheiten, die geheilt werden müssen, soll die Menschheit nicht derart geschwächt werden, daß sie anderen gesünderen Kreaturen endlich unterliegt. — „Es ist bitter traurig, meine Herren, daß es so ist," schloß Professor Weißpandtner solche Vorträge, „aber es ist einmal die Wahrheit, die unbarmherzige, die jeden Verstoß gegen sie mit Verderben rächt."

Traurig fanden das die Studenten eigentlich nicht, vielmehr befreiend vom alten Moralzopf, über den man bei jedem lustigen Schritt stolpern mußte. Daß man mit

Gewalt weiter kommt als mit Sanftmut, hat man ja freilich längst gewußt, aber das Aufstrammen war verboten und das Unterducken war befohlen — das war das Niederträchtige an der Sache! Das wird anders werden! Recht und Billigkeit — Blödsinn. Herr ist der Starke und es gibt keine Tugend, als die Macht. — Die jungen Männer streiften ihre Ärmel zurück und zeigten ihre stramme Muskulatur und ihre steinfesten Fäuste: „Das die Zukunft!“

„Indessen,“ so bog eines Tages der Professor ein, „hat man diese wie jede andere Wahrheit anfangs bloß theoretisch zu nehmen. Es müssen die alten Gesellschaftsformen geschont werden und nur allmählich, gleichsam stückweise und versuchsweise kann man ihnen Irrtum gegen Wahrheit abtauschen. Nicht etwa abbringen, sage ich, sondern in freigewähltem Handel abtauschen. Ich werde den faktischen Sieg der Wahrheit kaum erleben. Sie meine Herren, werden ihn vielleicht erleben, aber wenn Sie die Sache forcieren, so gibt's eine Explosion, die Ihnen die Köpfe wegreißen kann.“

Solches, fanden die Hörer, war nicht das Geistreichste, was ihr verehrter Lehrer schon gesprochen. Weshalb soll man das Gefundene nicht gleich anwenden, genießen, das Erkannte nicht gleich ausleben! — Aber es kommt ja. Im nächsten Semester will Hans Schmied eintreten in die Klinik des Professors Weißpandtner, eine medizinische Spezialität mit Weltruf. „Dort wirst spannen, dort ist es fein!“ so versicherten ihn Studenten älterer Jahrgänge. — Ja, der große Hans hatte sich für Medizin entschlossen. Das ist der Beruf, so der Natur, der Wahrheit und endlich der Wohlfahrt am nächsten kommt.

Da wird er die Dinge durchschauen und genießen und ganz Mensch sein.

Einstweilen plangte ihn, einmal bei „Hofrats“ zu sein. Hofrat, das war wieder was anderes. Sechs Tage lang war Weißpandtner Professor, am siebenten war er Hofrat. Wöchentlich einmal hielt er freies Haus, wenn Kapazitäten aller Länder bei ihm aus- und eingingen und wann auch seinen Hörer die Familienräume offen standen. Hans wollte gerne sehen, wie der Professor seine Lehre lebte. Wie er sie selbst lebte. Er wußte von ihm sonst nicht viel, als daß er und seine Frauen im „Unnumerierten“ fahren, also im eigenen Wagen. „Er und seine Frauen!“ buchstäblich, so hatte er es gehört. Also entzückend stimmt das Leben mit der Lehre. Sein Entzücken flaute ein wenig ab, als er gewahrte, daß unter „seinen Frauen“ Gemahlin und Töchter verstanden sein wollten. Das aber wären allerdings interessante Frauenzimmer. — Ferner hatte Hans auch davon gehört, daß der Professor in seiner Art ein Sonderling sei. So gesellig er von Natur aus wäre, zeitweilig packe ihn die Leutscheu und zöge ihn hinaus in die Einsamkeiten des Gebirges. Er sei ein leidenschaftlicher Gebirgsfreund, nicht bloß der Naturstudien wegen, die er dort trieb, als auch aus Gemütsgründen. Hatte er doch selber einmal gesagt: „Der tödlichste Hasser der Menschen müßte ich werden, wenn mir nicht manchmal möglich wäre, fern von ihnen sie wieder schätzen und suchen zu lernen. Auch kann sich der Allzuglückliche nirgends besser von den Vergnügungen der Großstadt erholen, als in den Entbehrungen der Gebirgswelt.“ Dieser Mann war freilich in der Lage, nicht bloß die

glänzenden Feste und Gesellschaften, Theater und Konzerte zu den Vergnügungen zu rechnen, sondern auch seine Studien, seine Arbeiten in den Laboratorien, Seziersälen und Hörsälen. Ja, gerade diesen Vergnügungen gab er sich hin, während er alle anderen seinen Damen überließ. Er arbeitete unermüdlich und von Zeit zu Zeit verblüffte er die Gelehrtenwelt mit einem außerordentlichen Werke der Wissenschaft, immer neue Einblicke in die Naturgeheimnisse enthüllend. Die Chirurgie übte er auch praktisch, aber nur wenn er zu einem Krösus oder zu einem Fürsten gerufen wurde.

Diesen ungewöhnlichen Mann einmal im Hausrock zu sehen, war der Wunsch unseres Müllersohnes. Und als des ersten Semesters Schlußfeier kam, entschloß sich Hans bei Hofrats einem Jourfix beizuwohnen. Fürs erste erregte das einen fröhlichen Aufruhr in seinem kleinen Stadtheim. Hans wohnte bei einer Beamtenwitwe, die mit ihrem noch nicht erwachsenen Töchterchen von einer sehr geringen Pension leben sollte und zu einiger Einkommensquelle ihre dritte Kammer an den Studenten vermietet hatte. Wenige Monate waren hingegangen und die Witwe wie die Waise hatten den frischen, unbefangenen Hausgenossen schier liebgewonnen, und beschützten ihn wie einen Sohn und Bruder. Fast war es bald so geworden, daß sie aus der kümmerlichen Pension und dem reichlichen Monatsgelde des Müllersohnes einen gemeinsamen Haushalt bestritten, der allen dreien zum Behagen ward. Wenn bei Tisch der lange Bursche mit dem kleinen Lieserl, das noch ein kurzes Röcklein trug, allerhand Kindereien trieb, z. B. auf die Wand Schattenbilderlarven mit langen Nasen warf, oder einen

gräßlichen Drachen, der den Rachen auf und zu tat, oder einen fabelhaften Vogel, der mit krummem Schnabel auf das Lieserl losging, so daß dieses vor Angst und Lust aufkreischte — da ward es der alternden, kränklichen Frau ein Frohhauch über das sorgenvolle, erinnerungsschwere Herz. — Und als nun Frau Kübler den Entschluß des Studenten wahrnahm, zu Hofrats zu gehen, war sie anfangs bloß erschrocken. Zu Hofrats! Wo alle denkbaren hohen Herrschaften zusammenkommen, sogar Grafen und Oberleutnants, wie man sprechen hört! — Wenn sie nun aber den Burschen anschaute, wie kerzengerade und adrett er dastand, wie muntere, kluge Augen er hatte, die auch dem Gescheitesten den Kopf durchschauten, es mochte drinn sein was immer! Und die Grübchen an den Mundwinkeln, wo man nie weiß, schmunzelt er aus Herzigkeit oder aus Schalkheit. Was soll so einer nicht zu Hofrats gehen! Der steckt sie alle in den Sack. — Aber beim Sack fiel ihr der Rock ein. Wie schaut's aus mit dem Gewand? Von der Mühle hat er zwar eine gute Ausstattung mitgebracht, aber nachsehen muß man doch immer bei so einem Springginkerl, ob im Gewand um kein Knopf zu wenig und kein Loch zu viel sei. Das Beinkleid bürstete Lieserl, daß Staub und Granen und Fädchen nur so dahinsprühten, und bürstete so lange, bis Mutter ausrief: „Aber Mädel, dummes, du bürstest ihm ja die ganze Hose in die Luft!“

Endlich — am feierlichen Tage — stand er da, „wie aus dem Schachterl!“ Es war zugleich auch die „Installierung“ der weißen Kappe und des schwarzrotgoldenen Bandes über der Brust — beides nagelneu, denn zwei Tage vorher war Hans Burschenschafter der „Ottonen“ geworden.

„Na, Kleine, was sagst?“ rief er und stellte sich in seiner ganzen Schönheit und Würde hin vor das Mädel.

„Ja, ja, gengens nur jetzt!“ mahnte die Mutter und wollte ihn mit dem Daumen bekreuzen auf der Stirn. Aber der litt das nicht so demütig wie einst der arme Franzerl, Gott laß ihn ruhen! — Der Student schlug ihr lachend die Hand seitab. „In's Gesicht gehört das Zigarettel und kein Drudenkreuz — wissens, Frau Mutterl!“

Sie dachte ihm ein heimliches: In Gottesnamen! nach, als ginge er auf eine gefährliche Reise oder gar in den Krieg. Und schlenderte der Junge doch nur von seiner Siebensterngasse der Vorstadt ihrer etliche Straßen und den Korso dahin — zu Hofrats.

Bei Hofrats war ein halbes Dutzend Zimmer offen, alle in Fülle und Üppigkeit eingerichtet, nicht nach allerneuester Mode, sondern nach der vor ein paar Jahren, was nobler ist. Je älter die Einrichtung, je vornehmer die Bewohner. Doch was wird der Müllerbub an solche Finessen gedacht haben, für ihn gab's nur die lebendigen Leute. Und deren waren etwa zwanzig Herren anwesend, zumeist junge Männer, aber auch ein paar alte, uniformierte darunter. Sie saßen auf Fauteuils und Sofas herum, vor mehreren Tischen und Tischchen, tranken schwarzen Kaffee und Kognak und rauchten. An den Tischen laute Gespräche; an den Ecken die Anekdotengruppen und im Alkoven flüsternde Zweisiedler. Die Damen waren da und wurden umflirtet.

Hans Schmied trat in der Getragenheit des jungen Salonlöwen rasch und tänzelnd ein und stolperte bereits

an der zweiten Schwelle. Es war ein sehr unabsichtliches Stolpern, gab sich aber unter der geschickten Wendung wie ein reizend ungraziöses Reklamchen — man achte, wer kommt! — Natürlich wurde er vor allem der Hofrätin vorgestellt. Das war eine würdevolle Dame, deren Benehmen so unbefangen gemessen, daß sie eine anheimelnde Behaglichkeit um sich verbreitete. Sie trug eine einfach geschnittene, lichtblaue Robe, und auf ihrem noch völlig braunen Haar schmiegte sich ein weißes Seidenhäubchen in die Flechten. Sie reichte dem Studenten mit ruhiger Freundlichkeit die Hand, die weißen Finger abwärts gebogen, so daß er gut anzufassen hatte, um, sich lebhaft niederbeugend, sie zu küssen. Dabei passierte es, daß seine Nasenspitze ein wenig an das Armband tippte. Es war ein goldener Reifen, mit ein paar rot funkelnden Steinen besetzt.

„Herr Schmied, wenn ich recht verstand?“

Stumme Verneigung seinerseits.

„Der Leidensgefährte meines Mannes damals im Gebirge, nicht wahr? Mein Mann hat davon erzählt.“

„Mir eine unvergeßliche Begegnung, Euer Gnaden.“

„Und besuchen nun seine Vorlesungen, wie ich höre.“

„Ich bin so glücklich, gnädigste Frau.“

Hans Schmied war entzückt. Vor allem über sich selbst. So was Feines hätte er sich nicht zugetraut.

„Nun, Herr Schmied, suchen Sie sich ein Plätzchen und bedienen Sie sich.“ Damit wandte die Dame ihr zartbefaltetes, freundliches Angesicht einem weißbeschnurrbarteten General zu, der ihr wahrscheinlich rasch ein artiges Anekdotchen schenkte, denn sie lachte hell auf.

Eine fast milchweiße Frauenhand hielt unserem Hans

nun die Porzellantasse mit dem „dampfenden Mokka" hin. Die ergriff er in hastender Bestürzung wie etwa einen unvorhergesehenen Glücksfall. Und sah die Spenderin an. Sie redete nur mit einem weichen, ernsthaften Blick aus dem kirschenschwarzen Auge. Sie schien nach einer Artigkeit zu suchen, fand nichts Passendes und ließ es sein. Sie hatte ein schwarzes Seidenkleid an und um den Hals eine dreifache Perlenschnur, deren engster Ring die größten, deren weitester, die kleinsten niederhängenden Perlen trug. In ihrer mattschimmernden Pracht ruhten sie wie müde auf der schwarzen Seide. Das fast bläulich schwarze Haar war zu keinerlei Raffinement ausgenützt, sondern schlicht in der Mitte gescheitelt. Aber in den Ohren hingen Trauben von Diamanten. Wie alt konnte sie sein? Etwa fünfundzwanzig. Ihr Gesicht hatte etwas traumhaft Abwesendes. Die Nase war schmal und ihre Linie war gerade bis zur Herbheit. Am Munde stand die volle Zahnreihe der Unterlippe vor, fast so auffallend, daß Hans sein Auge in Zucht halten mußte, sollte es nicht vorwitzig gerade diese Gesichtspartie umgaukeln.

„Mein Fräulein!" hatte er gesagt, indem er nach der Tasse griff und sich verneigte. Es war des Hofrats älteste Tochter.

Mitten in einem Kreise junger Herren flatterte der weiße Schmetterling. Ein wunderhübsches Kind, etwa achtzehn Jahre jung, voller Lebhaftigkeit und Gescheitheit. Moderne Maler lügen deutschen Mädchen ziegelrotes Haar an. Da war eins in Wirklichkeit. Und so aufgestriftelt, daß es nur ein gediegener Kenner von Frauentoilette hätte entscheiden können, ob das schöne Kind zuviel frisiert worden war oder — gar nicht. Das

ganze Mädel war Natur, wenn es nicht sprach. Aber es sprach und siehe, das gab einen superfeinen Auszug aller Kultur und Bildung. Dieses weise Fräulein sprach und die Herren hörten ihm bewundernd zu, oder auch galant widersprechend, was dann ein Plänkeln gab, das die Gemütlichkeit nicht störte. Es war ein Vergnügen mit diesem schillernden, sprudelnden lachenden Dämchen zu zanken. Die Einwände pflegten stets so gestellt zu werden, daß das gelehrte Fräulein leichtes Spiel hatte, die Gegner zuschanden zu streiten, wobei sie immer wuchs an Weisheit und Vielseitigkeit. In Theater und Musik, darin sind die Urteile reizender Damen unbedingt treffend. Aber sie sprach auch über Baukunst und Seefahrt, über Rassenkreuzungen und Heilserum, über die Vorherrschaft Englands, über Findelkinderanstalten, Stenographie und Knochenfraß. Dann zitierte sie — und wie ausdrucksvoll — Gedichte von Dehmel und Sprüche von Nietzsche. Dann belehrt sie über die Gegensätze und Verwandtschaften der japanischen und arabischen Sprache, natürlich unter Beiziehung des Sanskrit. Die im Eifer der Rede ausgegangene Zigarette setzte ihr ein Bursche wieder in Brand, was Anlaß gab, die noch ausständige Erfindung sich selbst entzündender Zigarren zu erörtern.

In dieser Gruppe saß nun auch Hans Schmied und tat einmal seine breite Brust auseinander, die wie mit einem allerdings nur dreifarbigen Regenbogen überglüht war von dem leuchtenden Burschenband. Er bemühte sich um die Aufmerksamkeit des gaukelnden, geistsprühenden Schmetterlings, in der Absicht ihm so nahe zu kommen, um ein wenig Schmetterlingsstaub von ihm abzubekommen. Diesen intimen Gedanken vertraute er sogar dem

Korpsbruder Hampler, aber der belehrte ihn flüsternd eines Bessern. Den Schmetterlingsstaub hätte die schon allen abgebledert. Trotzdem eine entzückende Gesellschafterin. Plaudern die intimsten Zärtlichkeiten mit anzüglichem Verständnis, im weiteren aber — herzlos wie ein Kornwucherer.

„Man wäre ja bescheiden und begnügte sich mit einem flüchtigen Handküßlein."

„Viel mehr kannst du dir erlauben. Küsse auf den Mund, wenn du willst. Aber einer kostet drei Dukaten."

Weil das weiße Fräulein mittlerweile von einer anderen Gruppe teils mit List, teils mit Brachialgewalt verschobener Sessel angeworben worden war, so konnten die beiden Burschen dem Gegenstand weiter nachhängen.

„Ein Vergnügen, wie gut dieses Hofratstöchterlein erzogen ist," sagte Hampler, scheinbar zum Fenster hinausblickend. „Ich sage dir, eine Weltanschauung hat die! Und denke, sie ist der beste Kamerad ihres Herrn Papas in der Medizin — theoretisch und praktisch. Diese Jungfrau fürchtet sich vor keiner Wahrheit, vor keiner! Mit dem Messer steht sie an den Kadavern und hat schon manchen zimperlichen Studenten beschämt. Eine stets kriegsbereite Feindin aller Prüderie, Heuchelei und Pfafferei. Mit der Erdkugel schiebt dir das Fräulein die Götter des Himmels um. Alle neune! Radikal. Nicht einmal der Ausdruck Fortschritt ist ihr recht, wie sie just vorhin geäußert hat; er ist ihr zu träge, er geht ihr zu langsam. Fortflug das wäre ihre Meinung. Deshalb hat sie vor kurzem auch das Wohltätigkeitsfest arrangiert,

zugunsten einer zu erbauenden Flugmaschine. Und dabei hundertachtundneunzig Dukaten zusammengeküßt. Drei Dukaten einer!" —

„Drei in einhundertachtundneunzig geht sechsundsechzigmal," rechnete der Müllerssohn. „Da möchte ich doch der siebenundsechzigste gewesen sein, um die zweihundert reichlich voll zu machen."

„Ich glaube sie nimmt auch Nachträge an."

Während die beiden Studenten so — als ob sie von der Gasse sprächen — zum Fenster hinausschauten, schenkte das schwarze Fräulein Kognak in die feingeschliffenen Stengelgläschen. Dann ging es mit der Kognakflasche weiter, einem wohluntersetzten Herrn zu, der schwarzes geringeltes Haar und eine kleine Glatze hatte. Er saß bescheiden in ein Fauteuil gelehnt und beobachtete die Gesellschaft. Zu diesem kam Fräulein Malcha und füllte ihm ein Gläschen.

„Oh, mein Fräulein! Sie bemühen sich zu sehr!" sagte dankend der freundlich Bedachte.

„Der dort ist des Hofrats Bankier, Herr Liebkindl," belehrte Hampler den Freund. Das interessierte den Hans einstweilen wenig. Er schaute nur auf das schwarze Fräulein hin und flüsterte: „Wenn die Schwarze und die Weiße Schwestern sein sollen, so sind sie sehr leicht voneinander zu unterscheiden."

„Stiefschwestern," belehrte Hampler. „Die Schwarze ist von der ersten Frau."

„Sie muß nicht gesund sein."

„Meinst du?"

„So furchtbar ernst."

„Hingegen kann der lachen, der sie heiratet. Die

hat viel Geld! Fräulein Malchens Mutter war eine Lindenstein. Das sagt was!"

Der schon ein wenig abgespannte Müllerssohn hob die Augenlider.

„Ein amerikanischer Rothschild," berichtete Hampler, „und da drüben gedeihen sie besser als im ausgemergelten Europa, war vor einiger Zeit hier. Der hörte die Summe nennen und soll auf gut wienerisch gesagt haben: Schmarrn! Daraufhin schätze ich die Dame ungefähr auf eine Million. Für weniger würde der Amerikaner nicht den Mund bewegt haben."

Dieses trauliche, leise geführte Gespräch der beiden Burschen wurde unterbrochen durch den Eintritt des Hofrates. Er kam gerade von einer Audienz beim Fürsten, wo er für eine hohe Auszeichnung zu danken gehabt hatte. — War es auch der Professor Weißpandtner? Hans erschrak fast. Die ganze breite Brust war voll Sterne, Krönchen, Kreuze, Bänder, alles durcheinander; dazwischen funkelten noch fremdartige Dingelchen. Vielen Potentaten mußte der Hofrat den durchlauchten Korpus repariert haben, weil sie solchen Ordensständer aus ihm machten. Er grüßte leichthin nach allen Seiten, aber seine Freundlichkeit hatte einen klein wenig anderen Anhauch, als die derbere, burschikose im Studiersaal. In dienstfertigster Höflichkeit hauchte die Würde der Herablassung. Dort Studentenvater — hier Hofrat. Er dachte daran, er vergaß es nicht einen Augenblick; das wäre bei dem allseitigen Zurufen des Titels auch schwer möglich gewesen. Man erzählte sich übrigens, daß er die Exzellenz abgelehnt hätte. Finanzminister hätte er werden sollen; da sagte er, *seine* Finanzen stünden ihm näher, als die des

Staates. Daraus zog man Schlüsse auf die Höhe des ärztlichen Einkommens.

Der Hofrat hatte eine Neuigkeit mitgebracht. Die Zeitung wußte von einem großen Schiffsunglück auf der Donau. Bei Sigmaringen sei ein Dampfer untergegangen, wobei an hundertfünfzig Menschen ums Leben gekommen sein sollen. Alles entsetzte sich. Auf der Donau! Unerhört!

„Aber Papa!" rief das weiße Fräulein vom Kamine her, wo sie just ein wenig mit der Glut gespielt hatte, „bei Sigmaringen, sagst du? Bei Sigmaringen ist ja die Donau noch gar nicht schiffbar!"

„Sie muß doch schiffbar sein, mein Kind, wenn ein Dampfer dort zugrunde gegangen ist," sagte der Hofrat gelassen.

„Und sie scheint doch nicht schiffbar zu sein dort, wenn Schiffe zugrunde gehen," scherzte ein vorlauter Herr, dem Fräulein zu Ehren.

„Die Donau," verkündete vom Ofen her das helle Glockenstimmlein, „wird erst bei Ingolstadt schiffbar, wo der Lech hineinfließt. In Sigmaringen ist sie nur so ein Bach, der von der bayrischen Alp herabkommt. Lächerbar, daß so was schiffbar sein soll!"

„Na, dann wirst du schon wieder einmal recht haben, Mädl," sagte der Hofrat, der seine Niederlage im Lichte des Sieges seines geliebten Backfischchens leicht verwand. Die ganze Gesellschaft vergaß das Schiffsunglück, wo immer es sich auch zugetragen haben mochte, und bewunderte laut die kleine Geographin, die auf entlegenen, wenig bekannten Gebieten ebenso Bescheid wußte, wie am Kamin des väterlichen Hauses. Nun machte sich aber ein etwas

struppig und rotbebarteter Geselle bemerkbar, ein Student, der schon seine zwölf Semester am Hals haben mochte, und der nun in die Donauangelegenheit berichtigend eingriff. Der sagte es ganz rauh über die Köpfe hin: „Verzeihe Sie, liebes Fräule, Sie habe da ein Unsinn z'samme g'redet. Recht habe Sie nur, daß die Donau bei Sigmaringen nit schiffbar ischt. Aber Göttli, in Ingolstadt is sie au noch lang nit schiffbar und der Lech fließt nit bei Ingolstadt in die Donau, hingege zwische Donauwörth und Neuburg. Der größte Bock aber ischt, daß Sie die Donau von der bayrischen Alp kommen lasse."

„Sie kommt von der bayrischen Alp," kreischte es vom Kamin her.

„Sie werden erlaube, meine Fräule, daß es einer, der dort gebore ischt, besser weiß. Die Donau kommt aus dem Schwarzwald." —

Keine Entgegnung mehr. Das weiße Fräulein hatte sich plötzlich verloren.

Hingegen war nun die Zeitung zur Hand, die vom Unglück zu berichten wußte. Und da lachte alles auf. Es war Doktor Tacitus „Sensation." —

Der Hofrat empfahl sich heute, wie einige bemerkten, auffallend bald. Er entschuldigte sich mit wichtigen Korrespondenzen. Da verlief sich sachte auch die Gesellschaft. Zum Souper waren nur noch ein paar Freunde des Hauses vorhanden, darunter auch Hans Schmied, der beim allgemeinen Aufbruch sich selbst gleichsam vergessen hatte. Und wer blieb, der pflegte abgespeist zu werden.

Es gab Hummer, Poulards, Käse und Bier. Das weiße Fräulein Evelana lehnte Hummer und Mayonnaise

der Aufwärterin ab: „Du weißt doch, Mariezka!“ Dann bekam sie in einer silbernen Schale ihr Lieblingsgericht. Es war ein weißlicher Brei in zarten Fransen. Sie bekam es nur im intimen Kreise, und mit einem zierlichen Gabelchen schlampte sie die Speise rasch in den kleinen Mund.

Hans hatte ein Weilchen hingeschaut, was das Fräulein denn für eine seltene Leckerspeise haben mochte und plötzlich brach sein Erstaunen in den Ruf aus: „Das sind ja sauere Rüben!“

Frau Hofrat wollte erklären, wie das Fräulein seit Kindheit eine närrische Vorliebe für diese Armeleutspeise habe. Evelana unterbrach: „Sie glauben vielleicht, das geschieht aus demokratischer Neigung? Oder aus frommer Askese?“ rief sie lachend. „Das wäre eine durchaus perverse Annahme. — Lassen Sie sich lieber sagen, meine Herren Mediziner, die selbstverständlich nicht alles wissen können, weil sie ja nicht alle — Schwaben sind, Gott sei Dank! Lassen Sie sich bloß sagen, daß die Zuckerrübe eines der bekömmlichsten Nahrungsmittel ist. Ich ziehe aber die Wasserrübe noch vor, sie enthält Phosphor und Eiweis in jener mäßigen Menge, wie sie der Blutbildung am zweckmäßigsten ist. Schon bei den Römern hat diese Brassica rapa rapifera, besonders im gesäuerten Zustande, als Säftereinigungsmittel eine große Rolle gespielt, ja sogar Alexander der Große soll sich vorwiegend von Wasserrüben genährt haben. Als er aber auf der Seefahrt nach dem Golfe von Persien, den er bekanntlich erobern wollte, seine geliebte Wasserrübe entbehren mußte, erkrankte er am gelben Fieber, an dem er auch gestorben ist.“

Nach dieser lustigen Preisrede auf die gesäuerte Feldrübe, wurde der Müllerssohn aus dem Unterschatt das erstemal in seinem Leben lüstern nach sauren Rüben. Die Hofrätin versprach, ihn das nächstemal mit dieser kostbaren Delikatesse zu bewirten, worauf der Hofrat mit munter gerunzelter Stirne erinnerte, sich nicht so leichtsinnig über das Küchenbudget hinwegzusetzen.

So ging es bei Hofrats. Fräulein Evelana war mit seinen gelehrten Exkursen, die manchmal auffallend nach Ulk schmeckten, stets die Anregerin der Heiterkeit. Manchmal zwar artete die Sache zu einer leidenschaftlichen Erregung aus und zu einem stacheligen Ernst, während wirklich ernste Dinge mit Lustigkeiten zu Tode gehetzt wurden. Hans Schmied empfahl sich an diesem Abende bei Hofrats allerseits musterhaft und nahm sich vor, bald wieder zu kommen. In diesem Hause ging es ja ganz fidel zu!

Frau Kübler hatte am andern Tag auf den begeisterten Bericht des Zimmerherrn nur das eine Urteil: „Das müssen wirklich edle Menschen sein!"

Die Affäre vom dummen Wasserwurm.

Einige Wochen nach diesem Jourfix bei Hofrats waren seine Hörer versammelt im Seziersaal.

Doktorand Häuble, der rotbärtige Schwabe, hatte sich vorbereitet, unter Anleitung des Professors ein Krokodil zu sezieren, das, in Hagenbecks Menagerie verendet, für den wissenschaftlichen Zweck erstanden worden war. Die Kollegen beneideten ihn um das schöne Tier; sie sollten nur zusehen dürfen, beobachten, etwa gestellte Fragen beantworten, während er so unbefangen beim „Nilwurm" Hand anlegen konnte, als wäre es ein — toter Mensch. Das braungrüne, gefleckte Ungeheuer lag auf dem Tische mit gesträubtem Schweife und fletschendem Rachen, die Augen starr aufgeglast, als drohe es jedem Nahenden mit dem Zerreißen.

Raschen Schrittes erschien der Professor. „Wir wollen, meine Herren, uns heute mit diesem Eidachsel unterhalten," sagte er munter. Dann schaute er um sich und winkte dem Hans Schmied. Sich gegen den Schwaben wendend, sprach er: „Ich hoffe, lieber Häuble, Sie sind mit mir der Meinung, daß es Ihr jüngerer Kollege nötiger hat, als Sie."

Artiger kann man nicht ablehnen.

Hans zog verblüfft den blauen Kittel an. So erfreulich es an sich war, daß er die Ehre haben sollte, dem Sendboten des urheiligen Nils seine zoologischen Geheimnisse mit dem Messer aus dem Leibe zu schneiden. Aber just heute war es ihm nicht sehr gelegen. Er kam vom Paukboden, wo er zwei Stunden lang mit Degen

und Säbel gefuchtelt hatte. Und wenn es einer mit unsicherer Hand ungeschickt machte vor seinen Augen, da war der Professor nicht der gemütlichste. Der Schwabe warf seine Kutte, die er schon angestreift gehabt hatte, unmutig weg und brummte etwas. Drei Sekunden lang wendete Hans seinen erhobenen Kopf starr gegen Häuble hin, als wollte er fragen: „Steht dem Herrn etwas zu Diensten?" Es leuchtete ihm plötzlich auf, er könnte sich den Hofrat verbinden, wenn er heute dem groben Schwaben jene Unart gegen das Fräulein Evelana heimzahlte.

„Na," sagte er dann ziemlich laut, „einer der die Wässer so gut kennt, wird nicht erst die Wassertiere zu studieren brauchen."

„Wie ischt das?" wuppte der Schwabe auf.

„Dummer Wasserwurm!" brummte Hans erklecklich laut, packte das Tier bei einer Pranke und schob es über.

Natürlich schickte ihm der Schwabe am nächsten Morgen die Zeugen. Hans stellte sich anfangs verwundert; er werde zu einem Krokodil doch dummer Wasserwurm sagen dürfen!

„Es handelt sich nicht um den Ausdruck dummer Wasserwurm, Herr Schmied. Es handelt sich um Ihre Absicht, Herrn Häuble zu beleidigen."

Hierauf sagte Hans schneidig: „Ist ihm der dumme Wasserwurm zu wenig, so kann er schon mehr haben!"

„Das genügt."

Sofort die Frage der Waffengattung.

„Was will der Herr?"

„Herr Doktorand Häuble muß sich für Pistolen entscheiden, da ihm im Fechten die Übung fehlt."

„Er? Er entscheidet?" rief Hans. „Sagen Sie dem

gescheiten Herrn, daß der Geforderte die Waffen zu wählen hat. Ich verlange den Säbel."

„Danke!"

Die Unterredung war beendet.

Dem Schwaben rieten die Zeugen, wenn er nicht fechten könne, das Säbelduell abzulehnen. Häuble antwortete: „Meine Herren! Ablehne? Dafür bin ich zu feig. Ich han die Kurasch, mit ungewohnter Waffe zu fechte, aber nit die Kurasch, das Verschieß zu ertrage." —

Zwei Tage später lag Fritz Häuble mit dem abgehackten rechten Arm im Spital. Der Säbel hatte die Sehnen durchschnitten, der Mann war ein Krüppel. —

Der Sieger saß bei Hofrats und nahm die Huldigungen entgegen von alt und jung. Das Fräulein Evelana hatte aus dem wilden Lorbeer des Gartens ein Kränzlein geflochten und bei Tisch, während Hans sein Glas Bayrisches leerte, setzte sie es ihm rückwärts ins Haar. Der Hofrat übersah das, zerlegte auf dem Teller mit wissenschaftlicher Fertigkeit das Huhn und gab eine Rüge. — „Solche Duelle sind eine Torheit. Ihre doch etwas eigensinnige Waffenwahl — — Die Herren hätten auf die hohle Affäre hin gerade so gut schießen können und zwar blind. Er hat sie doch eigentlich gar nicht beleidigt, Schmied!"

„Aber ich ihn!" lachte dieser.

„Ihn beleidigen und dazu noch zuschanden hauen! Dieser Logik kann ich keinen Geschmack abgewinnen."

„Papa, das verstehst du ja gar nicht," redete jetzt Fräulein Evelana drein. „Wenn der Herr Schmied zum Krokodil dummer Wasserwurm sagt, und der Schwab bezieht das auf sich, so wird er ja wissen warum. Und

wenn man deswegen ein Pistolenduell haben will, so ist das lächerbar und der Schwab verdient die Abfuhr. Habe ich recht oder nicht?"

„Du magst recht haben, Kleine," schmunzelte der Herr Papa.

Die Hofrätin, die dem weisen Töchterchen gegenüber saß, fand nichts weiter zu bemerken als eine mütterliche Rüge, daß Evelana unachtsamerweise einen Tropfen Bratensauce auf das taubengraue Seidenkleid hatte fallen lassen.

Hans hatte ein wenig gegen Fräulein Malcha hingehorcht. Wird denn nicht auch sie, die Ältere, ein Wort zur Sache reden? Aber Malcha saß in ihrem schwarzen Kleide schweigend da und häkelte an irgendeinem Zeug. Es hatte, wenn andere eifrig redeten, den Anschein, als denke sie sich dazu irgend etwas ganz Besonderes, das viel zu gut sei, um der Gesellschaft aufgetischt zu werden.

An den Heimgang dachte Hans diesmal wieder recht spät. Es saß sich so warm unter diesen Herrschaften. Papa zankt schon wie ein Vater, Mama blickt sänftigend wie eine Mutter, Evelana tritt für ihn ein wie ein vorwitziger Bruder und Malcha häkelt am Strumpf wie eine fürsorgliche Schwester, oder so ungefähr. Erst als der Hofrat — er tat's ja durchaus nicht auffallend — das zweitemal auf die Uhr schaute, erhob sich Hans, verabschiedete sich mit der immer übertriebenen Grazie und ging ins Vorzimmer, um Überrock und Stock zu suchen. Dabei ließ ihn heut das dienende Mädchen im Stich, hingegen kam Fräulein Evelana noch heraus, mit ihrem lustig geröteten Gesichte, in der Hand das Lorbeerkränz-

chen, das dem Burschen bei Tische vom Kopf geglitten war und das er eigentlich vorhatte, zu vergessen. Mit schnellem Ruck stülpte sie es ihm über die Mütze. Er aber — er ließ ihr Händchen nicht zurückgehen, ohne es abzufangen.

„Ach, mein Fräulein," flüsterte er, „Sie menschenfreundliches Fräulein, Sie! Sie haben ja einmal einen so schönen Wohltätigkeitsbazar veranstaltet."

„Sie waren ja gar nicht dabei!" lachte das Fräulein.

„Leider nein. Aber ich höre, daß Ihnen noch ein paar Dukaten fehlen auf zweihundert. Darf ich sie Ihnen nachholen? — gegen übliche Quittung natürlich."

„Ach ja, ich weiß schon. — Nein, mein Herr, diese Zeiten sind vorüber. Ein Backfisch darf Männer küssen vor aller Welt. Aber heimlich? . . . Nein, nein, junger Mann!"

„Fräulein! Daß Sie doch an alles denken!"

Mit dieser Bosheit ließ er ihre Hand los und ging nach Hause.

Er hatte keine ruhige Nacht. Als er in der dunklen Stille so dalag und den Tag überdachte, begann ihn mancherlei zu wurmen. Erstens, daß der Hofrat plötzlich ein Philister geworden war und den Zweikampf verurteilte, der doch eigentlich ihm zuliebe stattgefunden hatte. Zweitens ärgerte ihn diese dreiste Jungfrau. Ist es denn — so dachte er — wirklich allemal schön, wenn junge Mädels so der derben Wahrheit nachtappen? Nach seiner Meinung hätte sie erröten müssen, kein Wort sagen dürfen, sondern sich sträubend küssen lassen sollen. So benimmt sich das züchtige Mädchen! Dann ärgerte ihn etwas, was ihn anfangs doch gefreut, nämlich, daß Fräulein Evelana sein Duell verteidigt hatte, dazu ober-

flächlich und leichtfertig. Ums junge Frauenzimmer tat's ihm leid, daß es so männisch war. Und es hatte auch ganz unrecht; so war's ja nicht. Daß der Schwabe eines Schimpfnamens wegen, der gar nicht auf ihn gemünzt sein mußte und der jedenfalls auch scherzhaft sein konnte, ein Pistolenduell provozieren wollte, war jedenfalls starker Tobak. Und doch hatte der Schwabe recht, Hans hatte den dummen Wasserwurm ihm zugedacht, obschon er dann im ersten Augenblicke so feige war, es zu leugnen. Er wollte den Schwaben mit vorbedachter Absicht beleidigen, so schwer als tunlich beleidigen, um sich bei der Familie des von Häuble beflegelten Fräuleins lieb Kind zu machen. Jawohl, dieser Schwabe hatte seine Absicht ganz richtig geschätzt und hatte allen Grund ihn zu fordern. Dafür lag er nun schwer verwundet im Krankenhause. Hans Schmied, der Große, kam sich ganz erbärmlich vor. Und er tat sich etwas darauf zugute, daß er sich erbärmlich vorkam. Er war gerührt über seinen sittlichen Kern, ohne sich klar zu sein, daß sein böses Gewissen weniger dem sittlichen Kern entsprang, als dem vielen Bier, das er bei Hofrats getrunken und das ihm Magen und Herz elegisch machte.

Am nächsten Morgen schlief der Student so lange, daß Lieserl endlich doch ins Zimmer kommen mußte, um zu sehen, ob denn was fehle. In der offenen Tür stand auch schon Frau Kübler lauernd, ob sie den Kaffee bringen dürfe. Oder was es denn Schlimmes gäbe um den langen Schläfer.

„Nein, Mutter Kübler, ich lebe. Guten Morgen!"

„Jesseles, was haben Sie sich denn da an die Mütze gehangen?" kicherte das Mädel.

„Jesseles heiße ich nicht, aber eine Haube will ich dir aufsetzen; komm her!" Und dem arglosen Kinde klettete der Lorbeerkranz im weichen Haar. „Ja, Lieserl, der gehört dein zum ewigen Ruhm, weil du mir die Stiefel so glanzvoll wichsest."

Daraus ersah Frau Kübler, daß sie anstatt des Magentees den Kaffee bringen könne. Es war wieder der muntere Junge, dem ein neunstündiger Schlaf allen Katzenjammer und alle Gewissensbisse besänftigt hatte. Er erbat sich zum Frühstück noch ein drittes Kipfel.

Einige Tage später traf Hans Schmied den Hofrat auf dem Korso. Der Hofrat hing ihn gleich in seinen Arm, was dem Studenten im Innersten schmeichelte, ohne zwar genau zu wissen, ob es aus Freundschafts- oder aus Sicherheitsrücksichten geschah. Der Boden war schlüpfrig, es hatte in der Nacht geregnet. Der Hofrat hatte beim Vorübergehen im Spitale zugefragt und sich nach dem Befinden des Schwaben erkundigt. Ohne jetzt darum befragt zu werden, sagte er eine befriedigende Nachricht. Es gehe besser. Im übrigen berührte der Hofrat das bevorstehende Kolloqium. Der erste Jahrgang hatte vor einem Professorenkollegium, um sich gut einzuführen, einige Fragen zu beantworten. Darob ward Hans jetzt etwas kleinlaut, so daß Professor Weißpandtner sich nebenhin erkundigte, mit welchen Partien des menschlichen Körpers Herr Schmied am besten vertraut wäre. Der dachte einmal nach. „Vertraut?" Er dachte wieder nach und sagte endlich: „Vielleicht mit der Lunge." Dann ging das Gespräch auf anderes über.

Am Tage der ersten medizinischen Prüfung Schmieds war Hofrat Weißpandtner gut gelaunt. Ein altes Frau-

chen war zu ihm gekommen, im ersten Augenblicke zu sehen, wie ein Rumpf, der seinen Kopf vor sich auf den Armen herträgt. Es hatte nämlich einen beispiellos großen Höcker, es war die deshalb im ganzen Stadtbezirke bekannte Kamel-Kundel. Ein adeliges, habloses Fräulein. Es lebte von diesem Kamelrücken. Die alte Dame hatte ihn kontraktlich dem Anatomen Professor Schußstieler vermacht, der nach ihrem Tode den Höcker als völliges Eigentum wissenschaftlich ausnützen wird. Dafür hatte Schußstieler eine kleine Jahrespension auf lebelang ausgesetzt. Da die glückliche Besitzerin des Kamelrückens um rund vierzig Jahre älter war, als der anwärtige Mann der Wissenschaft, so meinte sie die Pension auf ihr Lebelang zu haben. Sie hatte sie aber auf sein Lebelang. Weinend kam an diesem Morgen die Alte an Professor Weißpandtner heran, sie sei eine Bettlerin geworden. Ihr Wohltäter, Doktor Schußstieler, sei plötzlich gestorben, der ihr den Buckel abgekauft gehabt habe. Sie glaube nun wieder volle Eigentümerin dieses seltenen Rückens zu sein und komme mit der untertänigsten Anfrage, ob der Herr Hofrat an die Rechtsstelle des Verstorbenen treten wolle, ganz zu den gleichen Bedingungen. Der Hofrat wünschte dem Frauchen galanterweise ein noch langes Leben, griff aber mit beiden Händen zum Kamelbuckel — nur bildlich gesagt, einstweilen. Mit einer Anzahlung für die ersten drei Monate war das Geschäft geschlossen und in solch guter Laune, wegen der Erwerbung einer sicherlich bald fällig werdenden naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeit, betrat er nachher den Prüfungssaal.

Fünf Prüflinge waren erschienen, wovon jeder

grundsätzlich ungefähr zwanzig Minuten im Feuer stand. Der letzte, der darankam, war, seines späten Namensbuchstabens wegen, Schmied.

Professor Weißpandtner, der Hauptprüfende, saß ihm ein Weilchen ruhig gegenüber, ihn durch die funkelnden Augengläser anforschend, als besinne er sich, in welche bösartige Enge er den jungen Mann zu treiben gedenke.

Dann begann er: „Ich wäre begierig, lieber Herr Schmied, Ihre Auffassung und Meinung über die menschliche Lunge zu erfahren.“

Erregt, rasch und fast heftig, als vermöge er seine Weisheit nicht mehr länger bei sich zu behalten, sprudelte Schmied das Kapitel hervor und war in neun Minuten mit dem Wissenswertesten der menschlichen Lunge fertig.

Der Hofrat nickte flüchtig, scheinbar zufrieden. Aber nun gab es eine Verlegenheit. Der noch übrigen Zeit wegen mußte er an den Prüfling noch eine oder die andere Fragen stellen, konnte aber natürlich nicht wissen, welche der strebsame Jünger würde beantworten können. So sagte er nun zum Studenten mit gütigem Lächeln, das bei Prüfenden immer so verdächtig ist: „Sie sind mit dem Stoffe nur allzugut vertraut. Ich habe Ihrem lichtvollen Vortrage nicht einmal in allen Partien zu folgen vermocht und glaube, daß es auch den übrigen Herren Examinatoren kaum besser ergangen ist. Würden Sie nicht die Güte haben, jenen Teil, der von der Lungenhyperämie und Hypostase handelt, noch einmal zu wiederholen und zwar etwas langsamer, wenn ich bitten darf.“

Das geschah und dann waren die zwanzig Minuten glücklich herum. Man beglückwünschte den Prüfling.

Einen einzigen Schlimmen gab's unter den Examinatoren, der die Marmortreppe herab dem Professor zuraunte: „Gewagt war's Herr Hofrat!" Worauf dieser schmunzelnd entgegnete: „Wir sind nicht die Ersten und nicht die Letzten, Herr Kollege, die den Spaß machen. Sie geben zu, daß es ein netter junger Mann ist."

Als die Herren auf die Straße traten, trug eben ein Dienstmann das Stangenplakat der „Sensation" vorüber. Neueste Nummer soeben erschienen. „Zwei Mordtaten auf der Universität! Der Student Häuble aus Schwaben hatte mit einem Kollegen einen Zweikampf auf Pistolen und wurde unmittelbar vor dem Waffengange von seinem Duellgegner meuchlings erstochen! — In der vorigen Nacht starb plötzlich der berühmte Anatom, Professor Schußstieler. Man spricht von Vergiftung durch einen Berufskonkurrenten. Es soll sich um die Antwartschaft des mißbildeten Knochengerüstes der stadtbekannten, sogenannten „Kamel-Kundl" handeln!"

Im Straßenpublikum schien es, als ob diese Neuigkeiten kein allzugroßes Aufsehen erregten. Einer der Professoren rief: „Wird man diesem Kerl nicht endlich das Handwerk legen?"

„Wovon soll der Mann leben?" fragte der Hofrat. „Lügen! Sonst kann er nichts. Diese Kunst, wie er sie treibt, nährt ihren Mann und schadet niemandem."

Ein Abend bei Frau Kübler.

Auch mit mehr Bescheidenheit, als sie den Müllerssohn schmückte, hätte er gesehen, daß man ihn bei Hofrats gut leiden konnte. Er fehlte also dort bei keiner der wöchentlichen Zusammenkünfte. Zwei andere Wochenabende brachte er in der Burschenschaft „Ottonia" zu, wo er seit dem sieghaften Duell Rang und Achtung genoß. Die übrigen Abende blieb er daheim bei Mutter und Tochter Kübler, wo er sich als Hausherr fühlte.

Mutter Kübler hatte in ihrer Stube einen kleinen Hausaltar, in der Wandecke über dem Tisch, wie bei Bauern. Drei Heilige hatte sie dort im Bilde hängen: die Jungfrau Maria, ihren verstorbenen Mann und ihr verstorbenes Franzelein. Die letzteren in kleinen, farblosen Photographien. Vor diesen Bildnissen hing ein Öllämplein aus rotem Glase, das manchmal mit Öl gefüllt, manchmal leer war, ohne daß Hans Schmied das Licht je hätte brennen sehen. Wenn er zuhause war, da taten sie nichts dergleichen; aber am Samstagabend, wenn er bei seinen „Ottonen" kecke Burschenlieder mitsang und stattliche Humpen leerte, zündeten sie daheim am Hausaltar das rote Lämplein an und Mutter und Tochter knieten am Tische und beteten still. Mit den zwei Heiligen, die als geliebteste Menschen bei ihnen gewesen waren, wußten sie zwar nicht recht, wie sie standen: Sollten sie zu ihnen beten oder für sie. Sie beteten still nur so drauf hin und beteten so lange, bis die Mutter allemal anfing zu schluchzen. Da nahm Lieserl ihr Haupt zwi-

schen die Hände und bat: „Mußt nit weinen, Mutterl. Schau, sie sind allzwei beisammen im Himmel oben bei unserer lieben Frau.“

Da war es am Ende des Sommersemesters, daß sie noch einmal selbander den Abend verbrachten, Frau Kübler, Lieserl und der Student. Es gab sein Leibgericht, Rostbraten mit Reis, über das hinaus eine Mandeltorte und einen Krug Bier. Wenn sein Essen ein wenig stocken wollte, redete ihm Frau Kübler eifrig zu, nicht aufzuhören. Und je mehr er Bier trank, je mehr sollte er auch Torte essen. Das Trinken allein gefiel ihr nicht.

„Ich hätte Sie Ihrer Frau Mutter recht wohlgenährt heimschicken mögen,“ sagte sie, „aber Sie sind mir das Jahr nicht besser geworden.“

„Daran sind nicht Sie schuld, Frau Kübler,“ lachte Hans.

„Man kann sich's ja denken. Das Studieren wird halt wohl schwer sein. Daß Sie sich auf den Ferien nur recht erholen. Bei Ihrer Frau Mutter müssen Sie von mir alles Schöne ausrichten und ich ließe ihr sagen, an ihrer Stelle täte ich meinen Buben in keine so strenge Studie stecken. Lieber daheim recht Weißmehl mahlen und brav Knödel essen.“

„Knödel essen!“ lachte Hans geringschätzig auf und brannte sich eine Zigarette an.

„Rauchen tun's auch zuviel!“

„Mutter, wenn du den Herrn Schmied alleweil so ausbrummst, dann kommt er uns gar nit mehr,“ so befürchtete Lieserl.

Er strich ihr brüderlich mit den Fingern übers Haar und sagte: „Ja, Mädel, ich komme wieder. Auf der

Mühle Bauern Korn mahlen und ihnen dann das Drittel Mehl stehlen — nein, da weiß ich mir was Ergötzlicheres."

„Was wollens denn eigentlich werden, Herr Schmied?" Die Mutter schnitt ihm noch Torte ab. „Arzt sein, hätt' ich gemeint, wäre auch nit gar so ergötzlich."

„Als Arzt kann man ein großes Tier werden."

„Aber gengens, ein Tier!" verwies Lieserl. „So ein grobs Wort!"

Und die Mutter: „Ich hab oft gehört sagen, je mehr einer lernt, je mehr wird er Mensch."

„Habe ich denn gesagt, ein Vieh wollt ich werden?" begehrte Hans lustig auf. „Ein großes Tier habe ich gesagt, ein hoher Herr, verstehns!"

„Es wird ja alles recht werden mit Gottes Willen," sagte Frau Kübler und legte ihre Hände auf dem Schoß zusammen. „Mir fallt hat alleweil mein armer Mann ein." Mit einem leisen Seufzer: „Gelernt hätte der wohl auch viel. Zu einem geachteten Menschen hat er's gebracht, das wohl. Aber zu einem hohen Herrn halt nit."

Hans dachte an einen zweiten Krug Bier und erinnerte die Frau, daß sie einmal gesagt hätte, sie wolle von ihrem seligen Manne erzählen.

Jetzt wurde Frau Kübler von neuem rege. „Seins denn noch nicht schlaferig, Herr Schmied? Wenn wir plaudern wollen, muß die Bedienerin noch ein Bissel Bier holen."

„Aber nachher tun wir was Lustigs plaudern, Mutterl, gelt?" wollte das Mädel ablenken.

Hans schenkte vom frischen Bier auch der Frau ein

und dem Lieserl. Das zog sein Wasserglas heftig zurück. „Ich mag keins, aber der Mutter ist's gesund.“

„Lustig ist's freilich nit, wenn man von Verstorbenen redet,“ so begann Frau Kübler. „Aber wenn's der Herr Schmied wünschen tut. — Ein paar Jahr früher, wenns kommen wären, Herr Schmied, da hätten's ihn noch gefunden. Möchten sich gut miteinander verstanden haben. Ist auch aus der Bäuerei gewesen, mein Mann. Aus dem Melkstubental her — werden nie dort gewesen sein. Von heim aus vermögend ist er gewesen und in der Schul' ein gescheites Bübel und da hat's geheißen studieren. Der Herr Pfarrer selber soll ihn in die Stadt gebracht haben und die Eltern haben sich halt einen geistlichen Herrn wollen machen lassen — wie immer einmal schon so ein Stolz ist. Für einen weltlichen Stadtherrn möchten sie wohl kein Kind hergeben. Dem jungen Sebastian hat's bald gefallen in der großen Stadt und weil er auch soviel leicht gelernt hat, ist ihm das Studieren viel lieber gewesen, wie das Bauernarbeiten im Gebirg. Aber wie nachher die Zeit kommt, daß er ins Priesterhaus sollt eintreten, ist's halt auch geschehen, wie es so oft geschieht, daß er sichs überlegt und ausbiegt. — Vielleicht, wenn ers Mädel nit hätt kennen gelernt —“ sie stockte.

„Das Mädel bist du gewesen,“ redete Lieserl mit einer etwas erzwungenen Munterkeit drein, die einbrechende traurige Stimmung, die sie so gut kannte, möglichst fernzuhalten.

Frau Kübler erzählte weiter, wie der Sebastian sich nachher zur Rechtsgelehrsamkeit geschlagen hatte, wie er nach vier Jahren Doktor wurde und in die Ehe trat. „Mit diesem Glück hebt das Unglück an, ich kann's nit

anders sagen. Von heim ist schon lang kein Geld mehr gekommen, sollen selber abgehaust haben. Keine Stell' hat er finden können. Juristen gibts zum Schweinefüttern, hätt ich bald g'sagt. Bei einem Advokaten als Lohnschreiber — dreißig Gulden im Monat — ist noch eine Gnad gewesen. Und dazu zwei kleine Kinder. In der freien Zeit hat er halt als Abschreiber was verdienen wollen, halbe Nächte lang. Was der Mensch für eine schöne Schrift gehabt hat! — Nachher ists gekommen. Die schlechte Luft, die geringe Kost — bis halt die Lunge hingewesen ist. Wie oft hat der gute arme Mann damals aufgeseufzt: daheim in meines Vaters Haus! — Ich hab' ihn wohl verstanden. Wie glücklich die Leut sind draußen auf dem Land! — Später freilich, da hätt' es Stellen gegeben — ist aber schon zu krank gewesen. Immereinmal ist er hinaus auf etliche Sommertage. Sein Heimatshaus ist schon in fremden Händen gewesen. So ist er bald wieder in die Stadt zurück, da wollt er doch lieber sterben bei Weib und Kind. . .

Lieserl bemerkte, daß die Lampe rauchte und drehte den Docht tiefer. Da war es fast dunkel. Und die Frau erzählte, was ihr Mann noch vor seinem Absterben mit dem Bübel angestellt hatte — mit dem kleinen Franzerl. „'s Mädel kann man eh nit so fortgeb'n, hat er gesagt, aber dem Buben soll's wieder so gut sein, als es mir ist gewesen in der Kindheit. Und hat den Knaben hinausgegeben aufs Land. Zu einem Vetter im Melkstubental, vom Großstadtelend weit weg. Dort soll er in die Dorfschule gehen und Bauernarbeit lernen. — O, mein Herr Schmied!" rief die Frau Kübler aus, „was hat mir das Kind für Briefe heimgeschrieben! Wenn ich an diese

Briefe denk'! So ein Heimweh nach Vater und Mutter! Ganz bös behandelt ist er worden von den rohen Leuten. Nit einmal ausschlafen soll er haben können, und hartes Holztragen. Und das Essen hat er nit vertragen, ist der Magen halt schon von Haus aus schwach gewesen. Einmal ist der Kleine durchgegangen und uns zu. Zurückgejagt hat ihn mein Mann. Danken wirst mir's noch einmal, hat er ihm nachgerufen, weil er selber die Stadt so schreckbar hat verachtet. Und wie der Franzel Heimweh nach der Stadt gehabt hat, so hat 's mein Mann nach dem Land gehabt. — Und an diesem Heimweh haben allzwei sterben müssen. . . .“

„Was krabbelt denn so unter dem Bett?“ rief Lieserl und wollte die Katz' gehört haben, oder was anderes.

„Bei meinem Mann hat's nimmer lang' gedauert,“ erzählte Frau Kübler weiter. „In den letzten zwei Tagen ist er alleweil am Fenster gesessen und hat hinausgeschaut in den Hof, wo ein alter Kastanienbaum gestanden ist. Der hat nur wenig grüne Äste mehr gehabt, und die hat er angeschaut. — Im Wald wollt ich noch einmal gesund werden, das ist sein letztes Wort gewesen. Ganz still ist er eingeschlafen, ich hätt's schier nit wahrgenommen. Kein Behütdichgott hat er mir mehr sagen können.“ —

„Jetzt muß ich aber doch das Vieh außistampern gehen!“ unterbrach das Mädel und stach mit dem Besenstiel unters Bett hinein.

„Aber, so was hast denn du alleweil mit der Katz?“ rief ihr die Mutter ärgerlich zu, und just um diesen Ärger war es dem Lieserl zu tun, er war ihm lieber, als die schluchzende Traurigkeit, in die sich die Mutter mit

solchem Erzählen immer hineinredete. Frau Kübler ließ aber nicht nach, ihr einmal erschlossenes Herz auszuschütten.

„Schon ein paar Tag ist er unter der Erden gelegen, da hab ich in meinem Nähkorb was gefunden. — Jetzt muß ich dem Herrn Schmied schon auch das Zettel zeigen.“ Sie holte aus der Schublade ihr Gebetbuch, da drinn lag ein loses Blatt Papier mit einigen fast kaligraphisch schön geschriebenen Zeilen. Sie suchte die Brillen und fand sie nicht und sagte: „Geh, Lieserl, tu du's vorlesen, was mir der Vater hinterschrieben hat. Es ist wohl ein besunderes Testament.“

Das Mädel weigerte sich und ging hinaus in die Küche. So las Hans den Zettel für sich selber:

„Sie legen mich ganz vergeblich
Hinab in das dunkle Haus,
Aus jedem Aug' meiner Kinder
Schau ich zu dir heraus.
O führ' mir diese Augen
Zurück auf das grüne Land,
Damit sie wieder finden,
Was ich verloren han.“

„Das hat er mir hinterlassen,“ sagte Frau Kübler so leise, daß Hans es kaum verstand.

„Hat er dichten können?“

„Mein Gott. Von den vier Augen, die er mir hinterlassen hat, hab' ich etliche Wochen später zwei schon müssen zudrucken. Den Franzl hab' ich heimgerufen aus seinem harten Dienst, daß er bei der Mutter hat — sterben. . . .“

Weiter kam sie nicht mehr. Still stand sie auf und ging hinaus. Da hörte man draußen aufweinen. Das Mädel war's.

So hat Hans an diesem Abend die Wunden zweier Herzen gesehen, die ihm äußerlich gar wohlgemut ein gemütlich heiteres Heim bereiteten. Jetzt trank er sein Bier aus in einem langen Zug. Die Frau kam wieder herein und räumte den Tisch ab. „Sie müssen verzeihen, Herr Schmied,“ sagte sie ruhig, „ich hab's nicht so traurig machen wollen. Aber wenn das Mädel so vor mir ist mit den guten Augen und er schaut mich so an, . . . unser Herrgott beschütze mir das Kind.“

Dann in seinem Zimmer, während des Auskleidens, überdachte Hans noch einiges von diesen armen Leuten. Der eine ist vom Land her, den hat die Stadt umgebracht, der andere ist von der Stadt, der ist auf dem Lande zugrunde gegangen. Kann ein Landmüllerssohn auch zugrunde gehen in der Stadt? Es gibt Tiere, die im Grünen fortkommen und auch in Steinhöhlen. Ein Marktbürgerskind ist auch so eins. Nur ein bissel Geld gehört dazu, dann ist's nicht so gefährlich. Morgen kriechen wir wieder aus dem Steinloch ins Grüne. Auf die Ferien — Juchhe! — Aber das Mädel dürfte nicht zu arg so flennen, das wäre nicht auszuhalten . . .

Dann war er fertig und legte sich schlafen.

Ferien auf der Mühle.

An einem strahlenden Julitage fuhr die Kalesche über die breite Brücke des Baches und blieb vor dem Tore des Müllerhauses stehen. Weiß Gott, was für ein vornehmer Besuch! Und wer war's? Der Junge war's.

Die dicke Frau Müllerin klatschte mit den Händen in ihre Hüfte und jauchzte das Wort: „Hans!" Und als nun auch der weiße Müller daherkam, stattlich und etwas vorgebeugt, da gab's sofort einen Streit.

„Ja, Hansel, was treibst du denn? Vom Bahnhof her den teuren Wagen! Ja warum denn?"

„Warum, Vater? Weil man mit zwei Schimmeln feiner läuft, als mit einem alten Fuchser."

„Hat dich nicht auch der Fuchser allemal heimgebracht? Dich so gut, wie mich und die Mutter, wenn wir nicht zu Fuß gegangen sind. Den möcht' ich kennen aus unserem Haus, der zweispannig gefahren wär!"

„Einer muß halt einmal den Anfang machen."

„Wenn du so anfangst, Bub! Das letzt' Jahr hast mehr Geld gekostet, als alle früheren Jahre zusammen."

„Aber natürlich, Vaterl, weil ich ein forscher Student worden bin und solche Kerle sind gar nicht zu bezahlen. — Michel, Koffer ab!"

Den hatte der Knecht gleich auf der Achsel.

Dem Alten ging nun das hagere Gesicht schon etwas in die Breite. Wer von allen Müllern des ganzen Unterschatt hat einen solchen Buben! Man muß ihn just einmal anschauen.

„Wohin das führen soll mit deiner Nobligkeit, das weiß ich freilich nit," sagte er merklich sänftiglicher geworden —„und möcht's auch nit wissen."

„Wohin, Alter?" rief der junge Übermut, „das will ich dir schon sagen. Die Nobligkeit führt ins Schloß. Ich fahr' noch ins Herrenschloß, mit zwei Schimmeln, paßt just einmal auf."

„Wie willst du denn das angehen?" fragte der Vater.

„Ich? Eine reiche Heirat werde ich tun."

„Ja, wärst nit g'scheit!" rief die Mutter und klatschte die Hände ineinander.

„Gescheit wär's schon," meinte der Alte, „dann müßt er erst noch die Mühl' übernehmen."

„Wer? Ich?" lachte Hans. „So, Kutscher, da hat Er."

Der war abgelohnt und wendete sein Fuhrwerk.

Die große Mühle, zum nahen Marktflecken Schatthausen gehörig, stand — dem wohlmeinenden Auge sichtbar — in geordneter Festigkeit da und das Wohnhaus war so altbürgerlich eingerichtet, wie bei jeder Statt, die auf Tüchtigkeit und Fleiß der Vorfahren gegründet ist. Hansens Zimmer war über einer der Radstuben, so daß der Fußboden ununterbrochen leise dröhnte und schütterte. Zu den zwei Fenstern ging immerfort und immerfort das Rauschen des Fluderfalles herein. Sonst hatte Hans das gerne gehabt, heute behauptete er mit einer drolligen Jammermiene, es wäre nicht auszuhalten. — Das Zimmer brummt, und der Alte brummt und alles brummt, dachte der Student. Es wollte nicht mehr recht so heimeln wie sonst, wenn er auf die Ferien kam.

Während des Essens — wie üppig war es im Ver-

gleiche mit dem bei Frau Kübler — war die geschäftige Mutter oft abwesend. Der Vater ließ sich von den Unerhörtheiten der großen Stadt erzählen, von den vornehmen Leuten, mit denen Hans verkehrte, von dem Ernste und der Wichtigkeit der Studien, denen er oblag. Des Alten Staunen und Hochachtung wurde immer größer, besonders, als er vernahm, wie diese Studenten der Medizin anstatt Bücher wirkliche Menschen aufmachen um drinnen zu studieren! Der junge Mediziner hielt bei Huhn und Pudding dem Vater einen sehr lehrreichen Vortrag darüber, daß für den Magen nichts besser sei als Rostbraten, Geflügel, Rahmstrudel — für einen guten Schlaf nichts besser als ägyptische Zigaretten und Münchnerbier — und gegen Nervosität nichts besser als ein täglich neun Stunden langer Schlaf. — Damit war das Ferienprogramm festgelegt und der Alte sah bewundernd, daß der gelehrte Sohn sein Geld wert sei.

„Und Bewegung, nicht wahr, gehört auch zur Gesundheit?" fragte der Müller. „In der Mühl', wenn du immer einmal zugreifen wolltest, das wäre mir recht."

Darauf erklärte der Student, daß für die Lunge eines jungen Menschen nichts schädlicher sei, als Mehlstaub. Der verbacke sich mit dem Schleim zu einem Papp, verklebe die Bronchien und sei eine Hauptursache des chronischen Asthmas. — „Mag schon wahr sein, das," meinte der Vater und hüstelte.

„A na, bei älteren Leuten ist keine Gefahr."

„Wohl nit? Tu halt, wie du glaubst. Hauptsache ist die Gesundheit."

Ein paar Geschwister des Studenten waren da, die saßen tief im Schatten. Kaum einiger flüchtiger Worte

sind sie vom Herrn Bruder gewürdigt worden. Die zwei Halbkinder sahen kränklich und geistig zurückgeblieben aus. Nach der Mahlzeit bemerkte Hans, daß seine Mutter mit ihm das Zimmer getauscht hatte. Sie hatte ihre große, schöne Stube ausgeräumt und mit des Herrn Sohnes Möbel und Habseligkeiten eingerichtet. Die Fenster gingen in den Baumgarten und nichts hörte man von dem Donnern der Mühle. Vor allem sah der Student, ob das Ledersofa da war. Es stand fast feierlich den Fenstern gegenüber an der Wand. An der war aber noch eine heilige Muttergottes und ein heiliger Josef hängen geblieben.

Und auch diese waren am Abend, als die Mutter nachsehen kam, ob etwas gewünscht werde, nicht mehr da. An ihrer Stelle waren Photographien kärglich bekleideter Frauenzimmer festgenagelt. Und über dem Bette, an Stelle des elfenbeinernen Kruzifixes, baumelte eine langberohrte Tabakspfeife.

„Aber mein Gott, Hansel! Bist denn ein Unchrist worden?"

„Mutter, ich will dir was sagen. Wir haben auf der Universität einen sehr strengen Katecheten. Der will alles buchstäblich nach dem Gebote haben — weißt du? Kein gemachtes Bild neben mir sollst du haben, spricht der Herr! Das hat er uns gewiß dreißigmal vorgesagt. Einen vergeistigten Glauben, sagt er. Und haben wir es ihm versprechen müssen, daß wir auch in den Ferien keine Bilder- und keine Lippenreligion treiben werden."

„Mir scheint, da hat er euch auch vom Beten losgesprochen," sagte die Mutter mit einiger Schärfe. „Mein Bub, du bist ja mein Bub nit mehr! — Ich weiß wohl,

daß Ihr Studenten alles leicht nehmt und daß der Mensch in der großen Stadt nit besser wird — das weiß ich wohl. Aber daß es mit dir schon so sollt sein, schon so weit. . . .“ Mit der breiten, weißen Schürze verhüllte sie ihr Gesicht. — Solches konnte der große Hans nun nicht sehen. Alles konnte er: schwatzen, aufschneiden bis zur platten Lüge, boshaft sein, frivol sein, Schulden machen und noch sonst allerlei konnte Hans, nur das eine nicht — seine Mutter konnte er nicht weinen sehen. — Er zog ihr die Hand und die Leinwand vom Gesicht, das recht verhärmt war, er lachte voller Sonnenheiterkeit in es hinein und er küßte ihre Augen alle zwei. Da huben die Zähren erst reichlich an zu fließen, vor Freude über das gute Kind.

So haben die Ferien angefangen und so sind sie weitergegangen. Erst langsam, rostig, als ob die Uhr nicht geölt wäre. Das rauschende Wasserstürzen am Fluder, das Klappern der Räder, das Aus- und Einstrampfen der Müllerburschen mit den Korn- und Mehlbündeln, das waren so die Ereignisse. Nirgends eine Sensation, nicht einmal die des Doktor Tacitus, die in solcher Umgebung mit ihren schauderhaften Ereignissen eine wahre Wohltat gewesen wäre. Wie dumm auf dem Lande doch die Leute dahin leben! Ein Kran wurde errichtet zum Bündelaufziehen, davon sprach das ganze Haus seit einem Jahre, und ein halbes Jahr lang wurde schon daran gebaut. Als Hans zu diesem Weltereignisse auch noch das elektrische Licht vorschlug, das beim Wasser fast kostenlos wäre, konnten sie die Wucht nicht mehr ertragen und der alte Müller sagte es ihm fast zornig, er solle das elektrische Licht erst in seinem Kopf einführen. „Hats es

dreihundert Jahr so getan, tuts es auch noch länger.“ Auf einem steinernen Torkranz stand die Jahreszahl 1590. So weit reichten in den Urkunden auch die Schmiede zurück, die hier Müller gewesen waren. Wer der erste Vorfahr gewesen, der die Feueresse um das Mühlrad vertauscht hatte, hat unser alter Müller nie erfahren können. Vater Schmied dachte gerne nach rückwärts, lieber als nach vorwärts. In der Vergangenheit sah er lauter Arbeit, Wohlhabenheit und Ansehen. In der Zukunft? Drei Buben waren ihm als Kinder gestorben bei einer seuchenden Halskrankheit. Ein weiterer Bub und ein Mädel waren einigermaßen mißraten — das Mädel verwachsen, der Bub fast taub und konnte nur undeutlich sprechen. In geistigem wie in körperlichem Wachstum waren sie zurückgeblieben. Ein einziger starker, frischer, gescheiter war noch da — und der wollte nicht daheim bleiben. Den freute das Müllern nicht, der wollte „weiter kommen und was Besseres werden.“ Was, das wußte Hans selbst nicht bis vor einem Jahre, als er von der mißlungenen Bergpartie zurückkam. Er will in die große Stadt und Doktor der Medizin werden. — Da eilt's ja schließlich nicht so mit dem Kran. Wer weiß denn, was noch werden soll! — In diesem letzten Gedanken versumpfte mancher Zukunftsplan des wackeren Müllers.

Hans ging manchmal nicht ungern durch die Mühle. Die tölpischen Knechte verachtete er still, aber bei Weibspersonen gab's bisweilen einen Scherz. Sie sammelten an den Beutelkästen Kleie, um solche in den großen Behälter zu schütten. Da nahm der Student so einmal eine Handvoll Kleie und steckte sie der Dirn an den Hals und ließ sie innerhalb der Pfaid in den Busen hinab-

rieseln, wobei sie stets sehr kicherte und es geschehen ließ wenn der Herr Student die verrieselten Kleien mit der Hand wieder heraufholen wollte. Gab es derlei nicht, dann war es ihm in der Mühle zu staubig.

Da lachte sein Vater einmal bitter auf: „Ein Stadtmensch! Und kann den Staub nicht vertragen! — Mein Lieber, da wird wohl noch ein Unterschied sein. Der Stadtstaub ist Stein und der Mühlstaub ist Brot!"

Hans zuckte die Achseln. Was kann man da sagen? Der Alte wird schon kindisch.

Nach ein paar Aufwartungen, die Hans in den drei fürnehmsten Häusern zu Schatthausen gemacht hatte, gedachte er noch den kleinen Hans Schmied zu besuchen. In den Leingau war es aber vier Stunden weit und der Kleine ist ein Philister — aber ein lieber. Einmal will er ihn doch besuchen. Wenn seine Hochwürden, der Theologe, noch Besuche annehmen! Jetzt nahm unser Mediziner lieber seine Flinte vor oder die Angelschnur und ging auf Weidmannsheil! Die Mutter hatte allemal eine laute Freude, wenn er mit einem Rebhuhn heimkam oder mit Forellen. Sie richtete ihm die Dinge auf das Schmackhafteste her und brachte Wein dazu. Tu nur recht Wein trinken, Hansel, der Wein ist gesund, der macht stark."

Stark war er ja eigentlich. Sonst war er halt nicht ganz so wie in früheren Jahren, wenn er von der Mittelschule nach Hause gekommen. Das kindhaft Heitere war weg. Aber eine große, rechthaberische Überlegenheit war da, ein Verlangen und Zugreifen, ein übermütiges Aufwirbeln und launisches Ablehnen. Er wird halt mannbar, wird halt mannbar! dachte sich die Mutter.

Einmal fragte sie ihn aber doch bescheidentlich, ob ihm was fehle?

„Ja", antwortete er kurz.

„Ist dir nit gut, Hans?"

„Na — gut ist mir schon."

„Also was denn lauter!"

„Verliebt bin ich."

Da schwieg die Frau und schwieg ein gutes Weilchen. Ganz armselig und hilflos saß sie da auf dem Lehnstuhl. Auf ein so unumwundenes Geständnis war sie nicht eingerichtet. Dabei entzückte sie seine Aufrichtigkeit.

„Mein Gott," sagte sie endlich: „dafür wird wohl auch noch ein Mittel sein. Wirst ja einmal heiraten können."

„Heiraten? Wen?"

„Na — halt dieselbige, die du meinst."

„Mutter, du verstehst mich nicht," sagte der Bursch und stand vom Tische auf.

Auf dem Jahrmarkt zu Altenkirch.

Dann im Frühherbst kam der Jahrmarkt zu Altenkirch.

„Bei der Sauerei will ich auch dabei sein," sagte Hans. Aber als er dabei war, fand er die Sache abgeschmackt. Schon gar der Vormittag, der war kaum auszuhalten. Alles, was da auf dem Kirchplatz herumsiffelte, so träge und lässig, so muckerisch und brauchshalber. Die gleiche Rotte beisammen, wie seit ewigen Zeiten und die gleichen Umstehereien an den Gassenecken, die gleichen blöden Redensarten und die gleiche Bigotterie in der Kirche. Es scheint, das hält ewig so vor: Andre Leute und doch die gleichen Gestalten und das gleiche Getue. Die Bauernburschen standen kniekrumm und wortkarg herum, die Dirnen mit einer hölzernen, zur Schau getragenen Eingezogenheit, die Ellbogen ausgespitzt, mit beiden Händen vor sich das zusammengelegte bunte Handtuch und das Gebetbuch haltend. Dann scherfelten einmal ein paar Kirchenglocken, Krämer richteten ihre Standgerüstlein auf; die Bauern taten, einer und der andere, einmal eine Tabakspfeife an, und dann standen sie wieder so da. Jeß Mar and Jus, was wäre so eine Dorfkirchweih ohne Räusche!

Hans war mit einigen Kameraden von der Dorfschule her zusammengekommen. Auch die waren ledern und blöde und ein paar bissen nicht einmal auf sein „Du" an, das er herablassend hergab. Sie ließen sich mit ihm nur so weit ins Gespräch ein, als die unmittelbare Anrede vermieden werden konnte. Das „Du" war

ihnen für den zu grob und das „Sie" zu fein. Einer redete den Studenten mit „Er" an, der bekam prompt einen „Gimpel" ins Gesicht. Um den Uhrenkrämer standen sie herum, feilschten schläfrig um die eine oder um die andere aus „Neusilber," versuchten sie aufzuziehen, wogen sie in der Hand auf und ab und legten sie wieder aufs Faß. Gegen den Studenten blieben sie höflich geziert oder dummdreist oder taten, als ob er nicht da wäre. Es war nichts mit ihnen zu machen. Einer der Bauernbuben murmelte hinter seinem Rücken: „Der Müllnerische ist mir z'gschwollen!" (zu hochmütig) und ging abseits, hinüber zum Lebzelterstand, wo Meth getrunken wurde.

Dort beim Äpfelkrämer stand auch ein Bekannter. Der Bachsimmerl mit dem Mopsgesicht. Er feilschte um Äpfel und behauptete, drei um einen Kreuzer wären viel zu teuer, er wolle vier haben. Mit dem versuchte es Hans in der Landessprache.

„Nau, Simmerl, kaufst für deine Kinder ein?"

„Nix noh Kinder, fürs Mensch kaf ih."

„Bist alleweil noch das alte Luder," lachte Hans. Der Bachsimmerl war vergnügt über die Leutseligkeit des jungen Herrn und so schien die Umgangssprache endlich wieder gefunden zu sein. Die beiden gingen miteinander ins Wirtshaus.

Endlich kam der Nachmittag und mit ihm der Tanzboden beim Kraxenwirt. Dort führte der Bachsimmerl seine Schöne auf und tanzte mit ihr. Wie da ihre maisgelben Haarzöpfe wupperten um die beiden enganeinander geschmiegten Köpfe.

„Du bist doch ein Mistvieh. Was du dir für eine

Saubere zugetan hast!“ sagte nachher Hans, heute lumpengemein gestimmt. „Die mußt du mir leihen.“

Da fühlte sich der Bachsimmerl noch trautsamer mit dem alten Schulkameraden: „Willst tanzen mit ihr?“

„Einen G'strampften zahl ich.“

„Gut, aber nur leihen, verstehst?“ Unter diesem Vorbehalt nahm er vom Fensterbrett sein Weinglas, goß es in die Gurgel und warb sich eine andere Tänzerin.

Hans warf einen Silbergulden auf den Spielleuttisch: „Einen G'strampften!“ Dann packte er die gelbhaarige Dirn — und nun gings unter sieben anderen Paaren mit den Händen klatschend, mit den Beinen strampfend, in wirbelndem Reigen. Aber Hans klatschte und strampfte nicht viel; er legte seinen wohlfrisierten Kopf ebenso traulich an ihre Wange, wie es der andere getan hatte und während alles in entfesselter Lust lärmte, flüsterte er der drallen Dirn liebliche Dinge ins Ohr. Sie ließ es ihn dreimal flüstern oder noch öfter, dann fauchte sie ihm zu: „Aber da tuats es ja nit!“

„Hast nicht einmal in der Mühl zu tun?“ zischelte er ihr ins Ohr, „dann besuche mich. Siehst du, ich verlier jetzt da meinen Meerschaumspitz“ — den steckte er ihr in den Kittelsack — „und den findest du und bringst ihn mir zurück. Sollst einen Finderlohn haben. Ist's recht?“

Sie nickte. Dann war der Tanz aus.

Aber auch zwischen den Tänzen gibt es auf einer Dorfkirchweih ergötzliche Dinge in den dumperen Winkeln des Hauses und draußen in den Hütten. Der Student beobachtete, bis er plötzlich von einem ausgespreiteten Lümmel angesprochen wurde: „Wannst nit gleih wekgehst, so derlebst was. Saubua, verdammter!“

Die Geschichten mit Säbel oder Pistolen gibt's da nicht. So fand es Hans an der Zeit ins Gastzimmer zu gehen zu seinem bestellten Rostbraten. Auf diesem Wege, gerade an der Tür, wo die Leute schweißqualmend aus- und eindrängten, stieß er mit ihm zusammen.

„Hansel!"

„Hansel!"

So riefen sie sich gegenseitig zu und der kleine Namensbruder lachte den großen treuherzig an. Aber der Kleine war gewachsen seit einem Jahr und fast ein hübscher Kerl geworden. „Fast!" Das betonte der Große. Ein wohlangepaßtes, graues Tuchgewand trug er und ein Halstuch, beinahe zu kirschrot für einen „Seminarier." Das fromme, kindliche Rundgesicht war noch da, das aber durch die Brille veraltert wurde. Hemdkragen und Manschetten, so weiß — „wie noch nie!" rief Hans der Große aus. „Ja, heiliges Bruderherz, darfst denn du auf einen Gemeinen-Leutball gehen!"

„Ich bin ja noch nicht eingeweiht."

„Das sehe ich, daß du noch nicht eingeweißelt bist."

„Nicht eingeweiht, habe ich gesagt."

„Du wirst noch in vieles nicht eingeweiht sein, mein lieber Freund!" verdrehte der Große. „Ich rate dir, sei nur recht vergnügt, so lange du noch ein Erdentierchen sein darfst, ein leckeres. Die Ferien wirst du dir doch ordentlich zunutze machen, nicht?"

„Man schaut sichs halt einmal ein bissel an."

Sie setzten sich zusammen und erzählten einander die Erlebnisse des Jahres. Der Kleine war stellenweise bestürzt, der Große spottete.

„Das ist von dir doch nicht alles wahr!“ sagte der Kleine.

„O Kind, es ist noch viel mehr wahr. Es ist fast so viel wahr, als was man — da draußen sehen kann.“

„Da geht es doch ganz anständig her,“ meinte der Kleine.

„Allen Respekt, Herr Theologe!“

„Wollen wir nicht lieber eine Bergpartie verabreden? Ich möchte es just noch einmal mit den Drei Augen versuchen.“

„Wenn du die im Kopf hättest, Junge! Wollen Euer Blindgeboren nicht ein bissel herumschauen?“

Im Wirtshause waren die Kerzen angezündet worden, wovon jede in Dunst und Staub eine Art von Heiligenschein hatte. Die Leute tranken, sangen und schrien. Ein paar glühende Burschen stritten um die Dirn, zuerst im Spaß, dann im Halbspaß, endlich in gröbstem Ernst. Als sie aneinanderfahren wollten, war schon der Kraxenwirt mit der Handfeuerspritze da und feuchtete die Brennenden so erklecklich durch, daß sie abgekühlt sich aus dem Gesichtskreis verloren.

„Schand und Spott über die jungen Leut, heutzutag!“ schimpfte ein Alter. „Uns dazumal hätt einer kema solln mit Wasser! — Spielleut! den Hasenmarsch aufspielen, ich stift ein' Groschen.“

Unter Gelächter und Geschrei dudelten ein paar Klarinetten was Komisches für Schnellschritt, der bald ins Hastende und Laufende überging, sich in Fisteltönen überstürzend. Das war den Davongelaufenen zu Ehren.

Plötzlich wurde es still.

Zu den offenen Fenstern klang eine Glocke herein vom Kirchturm. Die Männer zogen ihre Hüte und Hauben vom Kopf; die nichts aufhatten, bekreuzten bloß mit dem Daumen ihr Gesicht. Alles betete still. Auch der kleine Hans war aufgestanden und betete. Er beobachtete den großen Studenten, und was der für Gesichter zog. Allerlei verdächtige Geister, vom feinsten Spott bis zum verachtenden Hohn, zuckten in diesen Zügen. Es war ein schreckliches Gotteslästern der Mimik. Daß aus einem so schönen Antlitz diese Fratze kommen kann! — So empfand es der junge Theologe und war entsetzt. Aufatmete er, als die Glocke ausgeklungen hatte, die Leute ihre Köpfe bedeckten und die Spielleute wieder ihre blutaufpeitschenden Walzer begannen. Auch er setzte sein schwarzes Hütel auf und ging zur offenen Tür hinaus in die Dunkelheit, ohne dem Freund gute Nacht zu sagen.

Der Große hatte das bemerkt. Verlangte es ihn seine Teufeleien noch weiter auszuspielen oder wollte er den Kleinen begütigen — es riß ihn nach. Es war sonderbar — wenn der kleine Hans nahe war, da konnte der große nicht so sein, wie sonst, entweder seine Stimmung war boshaft oder übermütig oder unmutig oder er war gar einmal zu einem beleidigenden Disput aufgelegt. So ganz ruhig er selbst konnte er nicht sein in der Nähe des kleinen Hans und nachher ärgerte ihn das und er wollte es ausgleichen. So haschte er nun nach Überrock und Hut, eilte ihm nach, packte ihn am Rockkragen und sagte: „Oha, junger Mann! Holländisch wird bei uns nicht abgefahren, wir sind Steirer!"

„Nach dem Aveläuten müssen wir Theologen nach

Hause gehen," antwortete der Kleine und blieb stehen, weil ihn der andere festhielt.

„Da kann man genug kriegen, nicht wahr?" sagte der Große. „Ich meine, an deiner Stelle. Ich allerdings, ich habe mich amüsiert, köstlich. Es ist zu komisch, wenn die lustige Sünde mit der alten Vettel Bigotterie einen Walzer tanzt. In euren Augen ist es ja eine Sünde, das Tanzen und das Halsen — nicht?"

„Laß mich in Ruh', ich kann nichts dafür, daß es so ist," sagte der Kleine.

Der Große ging nun gemessen neben ihm her. „Weißt du, Hans," sagte er, aber diesmal ohne Spott. „Du erbarmst mir. Du erbarmst mir wirklich. Wenn du das so mitmachen mußt, dein Leben lang! Graut dir denn nicht vor der abgrundtiefen Heuchelei? Die dummen Bauern da, na, die wissen nichts anderes. Aber du! Du mit deinem rechtschaffenen Denken und deiner Schulbildung. Du kannst doch diese Komödie nicht mitmachen wollen!"

Er zuckte ab, der Kleine schwieg, sie gingen die bleiche Straße entlang über die herbstliche, nächtige Steppe.

„Dir ist doch auch die Wirklichkeit, die göttliche Tierheit, kurz die Wesenheit an sich nicht ganz zugeknöpft geblieben," begann der Große neuerdings. Aber er brach wieder ab. Sie gingen still dahin, nur die Schritte schlugen dumpf in den Boden. Da bemerkte er, daß der Theologe schluchzte. Jetzt wollte ihm wehe werden. — Er weint über sein Unglück! dachte der Große. Und er setzte mit neuem Mute ein: „Hans, wie ich dich kenne, schau, da ist dir ja selber das Höchste die Wahrheit. Ich

habe dich noch bei keiner Lüge ertappt. Mir kann man das nicht nachsagen — leider. Weißt du, was es ist, wenn ich dir jetzt bekenne, daß ich manchmal lüge — und mitunter ganz tüchtig? Es ist die Liebe zur Wahrheit. Ich sage dir damit nur, was wahr ist. Die Wahrheit halte ich hoch, der studiere ich nach und der werde ich leben, wenn ich einmal Herr bin über mich. Hast du denn noch nie darüber nachgedacht, mein Freund, was Großes es ist um die Wahrheit? Und hast du dich nie ernstlich gefragt, was Wahrheit ist?"

Der kleine Theologe schwieg.

„Hast du dich wirklich nie gefragt?"

Der kleine Hans sagte kein Wort.

So waren sie dahingegangen in der finstern Nacht. Nun kam ein Wäldchen und unter hohen Bäumen stand, kaum zu sehen, ein aufragender Gegenstand. Hans, der Kleine, blieb stehen. Er zog Feuerzeug aus der Tasche und strich ein Zündholz an. In diesem Lichte stand eine Bildsäule. In der Nische die Gestalt des Auferstandenen, und darüber der großgemalte Spruch: „Ich bin die Wahrheit. Wer an mich glaubt, der wird selig." — — Das sah man, dann verlosch das Flämmchen und es war dunkler als früher.

Die gelbhaarig' Dirn.

„Is nit der junge Herr dahoam?“ fragte in der Mühle eine gelbhaarige Dirn.

„Was willst ihm denn?“ fragte ihr der alte Müller zurück.

„Ja, g'funden han ih was. D'Leut sagen, dem Studenten kunt's g'hören; jetzt möcht ih ihn halt selber fragen.“

„Na ja, so geh' ihn nur selber fragen. Die Stiegen hinauf, die erste Tür links. Wenn er nit da ist, nachher fragst halt mich. Vielleicht weiß ich's auch.“

Dem Studenten war an jenem Abend wieder einmal besonders lausig gewesen. Nichts war ihm langweiliger als das Alleinsein und nichts unerträglicher als diese täppischen Knechte in der Mühle. Seitdem er eine Handvoll Kleie ins Gesicht bekommen hatte, freute es ihn auch bei den Weibsbildern des Beutelkastens nicht mehr. Jetzt lag er auf dem ledernen Sofa, dessen Eingeweide allemal krachten, wenn er sich umwandte. Es war mit einem Bärenfell überdeckt. Er lag, ein Bein über dem andern, gerade ausgestreckt und blätterte in einem Photographiealbum. Da quixte es ein wenig und unangeklopft ging die Tür auf — ganz langsam. Und nur so weit, daß knapp eine gelbhaarige Dirn sich hereindrehen konnte.

„Waaas? Du bist es!“ flüsterte Hans angenehm überrascht und verbarg unauffällig unter dem Bärenfell das Album. „Na, so geh her!“

Da wandte sie sich vollends ins Zimmer herein, doch blieb sie nahe der Tür, schaute umher, verwundert,

daß es so schön ist in dieser Stuben. Endlich tat sie aus dem Kittelsack ein zerknülltes Ding, wickelte das blaue Papier ab, recht bescheiden und ungeschickt und „da tät ih'n halt bringen, den Spitz — wissens eh!"

„Ein Prachtmädel bist, daß du Wort hältst."

„Weil ih just bin vorbeigangen, han ih aufdenkt."

„Jetzt setz' dich aber auch ein bissel zu mir, Schatz. Bist nicht müde?"

„Ah na, han ah nit lang Zeit."

Der Student fragte, woher sie diesen Tag schon gekommen sei und wohin sie diesen Tag noch gehen wolle. Die Antworten interessierten ihn nicht im geringsten. Jählings faßte er sie um die Mitte und trällerte: „Mädl ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite — — —" Da klatschte es scharf und brennend in seine Wange hinein. „Was hat Er denn? Woaß Er nit, wem ih zuag'hör?!" — Für den Augenblick hatte Hans den blauen Himmel gesehen mit einigen tanzenden Sternen. Dann war sie auch schon fort. Der Meerschaumspitz war in seiner Hand geblieben. Den schleuderte er auf die Dielen und zertrat ihn mit dem Stiefelabsatz zu kleinen Scherben.

Als die Dirn über den Hof lief, redete der Alte auf sie hin: „G'hört's sein?"

„Sein g'hören tuats, aber kein' Finderlohn nit, der Stinkschmutz!" über die Wiese hin hörte man sie noch lachen — darüber, daß sie einen Stadtherrn gefoppt hat.

Es war ein ganz abscheulicher Tag. — Wenn die es weiter sagt, das brennscharfe Tatscherl ins Gesicht! Wenn sie es weitersagt! — Es ist nicht auszudenken. — Mit dem Gewehr ging er aus und schoß den Ketten-

hund eines Kleinhäuslers nieder. Im ersten Augenblick tat ihm das wohl; was hätte er mit diesem Schusse nicht alles niederlegen mögen! Er ging weiter. Aber nur etwa dreihundert Schritte. Dann stand er still, kehrte um zum Kleinhäusler, fragte, was der Hund koste und bezahlte den Preis. Das sind unsinnige Sachen! schalt er sich selbst. Als er die Hütte verließ, lag das zottige Tier noch da an der Kette und seine Augen glasten starr in die Luft. Jetzt wurde ihm fast übel. Es war ein dummer Tag. — Noch am Abend glühte ihm die Wange. — „Wenn die Gans es weitersagt!“ —

So waren die Wochen vergangen und am letzten Tage der Ferien schossen die Wasser so einförmig das Fluder hinab, wie am ersten. Da saß er mit seinen Eltern beim Frühstück. Jetzt fiel ihm auf, wie zusammengedrückt sein Vater eigentlich dasaß und wie recht grau sein Haar war. Mehlstaub war das nicht. Die Mutter hingegen war so gesund genährt, daß sie vor lauter Gesundheit manchmal keinen Atem hatte. Da fiel es ihm plötzlich bei: wer weiß, wie lange man sie noch hat! — Er wollte an diesem Tage recht lieb mit ihnen sein. Aber es gelang nicht so ganz. Sie sagten halt immer was, wobei er widersprechen mußte, und wenn die Mutter gar gerührt werden wollte, da höhnte er; Sentimentalität, die konnte er schon einmal gar nicht brauchen! Und konnte doch so weich über sie denken, wenn sie abwesend waren, daß ihm traurig ums Herz ward. — Dann überdachte er die Ferien. Es war nichts Rechtes gewesen. Auf dem Sofa liegen, beim Bier sitzen, Zigaretten rauchen, Rebhühner niederbrennen und arme Kettenhunde, dann die blöden, hochmütigen Schulkameraden, der narrenhafte

Jahrmarkt in Altenkirch und —. Nie wieder ist sie auszuwetzen, diese Scharte an der Ehr, die ihm das gelbhaarige Luder ins Gesicht geschwungen hat! Die glücklichen alten Griechen, die hatten für so was den Lethe. Wir hingegen haben — die „Sensation". „Der geohrfeigte Ottone!" Himmel, was kann das für eine lustige Geschichte werden — für andere. Er sehnte sich zum Freund, zum einfältigen. Wie ein sicher bergendes Inselchen empfand er jetzt den kleinen Hans, wie eine feste Säule in der Nacht. Und da fielen ihm die Säule ein an der nächtigen Straße und die Worte, die ein Blitz ihm gezeigt. Es war ein plötzliches Aufzucken seines entschlafenen Kinderglaubens, sowie die Froschleiche zuckt im galvanischen Strom.

Jene widerwärtige Säule. Die Millionenstadt d'rüber!

Aber der kleine Hans, der hat keine Großstadt um sich, der ist angekettet an jene Säule im Finstern, um den engt sich die Kette von Jahr zu Jahr. Und niemand rettet ihn. Hat er denn keinen Freund? fragte sich der große Hans. Und auf einmal an diesem letzten Ferientage — auf einmal kam's über ihn, er müsse den kleinen Hans erlösen. Das ist eine Tat, mit der er den zehn lausigen Wochen noch einen rühmlichen Abschluß geben könnte.

Der junge Mediziner schloß sich in sein Zimmer ein, der Mutter vorlügend, er habe eine wichtige Präparation zu machen. Nun wußte die gute Frau zwar nicht, was Präparation ist, aber sie wußte, was wichtig heißt und ordnete an, daß jedes im Hause, wenn es an der Tür des jungen Herrn vorbei müsse, auf den Zehen zu

schleichen habe. Der Student saß am Schreibtisch, zerkaute eine Weile den Federstiel und schrieb einen Brief.

„An Herrn Hans Schmied, Bauernsohn und derzeit Theologe in Stahlhöfen ob Altenkirch.

Du wirst Dich wundern, Hans, über diesen Schreibebrief. Man muß doch einmal gescheiter werden und die Dummheiten sein lassen. Lieber Hans, ich muß ein ernstes Wort reden mit Dir. Du bist mein liebster Freund. Wenn Du glaubst, ich hätte Freunde genug, so hast Du ja recht, aber was für welche! Wenn man den ganzen Freundeskrempel chemisch untersuchen wollte, wer weiß, ob ein andrer Bodensatz übrig bliebe, als mein kleiner Hans. Darum mußt Du Dir von mir raten und helfen lassen, denn Du hast sonst keinen, der Dir's so gut meint. — Ich sage Dir, Hans, Du darfst kein Geistlicher werden. Ein Knecht der Lüge, nein und dreimal nein; dafür bist Du zu gut. In jener Kirchweihnacht hast Du mir mit dem Streichholz gezeigt, was auf der Säule stand. Ich bin die Wahrheit, wer an mich glaubt, wird selig. — Dann ist Dein Lichtl zu früh ausgelöscht, um zu sehen, wer unterschrieben steht. Die Natur! Die Natur, mein Lieber, und nur die Natur kann das sagen: ich bin die Wahrheit. Alles andere, das unsinnliche Unsinnige, ist der Teufel. Der hat Dich schon halb — aber Du kommst ihm noch aus, wenn Du willst. Weißt Du es noch, was damals auf der Alm jener fremde Herr, der jetzt mein hochverehrter Lehrer Weißpandtner ist, gesagt hat, wie es einem armen Kaplan ergeht? Erinnerst Du Dich, als wir von Berufswahl sprachen? Das leibliche Elend, denke an! Und erst das geistige!

Du mit Deinem guten Herzen und redlichen Sinn müßtest verzweifeln, immer anders reden zu müssen, als man weiß, immer anders leben zu müssen, als man will — und soll! Du hältst das nicht aus im Ernstfalle. Daß Du nicht schon jetzt genug hast, wundert mich. Schämen sollst Du Dich mit Deinen Duckmäusern und Betbrüdern. Schweinehunde, die von ihren Ludereien nur ausruhen, so lang' eine Kirchenglocke bimmelt. Scheußlich! Du glaubst ja selber nicht daran, schon lange nicht mehr; es ist einfach unmöglich, daß ein halbwegs vernünftiger Mensch an solche Geschichten glaubt. Ich sage Dir, Hans, ich bin ein schlechter Strick, aber noch ein Heiliger im Vergleich zu Dir, wenn Du's nicht glaubst und doch dabei bleibst!

Du hast mir bei der Matura geholfen, Hans, was ich Dir nicht leicht vergessen werde, und deshalb will ich Dir jetzt helfen. Spring aus! Ich bitte, ich beschwöre Dich, spring aus! Bei meinen Bekanntschaften wird es schon gelingen, Dir ein anderes Studium zu ermöglichen, wenn Dein Alter Dich verstößt, was Seine Ehren wahrscheinlich tun werden. Das kann Dir auch nur recht sein, da Du, wie Du mir so oft gesagt hast, gerne für Deine Überzeugung leidest!

Ich reise heute ab in die Stadt. Ich erwarte mit Zuversicht, daß Du mir Deine Bekehrung zu Vernunft und Wahrheit anzeigst, dann werde ich mich um Dich annehmen.

Dein aufrichtiger Freund

Hans."

Als der Schreiber dieses Schriftstück durchgelesen hatte, war er verblüfft. Nein, das hätte er sich nicht zugetraut. Welch ein vornehmer Charakter er war, er sah es nun mit größter Befriedigung. Das ist eine Tat! Und doch wollte er den Brief zerreißen. Es war ihm das Herz rauchend geworden. „Du bist mein liebster Freund!“ „Du hast mir bei der Matura geholfen, was ich dir nicht vergesse.“ Solche Sachen sagt man einem nicht, am wenigsten in Briefen, wo sie festgenagelt bleiben. Solche Schuldbriefe muß man oft teuer einlösen. — Aber der Student hatte nicht mehr Zeit für einen zweiten Brief, so schickte er den ab. Der Kleine springt aus, und das ist die Hauptsache.

Mit dieser Schreibetat wollte Hans Schmied, der Müllerssohn, die Ferien großartig beschlossen haben. Zwei Stunden später stand der Wagen vor dem Tore. Hans tätschelte zärtlich an den schweren Pferden herum und sprach ihnen seine Liebkosungen aus. Am Wagen, als er schon drin saß, standen die Seinen herum und die Mutter legte eine Wollendecke über seine Knie. Er reichte ihr die Hand, so auch dem Vater, kurz und flüchtig. Dann vorwärts! Später schaute er noch einmal um, da war schon der Busch vor, er sah sie nicht mehr.

Am Bahnhof gab es Leute. Zumeist junge Burschen, die etwa zu ihrem Regiment einrückten, dachte Hans. Er sah manchen Bekannten darunter, aber keiner ging ihm zu und keiner stieg ein und stand doch der Zug schon da. Als Hans in seinem Gelaß zweiter Klasse saß, erhob sich draußen in der Menge ein Lärm. Kuhschellen, Töpfe, alte Sensen wurden geschlagen, auf leeren Bierfässern wurde getrommelt und den Takt begleitend, klapp-

ten zwei dünne Holzbrettchen so auseinander, daß es einen Schall gab, als würden mit flacher Hand heftige Ohrfeigen ausgeteilt. Der „Watschenmarsch" war's. Der Zug fuhr ab.

Der Watschenmarsch, diese dramatisch musikalische Ohrfeigenparodie, brachte ihm den Abschiedsgruß von der Heimat. Ein Mädel verführen ist unter Kameraden keine Schande. Aber diese Schmach, diese unauslöschliche! — Hans Schmied war anfangs bloß betäubt. Auf welche Art er Schlußpunkt machen würde — er wußte es nicht. Der Zug rollte dem großen Babel zu.

Von Frauenzimmern, Knochen und Schlangen.

Das neue Studienjahr hatte begonnen, es war wie die nächstfolgenden — dem ersten ähnlich, nur daß Angeknüpftes sich weiterspann, absichtlich und unabsichtlich gestreute Keime sich entwickelten.

Hans war wieder geruhigt. In der Großstadt, die vom Lärm der Welt erfüllt ist, war von den schallenden Dingen des Unterschatts kein Widerhall gemerkt worden. Der Müllerssohn besuchte die Vorlesungen und Laboratorien des Professors Weißpandtner und drang immer weiter ein in jene Gedanken- und Vorstellungswelt, die der modernen Naturwissenschaft entspringt. Mit freier Seele hatte er sich dieser Lebensanschauung hingegeben, jetzt war er schon ihr Sklave. Er konnte nicht mehr anders denken, als in ihrem eisernen Geleise, er konnte Welt und Menschen von keinem anderen Gesichtspunkte aus mehr betrachten. Aus Freiheitsdrang hatte er sich alten Seelenbereichen entwunden und nun war er Gefangener. Seine Flügel, mit denen er als Kind in alle Himmel geflogen, waren gebrochen. Seine Augen, die einst alle Seligkeiten, nach denen das Menschenherz ein so unbändiges Heimweh hat, geschaut, sie stießen jetzt wie Fühlhörner der Schnecke überall an die Wand der „Natur" und prallten zurück. Er war noch engherziger geworden, als es einst der gläubige Knabe gewesen. Es gibt nur eine Wahrheit, die hat haarscharfe Grenzen und außerhalb derselben ist nichts als Täuschung und Lüge. Die

Lüge verachtete er sehr, aber nur theoretisch, als Gegensatz zur wissenschaftlichen Wahrheit. Praktisch genommen, ist auch die Lüge Wahrheit, weil sie natürlich ist, da ja alles, was ist und geschieht, natürlich ist. Mit der Lüge, der Verstellung, der Täuschung kann man auf ganz natürliche Art die wertvollsten Dinge erlangen, sie ist im Naturgesetz ein notwendiges Ferment. Wenn der Mensch die Lüge verbietet, so ist das natürlich, er denkt an die Gesellschaft. Und wenn der Mensch lügt, so ist das auch natürlich, er denkt an sich selber. — Ja, das waren wunderliche Spaziergänge, die seine Gedanken machten in ihrem Gefängnisgarten. — Wie wird es schön sein, wenn auch sein kleiner Freund mit ihm lustwandelt. Aber der Theologe hatte noch nicht geantwortet.

Hans Schmieds Besuche im Hause des Hofrates waren noch häufiger geworden. Er war dort ein fast unentbehrlicher Gast. Der Hofrat hatte den hübschen, aufgeweckten und fleißigen Burschen wirklich liebgewonnen. Er sah keinen unter seinen Schülern, der seinen Lehren leidenschaftlicher ergeben war, der emsiger in den Laboratorien arbeitete, der handlicher im Sezersaal tätig war und der als Mediziner anregender auf andere wirkte. Er sagte es offen, daß dieser junge Mann eine Zukunft habe. — Die Frau Hofrat wiederum, sah keinen, der galanter und aufmerksamer war, als Herr Schmied, der sich bei Festlichkeiten auch als maitre de plaisier verdient machte. Fräulein Evelana wußte keinen, mit dem es sich lustiger schwatzen und streiten ließ, als den Herrn Hans, wie sie ihn schon nannte, keinen, der unter Umständen so wenig wußte und sich so dankbar von ihr unterrichten ließ. Freilich — aber das wußte wieder das Fräulein nicht

— gab es auch keinen, der sich hinter ihrem Rücken so lustig machte über das Fräulein Naseweispandtner. Fräulein Malcha endlich. Das kannte im großen Hausfreundekreis keinen, der ihre schweigsame Trauer so teilnehmend respektierte, als den stud. med. Schmied. Sie war nicht mehr traurig, weil ihre Mutter gestorben, sie war ja seither längst in die heitere Jugend hereingewachsen; nicht mehr traurig ob des Schweren, das damals über ihre Kindeszeit gelegt worden. Alles das, das Waisenleid, war überwunden. Ihre Schwermut hatte Ursachen, die sie eigentlich selbst nicht recht kannte. Vielleicht war es das große Vermögen, das ihr aufgebürdet worden, das sie nicht wegwerfen durfte und das sie nicht genießen konnte. Sie litt unter dem Wissen der Pflichten, die ihr mit dem Vermögen übertragen waren. Sie hatte immer die Absicht, wohltätig zu sein, aber sie wußte nicht recht wie. Seit sie einer bettelnden Schwindlerin die Klage von den neun kleinen Kindern und der Leiche ihres Mannes, die sie nicht begraben lassen konnte, geglaubt, ihr in der ersten Rührung tausend Gulden hingelegt hatte, bis im Gerichtssaale die Sache platt zu ihrem Spotte ausfiel, war sie so befangen geworden, daß sie keinem Armen was gab, in der Besorgnis, wieder so barbarisch betrogen zu werden. Und weil sie nichts gab, so hatte sie nachher stets ein peinigendes Gewissen. Ob sie zu jenen gehörte, deren Wohltun nicht vom guten Herzen, sondern vom bösen Gewissen kommt? Bisweilen geschah es, daß Fräulein Malcha die Geldnote schon in der Hand hatte, um damit was Gutes zu tun, sie aber wieder in das Portefeuille legte, eine Gelegenheit abwartend, um damit noch etwas Besseres zu stiften. Dann die Sorgen, wie das

Kapital anlegen, daß es sich am besten rentiere. Denn auch das hielt sie für ihre Pflicht. Wer Geld hat, der muß trachten, daß es sich vermehre. Geld ist ja ein Lebewesen, sonst könnte es nicht für einen arbeiten, und — Lebewesen vermehren sich.

Einmal nach dem Abendtisch, als nur Hans Schmied in der Familie noch anwesend war, redeten sie von Geldgeschäften. Da unterbrach Fräulein Malcha ganz unvermittelt ihr Schweigen und fragte mit bescheiden flüsternder Stimme, ob es denn in der Tugend ein Unterschied sei, das Geld gleich jetzt zu gemeinnützigen Zwecken auszugeben, oder es unter Klugheit wachsen zu lassen, um später doppelt und dreifach damit nützen zu können.

Man blickte auf, man schaute die Sprecherin an und Evelana rief lustig: „Jesses, die Malcha will tugendhaft sein und ist noch nicht dreißig! Bitte, liebstes Schwesterchen, schenke mir deine Million und ich verschaffe dir vom Heiligen Vater die Tugendrose, oder lasse dich als heilige Malcha in den Kirchenkalender setzen, schon vom nächsten Jahrgang ab. Was dir lieber ist."

Und die Frau Hofrätin tat auf Fräulein Malchas Worte die stachelige Bemerkung: „Na, da kann man sich das Gewicht ihres Geldes vorstellen, wenn es der einmal ein Wort herauspreßt."

Der Hofrat hielt die gelöste Zunge seiner älteren Tochter für ein Zeichen der Zeit und ließ einen Streifblick, kurz wie der Blitz, auf Hans fallen. Der schwieg und dachte etwas.

Das Fräulein Malcha wurmte sich über den Spott des Schwesterchens, stellte ihm aber gar lieblich die Frage: „Was würdest du machen, Schatz, mit — ich meine —."

„Mit der Million? Einen schönen Mann würde ich mir kaufen.“

„Kinder, es ist spät geworden,“ mahnte die Hofrätin und hob die Tafel auf.

Hans Schmied ging beschwingt nach Hause. Das war ein sehr interessanter Abend gewesen.

Natürlich wohnte er immer noch bei Frau Kübler. Es war so heimlich da, so traulich, trotz der großen Einfachheit fast netter, wie auf der Mühle. War er gleichwohl ein Springindiewelt, dieses stille Heim tat ihm doch wohl manchmal für ein paar Stunden. Und wenn ein Kater auszujagen war, tat die Frugalität gute Dienste. Lieserl! Das Mädel hatte während seiner Ferien das kurze Röcklein abgelegt und trug eins, das bis zu den Knöcheln ging und „lila“ war und rote Blümchen hatte.

„Muß man jetzt Sie zu dir sagen oder darf ich noch du zu Ihnen sagen?“ Sie hatten alle drei gelacht zu dieser seiner Frage, da parierte Frau Kübler ganz geschickt: „Ich glaub', Herr Schmied, Sie haben nie du zu ihr gesagt.“ Es war aber oft geschehen, nur daß er nun wußte, wie es fortan zu halten sei. Den Zimmerdienst für den Studenten hatte nun ganz Frau Kübler übernommen, wogegen das Mädel zuerst Einsprache tat, da es ja nun selber schon so groß und stark sei, um diese häuslichen Arbeiten zu besorgen. Sehr bald sagte sie nichts mehr davon. Wenn Hans aber Kopfweh hatte oder Zahnschmerz, dann begehrte er, daß die Lieserl ihm kalte Umschläge mache oder Leinsampflaster, und als sie ihm wegen einer Halsentzündung einmal Spinnweben um den Hals legte, war es ihm auch recht. Solche Mittel bekamen ihm besser, als die in seinen medizinischen Büchern

vorgeschriebenen. So geistreich plaudersam war die Lieserl nicht, wie Hofrats Evelana und so schweigsam wie die schwarze Malcha war sie auch nicht. Sie war halt ein gutmütiges, junges Frauenzimmer, das nie ausgelassen und nie weinerlich war und nur sentimental wurde, wenn es in der Glocke von Schiller las, wie „errötend folgt er ihren Spuren" und von „zarter Sehnsucht, süßem Hoffen". — Doch hatte sie zum Lesen nicht viel Zeit, seitdem sie für ein großes Grobleinengeschäft Näharbeiten übernommen hatte. Ihre Hand war fast kühl und rauh wie eine Orange, doch — ein bißchen über das Gelenk hineingestrichen, war sie lind und weiß und warm. Hans gestand sich offen, er hatte die Kleine ganz gern, weil er mit ihr recht nach Belieben herumkommandieren konnte, wie er es von der Mühle her gewohnt war und weil er bei schlechter Laune sie recht auszanken konnte, ohne daß sie widersprach. Je lauter er manchmal war, je stiller wurde sie, und trieb es Seine Herrlichkeit zu arg, so ging sie still hinaus und schluchzte ein wenig in das Schürzlein. „Gelt, Lieserl, ein unerträglicher Kujon bin ich!" sagte Hans einmal nach einem solchen Launensturm, „aber weißt du, ich muß meine Galle aushusten, sonst erstické ich und das wäre dir am Ende doch leid — nicht?"

Sie fächelte ihm als Antwort mit einem weißen Leinwandfetzen neckisch ins Gesicht. Dann ging sie hinaus in die Küche und war sehr glücklich.

Ein solches Mädel im Hause haben, das dünkte dem Studenten allzu nett. Es ist ein herziger Schatz! So knabenhaft er sie manchmal auch neckte, oder wenn er sie bisweilen so für sich still anschaute. Da kam es ihm allemal wieder bei: ein herziger Schatz! — Im Kopfe

aber — und nicht tiefer — saßen ihm die Hofratstöchter. Alle beide. Die kleine, gescheite, kecke Evelana! Die junge, schöne Evelana! Die ernsthafte, eingezogene Malcha! Die reiche Malcha! — Einstweilen hatte er sich den Weg zu beiden offen gehalten, da er keinen versuchte.

Und einmal, als Hans die Treppe hinaufstieg zur Klinik, kam sie hüpfend, freudeglühend herab, die frische Evelana, auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen: „Kollege, heute kannst du einen Kuß haben!"

Du? und Kuß? Welche Himmelserscheinungen! — Er fing sie ab und küßte sie herzhaft auf den Mund. Da war sie ihm schon entschlüpft und jubelnd hüpfte sie weiter.

Ein Erfolg war es, der sie so übermütig gemacht hatte. Im Seziersaal, vor den Augen mehrerer Sanitätsräte, hatte das Fräulein eine Leiche aus dem Militärspitale kunstgerecht geöffnet und tadellos die Herzorgane zerlegt. Große Komplimente und Anspielung auf das Doktordiplom. Deshalb war sie so lustig die Treppe herabgekommen mit einem Kuß der ganzen Welt.

Es war ein Kuß, der kritisiert wurde. Hans prüfte den Nachgeschmack. Er hatte mehr die Zähne gefühlt, als die Lippen. Und so was, wie Geruch aus dem Seziersaal. Eine Dame, die sich übt, Männerherzen mit dem Messer zu behandeln! — Dazu keinerlei Garantie der Vermögensverhältnisse. Man kann sich ja gut unterhalten mit der kleinen Wespe. Aber heiraten — den Trauerfalter mit dem Goldstaub. Ein seltenes Exemplar. — Der Entschluß war das aber noch nicht, nur ein Gedanke.

Bevor Hans am selben Tag in den Saal trat, be-

gegnete ihm noch ein zweites Frauenzimmer. Es war das höckerige, alte Fräulein, das bei seinem neuen Gönner den Quartalbetrag holen wollte. Sie schupfte den Buckel lebhaft hin und her und war zornig. Der Hofrat hatte sie in guter Laune mit „mein Kamelchen" angeredet. Darauf hatte sie geantwortet: „Herr Hofrat! Mein seliger Wohltäter, Doktor Schußstieler, war auch mit alten Damen galant. Ich will ergebenst gebeten haben, mir demnach mein Guthaben per Post zuzuschicken." Rasch kehrum, daß die schwarzen Seidenmaschen der Haube flatterten, und fort. — Mit einem höflichen Brieschen beeilte sich Hofrat Weißpandtner der „Kamel-Kundl" den Betrag in die Wohnung zu schicken, damit sie ihren Buckel nicht am Ende anderweitig veräußere. Über die Siebzig schätzte er das Frauchen, aber weiß der Kuckuck, wie lange diese zähe Haut ihr Rückgrat noch selber benützen will.

Professor Weißpandtner hatte in einem Nebenraum seines Laboratoriums, als ersten Saal des weitläufigen Museums, eine wertvolle Sammlung, die er nur auserlesenen Geistern zeigte und intimen Freunden. Es war eine Anzahl Totenschädel berühmter Männer. Besonders auch Dichter und Künstler. Sie standen auf einer Bank in der Reihe, waren staubig und grinsten. Zu diesen mageren Leuten führte der Professor seinen Lieblingsjünger und stellte sie ihm vor, gleichzeitig bedauernd, daß die Kraniologie bisher das gewünschte Resultat nicht aufzuweisen habe.

„Was wünschte man eigentlich?" fragte Hans.

„Man wünschte aus dem Baue und den übrigen Eigenschaften des Schädelknochens Rückschlüsse zu ziehen, nicht bloß auf die Rasse, was ja allerdings nicht schwer

ist, als vielmehr auf die Qualität und Quantität des Ingeniums, das einst der Schädel beherbergt hat.

Darauf antwortete der Student klüglicher, als sonst seine Art: „Herr Hofrat, mich deucht, es wäre besser, man kümmerte sich zu Lebzeiten dieser seltsamen Leute mehr um das Ingenium ihrer Schädel, als erst nachher, wenn aus der Schale Himmel und Erde ausgeronnen ist.“

„Sie sagen besser, wenn der Himmel zu Erde geworden ist,“ setzte der Professor bei. „Übrigens, lieber Herr Schmied, war diese Ihre Bemerkung fast so frappant, als hätte sie mein Backfischchen getan, dessen Hirnschale auch nicht ganz leer ist.“

„O, die möchte ich haben!“ rief Hans aus.

„Was möchten Sie haben?“

Gib acht, Hans Schmied! — Und er gab acht, ließ sich in das verfängliche Gespräch nicht weiter ein, sondern, um auch den Inhalt seiner Hirnschale zu offenbaren, schlug er den philosophischen Gedanken an, wie schade es sei, daß vom Menschen nichts zurückbleibe, als das bißchen Gebein.

„Junger Mann, glauben Sie das nicht,“ sagte der Professor und faßte in die hohle Hand einen etwas verschimmelten Schädel, der in der Wandecke lag. „Dieser alte Herr da, sehen Sie! Er tut, als ob er mausetot wäre. Und wissen Sie, daß er mich heute morgens in meiner Wohnung rasiert hat? Er ist der Erfinder der Rasiermaschine. O nein, der Materialist braucht die Unsterblichkeit durchaus nicht zu leugnen, wie Ihr jungen Leute vorlaut geneigt seid, anzunehmen.“

Dem Müllerssohne kam bei, daß es vielleicht besser

wäre, den Inhalt seiner Hirnschale nicht zu unvorsichtig auszugießen vor dem stolzen Gelehrten.

Sie schritten durch mehrere Säle, da war immer noch der Tod: zwischen Glastafeln eingepreßte Pflanzen aus der Römerzeit. Versteinerte Eidechsen, präparierte Kreaturen aller Art. In Glastafeln Käfer, Fliegen, Falter, in Weingeistgläsern Kröten, Molche und Schlangen. In großen Kästen Skelette von abgelebten Tiergattungen und Mißgeburten. In einer Ecke stand ein neuer, großer Kasten, an dem noch der Firnis roch. „Der wartet auf meine Freundin, die Kunigunde Moiselgupf," sagte mit größerer Munterkeit der Professor. „Sie kennen sie doch, die alte Kamel-Kundl? Das ist ihr Jenseits."

In einem nächsten Zimmer endlich Leben. Da kreischten in Käfigen exotische Vögel, schwammen in Aquarien mancherlei seltene Wassertiere und in Truhen mit Drahtgitterdeckeln ringelten sich schimmernde Nattern.

„Diesen Schlingel da," der Professor öffnete vorsichtig den geflochtenen Gitterdeckel eines Korbes, „hat mir erst heute ein Jagdbursche aus Kahlenstein herabgebracht. Ich habe die Geschicklichkeit des Jungen bewundert, der ohne Schaden zu nehmen, das Tier einfing und hertrug."

„Ist es giftig?" fragte Hans.

„Aber, Herr Schmied," sagte verweisenden Tones der Professor. „Sie sehen ja, daß es eine Viper ist! — Wie gereizt sie das Köpfchen bäumt! Die wollte nichts Gutes, wenn sie könnte. Die ist hochreif, ihrem nervösen Gehaben nach, die hat viel Angesammeltes hinter den Zähnen."

Hans betrachtete den kupferigen Ring, der bewe-

gungslos dalag und nur das dreieckige Köpfchen lechzend emporsträubte.

„Wollen Sie sie haben? Munigl soll sie in Ihre Wohnung bringen. Sehen Sie in ‚Reptilien‘ zweiten Band nach, wie diese Herrschaften behandelt sein wollen. Geben Sie acht!“

Schon an demselben Abend hatte Hans den unheimlichen Kupferring zum Zimmergenossen.

Die Schlange im Hause.

„Wo eine Schlange ist, stellt sich gleich auch die Eva ein," scherzte Hans, als Lieserl in sein Zimmer trat, um frisches Wasser zu bringen. Vorwitzig guckte sie durch das Gitter in den Korb und kreischte: „Jesses Marand! A Kupfernatter!" und lief davon.

Am nächsten Morgen, nach einer völlig schlaflosen Nacht, rief Frau Kübler den Herrn Schmied zu sich in die Küche und wollte ihm das Zimmer kündigen. Mit Giftschlangen wohne sie nicht einen Tag länger im Hause. Wenn er das Ungeheuer nicht sogleich töte, oder vom Abdecker töten und fortbringen lasse, so müsse sie das Tier polizeilich hinausschaffen lassen — und ihn mit! — Er hatte die Frau noch nie so gesehen, alles an ihr zitterte und sträubte sich, so erregt war sie. Das Mädel hatte sie noch abends zuvor bei einer Freundin in Sicherheit gebracht. Die komme nicht nach Hause, solange das Beest vorhanden, sie wolle nicht ihr Einziges, was sie noch auf dieser Welt habe, so schaudervollen Gefahren aussetzen.

Eine Stunde später meldete der Student seiner Hausmutter, das Tier sei fortgebracht und liege wohl schon ersäuft tief in der Donau. Frau Kübler fiel ihm vor Freude und Dankbarkeit um den Hals. Sie war schon in Angst gewesen, ihn zu verlieren — nun hatte sie den lieben, jungen Herrn wieder und allsogleich wurde auch Lieserl heimgerufen. In Wahrheit — und auf die hielt er doch immer was — hatte Hans den Korb mit

der Viper in seinem Kleiderkasten versteckt und den Schlüssel zu sich genommen.

Nun wollte der Student mit seiner neuen Freundin sich aber auch einmal unterhalten. Er sperrte das Zimmer ab und den Kasten auf. Mit großer Mühe hatte er irgendwo ein paar Mäuse erstanden, um sie standesgemäß zu bewirten. Er nahm ein Holzspänchen und stupfte durch das Gittergeflecht die Schlange, die gut zu schlafen schien. Jetzt kam sie ins Rieseln, wobei ihre Haut in allerhand zarten Farben schillerte. Da er sie mit dem Stäbchen weiterneckte, wurde sie zornig, schnellte empor bis ans Gitter und er vermeinte ein zartes Pfeifen zu hören. Aber die Zehrung beruhigte sie; mit großer Geschicklichkeit und so schnell, daß Hans selbst nicht wußte wie, war sie mit der Maus fertig. Dann lag wieder der unbewegliche, stellenweise aufgetriebene Kupferring da, in gleißenden Farben lockend, nach ihm zu greifen. Hans hatte stundenlang sein Vergnügen daran; unter dem schönen Schilde „Zoologische Studien" spielte er mit der Natter und brachte sie in allerhand graziöse Bewegungen. Auch das wollte er ergründen, wie Vipern sich zu brennenden Zigarren verhalten. So wurde das Verhältnis traulicher, bis er den Gitterdeckel immer weiter auftun und das schöne Geschöpf immer näher und genauer besehen konnte.

Lieserl saß in ihrer Stube und heftete an einem Fenstervorhang die Messingringlein an. Ein paar Dutzend von der Ware wollte sie an diesem Tage noch abtun — ist aber nicht dazugekommen. Ohne anzuklopfen sprang der Student zur Tür herein, voller Hast, bleich im Gesicht.

„Ich bitte Sie, Lieserl, geschwind einen Arzt, er soll schnell kommen. Oder gescheiter, ich lauf' zu ihm?"

„Was ist denn?"

„Eine Wunde ausbrennen."

„Mein Gott, Herr Schmied, was ist denn?"

Er setzte sich auf die Bank, fast taumelnd.

„Ist Ihnen nicht gut, Herr Schmied?"

Er drückte beide Hände an den Hals und tat, als wolle er an einer Stelle unter dem linken Ohr die Haut pressen.

„Gebissen," murmelte er.

„Wer?"

„Dieses Luder, die Natter."

Das Mädel war nicht arg erschrocken. Es wunderte sich nicht einmal, daß dieses Tier, welches ersäuft in der Donau lag, noch im Hause war und beißen konnte.

„Lassen Sie schauen," sagte sie.

Es war ein kleiner, schwarzer Punkt, und ringsum ein wachsblasses Scheibchen. Die Halsseite war schon wulstig angelaufen.

„Setzen Sie sich auf den Schemel," sagte Lieserl. Als er auf ihrem Fußschemel saß, beugte sie sich über ihn, umschlang mit dem Arm sein Haupt, preßte ihren Mund an die Wunde und begann zu saugen.

Frau Kübler kam von der Küche herein, um zu sehen, wer da sei. Und als sie das Mädel an den Buben geschmiegt sah, ihn umschlingend, in einem Kusse versunken, der nimmer aufhören wollte, da griff sie sich mit beiden Händen an den Kopf und stöhnte: „Heilige Mutter Anna! Jetzt ist sie mir toll geworden!" — — Regungslos

stand sie im Zimmer, während das Töchterlein an dem Studenten hing.

Endlich ließ Lieserl los, spuckte heftig in den Winkel und spülte sich mit einem Glase Wasser den Mund aus.

„Ja, Leut'!“ sprach die Mutter, und das Wort war ein langgedehnter Hauch. „Ja, Leut', was ist denn das?“

Dem Burschen war die Ohnmacht ganz vergangen und in einer lustigen Anwandlung fiel ihm plötzlich was Berlinerisches ein und er sagte mit possierlichem Pathos: „Seien Sie man jefaßt, Frauchen, es jing nich um Liebe, es jing um Gift.“

Als Frau Kübler endlich begriff, um was es sich handelte und daß das Untier wieder im Hause sei, lief sie die Treppen hinab und rief den Hausmeister und die Tabakkrämerin und zwei Wachmänner und einen Dienstmann zu Hilfe.

Aber die Natter war tot. Frau Kübler sah es mit eigenen Augen. Mit dem Stiefelknecht hatte sie der Student erschlagen unmittelbar nach der Tat. Jetzt erzählte Hans auch ganz heiter, wie es geschehen war. Aus dem halbgeöffneten Korb hatte sie sich jäh herausgeschnellt und ihm an den Hals. Da hatte er's und war ihm gleich wie bei einem Katzenjammer übel geworden. „Wo ist denn die Lebensretterin?“ rief er jetzt in die vielen Leute hinein.

Lieserl hatte sich versteckt. Sie schämte sich grenzenlos dafür, was sie gemacht hatte. Dem Hans aber war ihre Kur wesentlich lieber gewesen, als das Brennen mit Lapis. Im ersten Teil der Operation hatte er noch Angst vor dem Sterben gehabt, im zweiten schon wieder Freude

am Leben. Ein wertvollerer Kuß, das fühlte er, war es gewesen, als jener des weiblichen Dragonersezierers auf der Treppe.

Dem Dienstmann übertrug Hans die Bestattung der Übeltäterin; er selber ging, um den Vampier zu suchen, dessen Saugkuß noch so warm durch sein Blut rieselte.

In wenigen Tagen war die Wunde heil, nur ein ganz kleines Narbchen bezeichnete die Stelle, wo etliche Minuten lang der bittere Tod gesessen hatte. Sie bleibt ihm als Erinnerung, wie dumm ein junger Studio sein kann, und wie tapfer so ein kleines Nähermädel. — Unbändig, wie man dieses Mädel gernhaben muß! — Das Verhältnis zu den Hausgenossen hatte sich aber von diesem Tage ab geändert. Das Mädel bekam er kaum mehr zu sehen. Frau Kübler bediente ihn mit alter Aufmerksamkeit ganz allein, war aber stumm geworden. Sie, die sonst immer so gut und harmlos geplaudert, sprach des Tages zu ihm kaum zwanzig Worte — nur die allernotwendigsten. Anfangs hatte der Student es mit Possen versucht, ihren früheren, gewohnten Humor zu wecken; er ließ davon ab. Einmal nur begann sie bei Tisch so eine Art Gespräch, ob ihm denn nicht der Weg zu weit sei von der Siebensterngasse bis zur Universität. Hans antwortete anzüglich: „Meine Mutter sagt gern, je weiter der Weg, je größer die Gnade.“ Da schwieg sie wieder. Und schwieg eine Woche lang. Dann ließ sie einmal eine Anspielung fallen, die Stadt werde ihr von Tag zu Tag zuwiderer, sie wolle sich noch weiter in einen Vorort hinausziehen, wenn nicht gar aufs Land.

„Was soll denn hernach aus mir werden, Frau Kübler?“ fragte er komisch weinerlich.

„Mein Gott, Herr Schmied, sehen Sie sich doch einmal die Torzettel an. Fast in jedem Haus sind Zimmer zu vergeben.“

Nun wurde er ernsthaft: „Frau Kübler, Sie haben etwas gegen mich!“

Sie widersprach ihm nicht, sie schwieg ein Weilchen. Dann redete sie: „Wenn ich aufrichtig sein soll, mich heimelt's nicht mehr in dem Haus da. Das Vieh ist ja hin, aber Sie werden's nicht glauben wollen, Herr Schmied, wie es mich immer einmal bei der Nacht aufschreckt — als täten Schlangen im Zimmer sein —“

„Aber Frau —“

„Lassens mich nur ausreden. Wem man einmal auf eine Unwahrheit kommt, dem traut man nimmer.“

Das mußte er sich gefallen lassen. Er, der große Wahrheitsjünger!

Nun blieb er einmal an der Küchentür stehen; da drinnen am Herde saß das Mädel und schälte Erdäpfel ab.

„Sind auch Sie böse auf mich, Lieserl?“

Sie sagte nichts, schabte emsig vom Erdapfel die Schale, aber es traf ihn der flackernde Blick ihres Auges.

„Schaun's, Lieserl, ich habe gesehen, wie gut Sie sind. Ich möchte Ihnen dankbar sein. Und jetzt sind Sie böse auf mich.“

Da warf sie Messer und Kartoffel in die Schüssel, wendete sich in die Ecke und verbarg ihr rosiges Gesichtel im Ellbogenwinkel. — Er ging zögernd zu ihr, legte ihr ganz leicht den Arm um die Mitte und flüsterte ihr in die Wange hinein: „Schau, Mädel, ich hab' dich ja lieb.“

Rasch, fast heftig, schob sie ihn von sich. Da ging

er langsam hinaus und treppab. An der Schwelle des Haustores blieb er stehen und zündete sich die Zigarette an. — Zwei Züge, dann warf er sie auf das Pflaster. Ungeschickterweise stieß er Leute an und sagte nicht einmal „Pardon!“ Dann blieb er stehen. Dann kehrte er um. Er ging zurück in das Haus und stieg die Treppe hinauf. Vor der Wohnungstür stand er wieder still.... „Eh, was, Dummheiten!“ pfauchte er und lief endgültig treppab und davon. Ging zu Hofrats und war dort zerstreut und dumm den ganzen Abend lang.

Der Bachsimmerl redt' nix aus.

Die Ferien auf der Mühle — merkten wir — hatten dem Müllerssohn nicht behagt. Die zehn köstlichen Wochen, die jedes Studienjahr freigab, hat er fürder anders genutzt. Er machte kleine Reisen oder er saß als Gast bei einem Kollegen irgendwo. Mehrmals längere Zeit auch auf der Villa Weißpandtner, wo er mit dem Hofrat Ausflüge machte oder Schach spielte, mit dem Fräulein Evelana und anderen jungen Leuten Lawn-Tennis, und wo er manchmal im Park unter der alten Platane saß neben dem schwarzgekleideten Fräulein Malcha und ihr schweigen half. Manchmal gab es aber zwischen diesen beiden doch kurzgebrochene Gespräche über die Rätsel des Daseins oder über die kolossale Teuerung der Lebensmittel.

„Das Glück ist auch nicht bei den Wohlhabenden," seufzte Malcha einmal.

„Und bei den armen Teufeln ebenfalls nicht," setzte Hans bei.

„Es ist nirgends auf der weiten Welt."

„Vielleicht — im engen Familienhause?" lenkte er nicht ungeschickt ein.

„Meinen Sie?"

„Versuchen könnte man's ja."

Da schwieg sie wieder. Und so konnte auch er nicht gut weiter in der Entwicklung seiner wohlvorbereiteten Gedanken über Häuslichkeit und eheliches Glück.

Ähnlich waren ihre Unterhaltungen, bis dem Studenten allemal plötzlich einfiel, er habe irgendwo was

Notwendiges zu besorgen, durch die Allee davonlief und im Vorübergehen mit dem Spazierstock Blätter von den Bäumen schlug.

Es kamen aber nun Zeiten, da Hans Schmied sich bemühte, länger bei Fräulein Malcha zu sitzen und eingehendere Gespräche anzuknüpfen.

Denn es war ihm klar geworden, dem großen Hans Schmied, daß er diese schwarze Dame heiraten müsse. Lange und oft rang er mit dem Gedanken an Lieserl. An dieses einzig liebe Mädel! Aber wenn der Mensch empor will in die vornehme Welt, und reich werden, und mächtig werden, und berühmt werden, da muß alles mithelfen. Vor allem eine gute Partie. Mit sentimentalem Liebesgewoisel ist es da nichts. Ein Mann, der jung und frisch ist und Kraft zu bieten hat, soll dreist zugreifen. Jeder tut's, der die Möglichkeit hat. Gemüt, Treue! Dummes Zeug. Der Herrenmensch, dem so was in den Weg kommt, stößt es mit dem Fuß bei Seite. Ja, tapferer Wahrheitsweiser, ich folge dir! Die Reiche wird geheiratet. Und geliebt — die man gern hat....

Im Herzen eine brennende Leidenschaft zu dem armen Nähermädel — bemühte er sich um die Hofratstochter. —

Im vierten Jahre seiner medizinischen Studien, zur Winterszeit, war er zweimal nach Hause gerufen worden auf die Mühle. Das erste Mal an das Sterbebett seines Vaters, das zweite Mal zum Begräbnis seiner Mutter. Sie waren bald nacheinander dahingegangen. Nebst diesen unvorhergesehenen Verlusten, die ihm tiefer gingen, als er sich und anderen merken lassen wollte, gab's nun auch allerhand wirtschaftliche Widerwärtigkeiten. Die

Mühle hatte schon seit längerer Zeit mit nachbarlichen Großbetrieben nicht standhalten können und war stark verschuldet. Dem Advokaten gestand Hans, nachdem er vergebens nach einem tröstlichen Testament gesucht hatte, daß er besorgt sei um sein Teil.

„Darüber, lieber Herr Schmied, brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Diese könnten Ihnen nur im Studieren hinderlich sein. Seien Sie versichert, daß für Sie kein Groschen abfallen wird. Wir können von Glück sagen, wenn Ihre erwerbsunfähigen Geschwister vor dem Schlimmsten geschützt sind.“ Das war der Bescheid des Advokaten, er war gründlich genug.

Da hat Hans Schmied in der Mühle alles liegen und stehen gelassen, wie es lag und stand, und ist davon gegangen. Diesmal ging er zu Fuß den zwei Stunden langen Weg bis zum Bahnhof in Prestein. Er war nicht einmal arg verstimmt. Eine Sorge weniger — das war sein Empfinden.

Unterwegs holte ihn ein Schlitten ein. Der Kraxenwirt von Altenkirch saß drauf. Er hielt an und lud den „Herrn Doktor“ — das erste Mal hörte Hans den Namen auf sich anwenden — ein, mitzufahren. Hans lehnte ab, er wollte gern einmal für sich durch die stille Winterluft dahingehen. — Die stille Winterluft hatte er entdeckt! Es war was Neues, dieser Hang nach Alleinsein. Hatte er zu sinnen über Vergangenheit und Zukunft? Oder dachte er nun wirklich einmal nach über die Rätsel des Daseins? Diese Rätsel, von denen er so viel gelesen, gehört, gesprochen und über die er so wenig oder gar nie nachgedacht hatte?

Er sollte auch diesmal nicht dazu kommen. Ein

Bauer begegnete ihm, dessen Gesichtsform ihn an einen Mops erinnerte, wie ja jedes Menschenantlitz in irgend einem Tiere seine Karikatur hat. Das war der Bachsimmerl, ebenfalls aus Altenkirch. Hans wollte ohne weiteres an ihm vorbei, der Bachsimmerl aber blieb stehen: „Nau, grüaß Gott! Das is ja der Herr Hans!"

„Grüß Gott auch!" sagte dieser. „Kalt ist's heut!"

Damit glaubte er vorüber zu sein. War's aber nicht.

„Eh wohl, eh wohl," sagte der Bauer, „zum Steh'nbleib'n ist's z' kalt. Ih geh' liaber a wengerl mit. Versamen tua ih nix. Is eh kein' Arbeit im Winter."

„Sind denn heute die Altenkirchner ausgekommen?" fragte Hans.

„Weil Steuertag is z' Prestoan," antwortete der Bauer und schloß sich dem Studenten an, „han halt ah mein letzt's Gröschl hintragn. — Ja, mein junger Herr, mir geht's schlecht. 's Weib alleweil krank; weißt, han s' halt g'heirat' dieselbige."

„Na, jetzt kommt ja bald das Frühjahr, da wird's schon besser werden," sagte Hans, der es wußte: dem sein Weib war keine andere, als die Gelbhaarige, unholden Angedenkens. „Aber ich will nicht aufhalten, Simon, es wird früh finster."

„Das macht nix, sind schon ah im Finstern hoam zu mein Elend." Er ließ sich nicht verabschieden, er hielt gleichen Schritt mit dem jungen Mann und guckte ihn manchmal schieseckig an. Man sah den blauen Winterdunst über Prestein und das Bahnhofsgebäude. Da merkte der Bachsimmerl, es wäre nicht mehr viel Zeit, sie müsse genutzt werden.

„Der Herr Schmied muaß ja ein groß'n Binkel

mithab'n, nit? Hat ja so groß g'erbt jetzt. Bissel wird's doh für mih ah glangen — bal ih nix ausred!"

Das verstand Hans noch nicht, seinen Pelzkragen zog er sich enger über die Ohren.

„Immeramal schon han ih mir's denkt, bei den Herrn Studenten is's halt an andre Sach, wia bei uns Bauersleut'n. G'radswegen bei den Weibsbildern. Wenn bei uns oaner oane drankriagt, so is das a Schand. Wenigstens kan Ehr'. Und kriagt der Student oane dran, so is eahm das ein Ehr'. Wenigstens ka Schand. A Schand is's, bald er bei oaner abblitzt, der Student. Beim Schlag'n is's nit viel anders. Bal sih unseroaner schlagn laßt von ein Weibsbild — na ja, da sagt ma halt: hat sie d' Hos'n an. Kriagt aber der Herr Studiosus was auf die Wang — Hei!" er machte mit der Hand die Geste des Ohrfeigens, „der kann sich eingrab'n lass'n. Se, ih weiß 's wohl, dem stinkt's sei Lebtag nach! Aber ih red nix aus, Herr Schmied."

„Was Teufel wollen Sie denn von mir?" schnarrte Hans und blieb stramm stehen vor dem kleinen Bauernkerl.

„Z' Prestoan und z' Schatthansn wissn sie 's zwar all'. Z' Altenkirch ah und z' Stalhöf'n nit anders. Sag'n aber nix um. In der schön' Stadt drinnen, deucht mih, wird die fein Neuigkeit noh nit umgehn, wenn gleih unser Schullehrer alleweil sagt, er möcht's gern in die Zeitung geb'n. Ih halt ihn schon z'ruck, ih. Nix soll'n 's erfahr'n, die Stadtleut', bal mir der Herr zehn Gulden gibt."

„Du verfluchter Gauner, du mistiger!" so fuhr ihn jetzt der Student an. „Erpressen, Lump! Einsperren laß ich dich!"

Der Bachsimmerl blieb stehen mitten auf der Straße und schaute dem mit weiten Schritten davoneilenden Burschen nach. — „Einspier'n lass'n? Das glaub' ih nit. Du kimst mir noh!" So knurrte er ihm nach und dann ging er in das nahe Wirtshaus.

Hans war zu früh dran. Unmutig schritt er den Bahnsteig auf und ab — eine Viertelstunde lang. Es ist still abgegangen bisher. Aber der Schuft wär's imstande und stiftete noch einen Skandal an. Jetzt könnte er ihn am wenigsten brauchen. Dann ging er durch das Bahnhofsgebäude und auf der anderen Seite ins Freie. Und ging ins Wirtshaus. Hinter dem Ofen saß der Bachsimmerl beim Schnaps.

„Verloren hast was, Simmerl," sagte er der Leute wegen und legte ihm ein zusammengelegtes Papierchen in die Hand. Dann ging er rasch wieder in die frische Luft und dort spuckte er aus.

Drinnen aber das Mopsgesicht wurde noch mopsiger, als es das Papier auseinandertat. Auch Möpse können still lachen, wenn ihnen was gefällt.

„Han 's ja g'wißt, der junge Herr kimt nohamal z'ruck."

Seine zweifache Verlobung.

Dem strengen Winter folgte ein regnerischer Sommer. Unserem Hans Schmied war das recht, er hatte wenig „Medien" und viel Arbeit, also blieb er in der Stadt und war fleißig. Die Visitenkarten Dr. Hans Schmied, med. univers." waren schon fertig, wenn auch noch nicht bezahlt. Eine lichte Lebensstraße sah er vor sich liegen, aber es war ein tiefer Graben dazwischen und da mußte erst die Brücke gebaut werden. Nur wollte er kein Hundling sein, der bloß nach Wohlleben ausschnüffelt. Der kleine Freund im Leingau draußen, der verstockte, der hat Ideale, der will das Volk dumm machen.

Wir wollen auch ein Ideal haben und das Volk klug machen.

Volksaufklärung! Das war des Müllersohnes neuestes Leitwort. Besonders gegen medizinischen Aberglauben will er wirken und auch gegen religiösen, gegen jeden. Dem Verein „Fortschritt" war er beigetreten, der sich zu einer besonderen Aufgabe gesetzt hatte, in den finstersten Gegenden des Landes volkstümliche Vorlesungen zu halten. Dazu fühlte Hans sich berufen, als Sohn des Volkes auch sein Führer zu werden. Er nahm es ehrlich ernst; mit dem kleinen Hans wollte der große ringen um die Volksseele. Bei Studentenkommersen hatte er Rednergabe in sich entdeckt. Die soll nebenbei auch ein Pfeiler werden der Brücke zur lichten Straße hinüber.

Im Stadtviertel, wo Hofrat Weißpandtner wohnte, hatte Hans Schmied ein ganz prächtiges Logisment gemietet. Er war auch stets heiter und trug auffallend

seine Wäsche, so daß er einem lachenden Erben zum Verwechseln ähnlich sah. Die Frau Hofrat führte mit ihm einmal ein häusliches Gespräch und fand eine sehr diskrete Form zur Frage, wer ihm jetzt seine Sachen besorge, seit Frau Kübler nicht mehr seine Hausmutter war. „Wenn mein Fräulein Tochter nicht so überwältigend gebildet wäre," sagte sie mit gemütlicher Ironie, „ich fände es angezeigt, daß sie sich auch ein bißchen in häuslicher Praxis übe. Die wird sie auch einmal nötig haben. Evelana wird sich denn doch auch besinnen müssen auf die eigentlichen Lebensaufgaben von uns Frauen."

Hans schwieg.

Da fragte sie ihn plattweg: „Meinen Sie nicht auch, Herr Schmied?"

„Es wäre schade, Frau Hofrätin. Weiber gibt es genug, geniale Wissenschaftlerinnen, oder sagen wir Ärztinnen, hingegen wenig. Und solcher bedürfen wir doch sehr notwendig." So antwortete der Student und rasch setzte er bei: „Zu beneiden wäre der Mann schon, der eine solch hochgebildete Frau auch zu schätzen wüßte. Gemeiniglich aber denkt der Mann nur an das Weib."

Die Hofrätin verstand recht gut. Sie hat die zarte Angelegenheit nicht wieder berührt und war gegen den Studenten vornehm freundlich, wie immer.

Die neue Wohnung war hübsch und ziemlich kostspielig, hatte aber den einen Fehler, daß dem Studenten darin — langweilig ward. Er dachte an das Heim bei Frau Kübler. Er hatte dort eigentlich nicht fort müssen. Frau Kübler war wieder gütig geworden, wie sie schließlich gar nicht anders konnte. Aber Hofrats hatten ihm geraten, daß — um die wohlgelegene schöne Wohnung

für seine spätere Praxis nicht zu versäumen — er sie schon jetzt miete, was Hans nach einer Zwiesprache mit dem Bankinhaber Liebkindl auch gerne getan hat. Gern wollte der Bankmann dafür gut sein, des Darlehns wegen bei Hofrats nicht zu plaudern. „Herr Doktor! Diskretion Ehrensache!"

Hans hatte bei Küblers gar nicht Abschied genommen und machte dort noch recht oft Besuch. Wohnungswechsel bricht keine Freundschaft. Frau Kübler war bettlägerig geworden, ohne daß sie zugab, daß ihr was fehle. Sie war nur oft so müde. Weil ihr weiter „nichts fehlte", so hatte sie auch keinen Arzt beigezogen. Hans sah, daß die schmächtige, blasse Frau immer durchsichtiger wurde. Sie aß wenig, gleichwohl Lieserl mit aller Sorgfalt kochte. — Sie schlief wenig, obschon längst keine Kupfernatter mehr im Hause war. Die erste Zeit strickte sie noch im Bette an einem Strumpfpaar. Als sie das zu sehr ermüdete, las sie in einem Buche, am häufigsten in ihrem Gebetbuche, in dem auch der Zettel lag:

„. . . . . Aus jedem Aug' meiner Kinder
Schau ich zu dir heraus."

Wenn sie diese liebe Handschrift betrachtete, verlangte es ihr, der Lieserl ins gute Gesichtel zu sehen, in die Augen zu schauen ihm, der so früh von ihr gegangen war.

Der angehende Doktor wußte wohl, wie es stand um die Frau; er kam oft, um Verhaltungsmaßregeln anzuordnen und zu überwachen. Mit dem Mädel sprach er nicht viel. Doch stand er, wenn er fortging, an der Tür manchmal still und schaute auf Lieserl zurück — mit lohendem Blick — ehe er die Klinke drückte.

Endlich im Hochsommer kam der Tag der Promo-

tion. Hans hatte die letzten Prüfungen mit erstaunlichem Erfolg bestanden. Sub auspiciis!! — — Selbiger Festtag endigte mit der Verlobung. Das ging überaus glatt. So eine Verlobung ist das Einfachste von der Welt. Mit allerlei Herzenserregungen und Spannungen, mit wonnigen Hoffnungen und leisen Beklemmungen sieht man ihr entgegen, da die bangende Frage und die entscheidende Antwort erfolgen soll. Und wenn die Stunde da ist (manchmal hat der Werber einen Frack an, manchmal auch nur das Hausröckl: heißt es): „Na, in Gottesnamen, so gebt euch den Kuß!“ Und alles macht sich jetzt leicht und selbstverständlich und da zeigt es sich, daß das seit Monaten so sorgsam gehütete Geheimnis längst offenbar war, daß niemand von der vollzogenen Verlobung so wirklich überrascht ist, als — die Verlobten selbst.

Die Hofrätin legte manchmal einen wehmütigen Blick auf ihr Töchterchen Evelana. Dieses war aber übermütig wie immer und hielt beim Festmahl die Verlobungsrede.

„Das alles habe ich längst gewußt, meine werten Festgenossen,“ sagte sie, mit dem Sektglase ragend über der Tafelrunde. „Ich habe es schon gewußt an jenem denkwürdigen Abend, als dieser schlanke, schöne, junge Mann das erste Mal mit gebührender Bescheidenheit des Herrn Hofrats Weißpandtner sattsam sittsames Haus betrat. Ihre zarten Finger hatten sich bei der Vorstellung kaum berührt und die gegenseitigen Anblicke waren so flüchtig, wie Momentaufnahmen von Falken. Da hat es Ihre Exzellenz, meine Intelligenz, gleich gewußt: das wird ein Paar. Ich, die arme, jüngere Schwester habe scharf um den Jüngling geflirtet — leider vergeblich. Trotzdem habe ich ihn in uneigennütziger Weise in die

Lehre genommen. Unser heutiger Doktor (Rednerin verneigt sich vor ihm) war damals sehr unwissend, nichtsdestoweniger hat er sich herausgenommen, meinen Vorträgen und Unterweisungen häufig ganz respektlos zu widersprechen. Da mag er sich etwa gedacht haben: mit der Evelana streitet es sich auch so ganz gut, die braucht man nicht zu heiraten."

Ein mit Bravos reichgespickter Lachsturm unterbrach sie, und zwar sehr zu rechter Zeit, denn ihr vorbereiteter Speech war mit dem „Heiraten" zu Ende, obschon sie während der Rede wahrnahm, daß der richtige Schluß fehlte und daß sie werde schwimmen müssen nach dem Ziele, das sie nirgends sah.

„Also," knüpfte Fräulein Evelana auf gut Glück wieder an, „zu Mittag ist er Doktor geworden und am Abend Bräutigam, damit er seine Weisheit gleich an die Nachkommen vererben kann. Die Erfindung wird schon noch gemacht werden, daß man nicht allein Geld und Naturanlagen, sondern auch erworbenes Wissen auf die Kinder vererben kann, so daß die Babys der Gelehrten nicht erst in die Schule, die Studiosi nicht erst in die Vorlesungen zu gehen brauchen, weil sie alle Wissenschaften schon auf die Welt mitgebracht haben. Auf so einen Sprößling unseres hochansehnlichen Brautpaares nun muß die arme Evelana halt warten, wenn sie einen richtigen Schmied haben will, und dieser mein zukünftiger Bräutigam, er lebe hoch!"

So verstand sie es in humoristischer Weise um die verlobte Schwester herumzukommen, ohne offiziell mit ihr anstoßen zu müssen. Sie wußte zwar nicht recht warum, die kleine Bosheit. Vielleicht, weil Malcha gar so ge-

lassen und still dasaß, neben dem soeben mit der Goldangel gefangenen jungen Mann, den sie gar nicht völlig zu würdigen schien. Die Aufmerksamkeiten der Gesellschaft behandelte die Braut mit kühler Höflichkeit, so daß sie nach und nach ein wenig vereinsamte, während um Evelana eine lebhaftere Zirkulation stattfand. Und heute sahen sie es auch, was das Fräulein Braut für einen guten Geschmack hatte mit ihrem gewohnten Schwarz. Das Schwarz des Alltags ließ ihr besser, als das weiße Kleid, das sie heute trug und bei dem das dunkelblasse Gesicht mit der wesentlichen Unterlippe nicht recht daheim war. Aber die Perlenschnur um den Hals und das kronenhafte Diamantengebilde im schwarzen Haar, die glichen alles reichlich aus. Und der weißbekrawattete Jüngling lispelte ihr manchmal was Liebreiches zu; bei seiner Dankesrede an die „allverehrten Herren Eltern“ nannte er sie ein Juwel, um gleich nachher wieder mit der angehenden Schwägerin und zukünftigen Schwiegertochter zu scherzen.

Als die Frau Hofrätin die Stunde wahrnahm, in welcher gesittete Familienfeste zu enden haben, ließ der Herr Hofrat den Wagen vorfahren für den neugebackenen Doktor und Bräutigam. Hans dankte bescheiden, er ziehe die paar hundert Schritte in schöner Sommernacht zu Fuße vor. Ein lustiger Teil der Gesellschaft begleitete ihn bis zu seinem Haustor. Unter heiteren Abschiedsrufen, die zu hundert Fenstern hinanhallten, schloß er auf und hinter sich zu. Im Vorhause blieb er stehen und horchte. Und als der Lärm auf der Straße fern abflaute, tat er das Haustor wieder auf, schlüpfte hinaus und einer Gasse seithin entlang, der Gegend zu, wo die Siebenstern-

gasse lag. Frau Kübler! Er ist schon etliche Tage nicht mehr bei der Kranken gewesen. Bei dem bedenklichen Zustand. — Den Engel spannte er vor und der Teufel schob hinten nach und so ging's schnell dahin durch die nachtschlafende Stadt. Nach zwanzig Minuten stand er vor dem Tore, durch das er vier Jahre lang aus und ein gegangen war. Sentimental wurde er aber nicht. Man darf im Glück doch auch der alten Freunde nicht vergessen. Hätte er nur eine Sektflasche in den Sack gesteckt!

Die Notwendigkeit des Krankenbesuches sah der Hausbesorger ein, er öffnete bereitwillig und leuchtete dem späten Ankömmling die Treppe hinauf. Als Hans emporstieg, um bei den Vereinsamten eine kleine Nachfeier seiner Promotion zu begehen, dachte er weder an Tag noch an Nacht, dachte weniger an die Kranke als an die Gesunde — an das Herzensmädel! Im letzten Stock oben war es aber doch dunkel, und Hans, dessen Steuerrad im Kopf ein bißchen unregelmäßig funktionierte, klopfte zuerst an die mit Eisenblech beschlagene Dachbodentür. Dann fand er auch die richtige. Schellen war nicht nötig. Lieserl in ihrem anstoßenden Stübchen hörte auch das Klopfen. Sie war noch beisammen und kam mit der Kerze. Sie war erschrocken, als der Herr Schmied vor ihr stand.

„Was denn heut' lauter! Die Pracht!"

So, mit der großen weißen Brust und in Frack und Zylinder, hatte sie ihn ja kaum je gesehen. Sie war erst von ihrer Näharbeit aufgestanden und dieser späte Feierabend ward seine Rechtfertigung.

„Herr Schmied, was bedeutet denn das?"

„Ja, meine Liebe!" sagte er, während er durch die offene Tür in ihre Kammer ging und sich dort nieder=

setzte auf den Strohsessel. „Heut' ist für mich ein gar wichtiger Tag gewesen. Promoviert habe ich und nachher ist ein Festessen gewesen. Ich möchte mich aber gerade von meinem Pflegeschwesterl heute noch Doktor nennen hören."

„Ja, da gratuliere ich recht herzlich, Herr Doktor!" sagte sie befangen.

„Nein, so feierlich muß es gerade nicht sein. Sie können auch sagen: 'n Abend, Doktor! oder: lieber Doktor! oder: liebes Herzensdoktorl!"

„Daß Sie immer so spaßen mögen," sagte sie mit fast trauriger Stimme. „Ach, da haben Sie nicht acht gegeben, Herr Hans!" Sie hatte an seinem Frackärmel ein paar weiße Krustenstriemchen bemerkt.

„Aber wahr ist's! Da habe ich mich angegossen, oder was. Zuckerkristalle sind es, von der Mahlzeit. Gehns, Lieserl, seien Sie so gut!" Er zog den Rock aus, daß sie ihn reinige. „Apropos, wie geht's denn der Frau Mutter?"

„Sie schlaft. In den letzten Tagen schlaft sie viel."

„Das ist gut. Der Schlaf stärkt. Wir wollen sie nicht wecken, durchaus nicht. Sie sagen mir bloß, ob neue Symptome —"

„Was meinen Sie?"

Seine schwülenden Lebensgeister vermochte er kaum mehr zu bändigen und doch sollte er sie in die Form der Neckerei zähmen.

„Ach, so setzen Sie sich doch auch, Lieserl. Na, Sie sind schon groß und ich sag' immer noch Lieserl. Ich mag nicht gern anders."

„Ich heiß auch nit anders."

„Elisabeth!"

„Gengens weiter! So ein nobliger Nam' da!"

„Wenn Sie einmal eine noblige Frau sind!"

„Ich, und eine noblige Frau!" lachte sie fast schrill auf.

„Mädel, wer weiß es!"

Nachdem der Frack gereinigt war, setzte sie sich ein wenig — Sessel war keiner mehr vorhanden — an den Bettrand. Er strich mit der Hand an ihrem langen, aufgelösten Haar. „Was du doch für schöne, weiche Seiden hast!"

Sie tauchte seinen Arm weg, da faßte er ihre beiden Hände: „Schau, heut' bin ich just einmal lustig. Der Rubikon ist — ach, was weißt du davon! Jetzt geht's ins praktische Leben, jetzt heißt's Nestel bauen, Weibchen suchen."

„Ich hab' ja gehört, daß Sie heiraten," sagte sie ruhig.

„Was, das haben Sie gehört? Ach, das ist köstlich," lachte er, „ja freilich will auch ich heiraten. Na, so schau!"

Er rückte seinen Sessel so nahe, das sein Knie das ihre berührte. Sie wollte sich rasch erheben, er hielt sie zurück. — Er warb ....

Als der Hausbesorger um fünf Uhr das Tor öffnete, stand Hans hinter dem Pfeiler. Dann eilte er hinaus in die helle Morgenfrische. Die Straßen waren noch still, seine Schritte hallten. Er trat leiser auf. Wozu brauchen es die Mauern zu wissen. —

Auf nach Stahlhöfen!

Hans Schmied spazierte durch die Zimmerflucht, deren neuangestrichene Türen offen standen. Unruhig und unbehaglich schritt er über die wachsglänzenden Parketts. Vielerlei ging ihm durch den Kopf, Liebliches und Spießiges. Diese leeren Räume ödeten ihn immer mehr an. Aber er konnte nicht fort, es war schon die Ordinationsstunde. Endlich ging er auf sein Zimmer und drehte Zigaretten. Das Eckzimmer, dessen Fenster auf den Ring und auf den Park schauen ließen, hatte er sich einstweilen gewählt. Hier hatte er seine sieben Sachen, die den Raum lange nicht füllten. Alles andere wird erst eingerichtet, belebt und mit einer Hausfrau versehen, wenn der Frühling kommt.

Ob man es nicht noch ändern könnte? Und doch wieder der Siebensterngasse zu — der Armut? Wenn das nicht wäre! Der Herr Schwiegerpapa in spe hatte ihm zwar schon jetzt die wirtschaftlichen Verhältnisse schlichten wollen, aber Hans hatte großartig abgelehnt. Er hielt es für klüger, jetzt nicht in sein Konto blicken zu lassen, sondern einen wohlgestellten Bürger zu markieren. Muß man halt den Liebkindl einen gefälligen Mann sein lassen. Nein, nein, die Ehre der Begleichung nachher soll dem guten Papa nicht entgehen. Übrigens war ja auch das Netz ausgehißt. An der Wohnungstür hing die zierliche Tafel: „Der gesamten Heilkunde Doktor Hans Schmied. Ordiniert täglich von 9 bis 10 Uhr.“

Es klingelte oft, aber Patient war noch nicht einer

gekommen. Jetzt klingelte es wieder und das war der Postbote mit einer Karte.

— Ei, ei! Ein Kärtlein von dem Kleinen! — Seit Jahren hatte der Große nichts mehr von ihm gehört, seit jener Kirchweih in Altenkirch nichts mehr. Auf den eindringlichen Brief damals war keine Antwort gekommen. Da wußte er, der Freund war verloren. Er hatte seither oft an ihn gedacht. Es gab Zeiten, da er unmutig, mit sich selbst unzufrieden war; da hatte er an den kleinen Hans gedacht, wenn der da wäre, daß er ihm den Unmut könnte fühlen lassen....

Jetzt war er da, freilich nur als Papierblatt.

„Lieber Alter!

Am 14. August dieses Jahres begehe ich in der Pfarrkirche zu Stahlhöfen meine Primiz, zu der Du höflichst eingeladen bist. Ich möchte meinen liebsten Jugendfreund gerne dabeihaben.

Dein glücklicher

Hans."

„Lieber Kleiner!

Es ist nicht schön von Dir, daß Du Selbstmord begehst, aber es ist schön von Dir, daß Du mich wenigstens zu Deinem Begräbnis einladest. Ich bestelle mir sogleich die Trauerkleider und werde kommen.

Hans."

Das war des Doktors Antwort. Die Trauerkleider strich er wieder aus. Beleidigen, dachte er, will ich ihn nicht, und für den Fall, als er beleidigt sein will, kann er's aus dem übrigen immer noch zusammenbringen. Dann tut man die Komödie halt mit und macht eine Landpartie.

Kaum war der Kleine abgetan, klingelte es wieder. Der Doktor ließ warten, dann mußte er erst sein eigener Pförtner sein. Es war aber nichts weiter, als daß eine alte Frau anfragte, ob hier nicht der Klavierstimmer Drehmann wohne. Ein weiteres Klingeln brachte noch immer keinen ganzen Patienten, nur einen halben sozusagen. Der Korpsbruder Hampler war's, der eine Kleinigkeit vorzubringen hatte.

„Es ist immer gut, wenn man gleich anfangs dazuschaut," meinte der Doktor und verordnete ihm ätzende Tropfen. „Heute kommt wohl ohnehin niemand mehr, ich begleite dich."

Da klingelte es wieder.

„Na hörst du," sagte der Korpsstudent, „bei dir geht es ja zu, wie in einem Bäckerladen. Diese Praxis schon! Du könntest mir drei Netsch pumpen."

„Wenn es der Geldbriefträger ist, mit Vergnügen."

Der Vereinsdiener des Bildungsvereins „Fortschritt" hatte eine Bekanntmachung abzugeben. Der Ausschuß habe beschlossen, den nächsten „Volksbildungstag" am 15. August abzuhalten und zwar im Leingau, in Steinbüchling oder in Stahlhöfen. Das werde noch bekanntgegeben werden. Für jeden Fall sei der Herr Doktor Schmied ersucht, seinen zugesagten Vortrag an diesem Tage zu halten.

Hans mußte lachen. Das klappt wie gehobelt. Am Vierzehnten in Stahlhöfen die Primiz und ausgerechnet am Fünfzehnten der Fortschrittstag — auch in Stahlhöfen natürlich.

„Ich werde am Fünfzehnten meine Sprüche auf-

sagen, und zwar stimme ich entschieden für Stahlhöfen, einen der dumpersten Winkel des Landes."

Diese Zeilen beförderte er noch schnell, dann ging er zu Hofrats.

Nachher dort beim Abendessen redete Hans von dem prächtigen Zufall, daß sein Volksvortrag über Darwin und Nietzsche just mit der Primiz seines Jugendfreundes zusammenfalle.

Da fragte der Hofrat: „Hast du etwas gegen ihn auf dem Kerbholz? Gegen den Jugendfreund?"

„Ei wo!" lachte der Doktor. „Ein guter Kerl ist er. Nur den Pfaffen sollte man ihm mal gründlich herabschaben."

„Und das willst du bei seiner Primiz besorgen?"

„Wenigstens will ich ihm zeigen, wie man heutzutage predigen soll. Auch der Geistliche. Was und wie er lehren soll, wenn er seine Gemeinde zur ewigen Wahrheit führen will, die diese Herren so gerne im Munde führen."

Der Hofrat zog die Achseln hoch und rümpfte das Gesicht.

„Meinst du nicht, Papa, daß endlich einmal ernst gemacht werden muß mit der Lahmlegung dieser kirchlichen Verdummungsanstalten? Mit diesen Aufzügen und Prozessionen, mit diesem Götzendienst?"

Fast wohlgefällig schaute der Hofrat auf, als er so viel edle Leidenschaft an seinem künftigen Schwiegersohne sah. Und wie dieser weitersprudelte über Bigotterie und Formfrömmigkeit des Landvolkes. — Wieder einmal eine neue Seite an dem forschen Ottonen, daß er sich für Frömmigkeit interessiert. Und als sich der junge Mann

ausgetobt hatte, fragte der Hofrat sehr ruhig: „Aufzüge, Prozessionen, Götzendienst. — Geniert dich das, Hans?"

Diese Bemerkung verblüffte den jungen Mann. „Bist du denn nicht selbst für Fortbildung, Papa? Sitzest du nicht selbst im Ausschusse des Vereins?"

„Jüngling, das bin ich und dort sitze ich. Aber das kirchliche Leben der Bauern geniert mich nicht im mindesten. Ich sage sogar, wenn es nicht schon wäre, müßte etwas dergleichen geschaffen werden. Was macht's denn? Die Leute da draußen nehmen es ja kaum anders, als wir das Theater, die Musik, die bildenden Künste. Nimm ihnen bloß die Kirche weg und sie haben nichts. An ihrer Liebe zum Kirchenkultus hat das Kunstbedürfnis mindestens so regen Anteil, als die Frömmigkeit."

Hierauf wendete Hans ein: „Nu ja, wegen der Kunst. — Aber neben unserer Kunst hat noch die Wissenschaft Platz, neben ihrer Kirche sonst nichts und gar nichts mehr."

Da sagte der Hofrat fast feierlich: „Neben ihrer Kirche, mein Freund, hat die Arbeit Platz, die harte, immer fortdauernde Landarbeit; hat die Anspruchslosigkeit Platz und noch manches andere. Was willst du dem Landvolk mit der Wissenschaft? Dafür läßt ihm seine Arbeit keine Zeit. Was glaubst du, das du in Stahlhöfen mit einem theoretischen Vortrage aus Naturwissenschaft und ihrer Philosophie erzwecken wirst? Bei diesen Leuten, die so ganz unvorbereitet dasitzen, denkträge, nur von ihren ländlichen Eindrücken beherrscht und nicht einmal die hochdeutsche Sprache verstehen."

Gereizt sagte Hans: „Dann möchte ich doch wissen, warum unser Verein auf dem Lande Vorträge veranstaltet."

„Doch nicht philosophische Vorträge über Welt- und Ewigkeitsrätsel. Wir halten den Bauern Vorträge über das Praktische und Vorgeschrittene in Kornbau, Viehzucht, über Gesundheitspflege, Erziehung, Gesetzeskunde, geben Anleitung zu technischen Fertigkeiten und so weiter. Stoff übergenug, und Unterricht, mit dem die Leute etwas anzufangen wissen und der sie wirtschaftlich und gesellschaftlich vorwärts bringt. So stelle ich mir die Wirksamkeit unseres Vereins vor. Wird nur erst ihr Hausverstand ausgebildet, ihr Denkkreis vorsichtig erweitert, gewinnen sie nur erst tieferen Einblick in die Dinge, die sie umgeben, mit denen sie zu tun haben, dann kommen sie allmählich schon von selbst zum Nachdenken, zu Klärungen, um auch in kirchlichen Dingen tiefer zu blicken und zu unterscheiden. Wer dem Bauer Wahrheit lehren will, der darf nicht auf dem Katheder, er muß auf dem Dunghaufen stehen. Ja, ja, lieber Hans, Weltanschauungen kann man den Leuten nicht hineinreden, die müssen aus ihren Lebenserfahrungen herauswachsen — wenn schon alles eine Weltanschauung haben muß. Man hat gefunden, daß mit Leuten alter, kirchlicher Observanz besser auszukommen ist."

Einen Teil dieses seltenen Gespräches hatte auch Fräulein Evelana mit angehört, das erst von einer Fechtstunde nach Hause gekommen war. Sie hatte wieder ihr silbernes Schüsselchen mit den sauren Rüben vor sich, so daß Papa launig sagte: „Willst du deine kulinarischen Passionen dir nicht abgewöhnen, Tochter? Immer wird es nicht saure Rüben geben. Du wirst dich endlich auch an einfache Kost, an Hummer und Trüffelpastete gewöhnen müssen!"

Evelana überhörte den Witz. Auf seine vorherige Rede fühlte sie sich geladen.

„Papa ist heute wieder einmal der richtige Beschwichtigungshofrat!“ rief sie scheinbar lustig aus. „Du widersprichst dir ja, Papa! Im Hörsaal redest du ganz anders.“

„Im Hörsaal, mein Kind, spreche ich zu Studenten,“ entgegnete er. „Zu ungebildeten Leuten würde ich freilich anders sprechen.“

„Zweierlei Wahrheit, Papa?“

„Über dieses beliebte Schlagwort,“ sagte nun der Hofrat, „könnte ich mich in einer ausführlichen Erörterung ergehen. Zweierlei Wahrheit! Sage lieber, zwei Seiten der Wahrheit; die eine für Gebildete, die andere für das gemeine Volk. Außerdem muß für das Volk Religion sein, damit es im Zaum zu halten ist, sonst geht man vor ihm nicht sicher.“

„Papa, das wäre gerade, als wenn der Arzt sagte: die Leute müssen krank sein, damit ich mir was verdiene! O nein, Papa. Die Leute sollen gesund sein, und wenn sie anders nicht zu heilen sind, so muß man schneiden und brennen. Was hast du denn bei dem Baron Sipps getan, der mit einer Krebswucherung am Halse zu dir gekommen ist, Papa? Mit dem Messer hast du gearbeitet, um die Wucherung zu entfernen.“

„Der Baron Sipps, liebe kleine Naseweisheit, der kommt wieder. Längstens in einem Jahre. Dem Krebs ist von außen leider nicht beizukommen, der wächst nach von innen heraus. Das Schneiden ist kein Heilen. Gesundes Blut hätte ich ihm müssen eingießen können, eine andere Vergangenheit seines Lebens, andere Vorfahren

hätte ich ihm müssen unterschieben können, dann vielleicht wäre er geheilt worden. Mit dem Landvolk ist's auch so."

„Papa, dann könnten die Leute überhaupt nie geändert werden, denn alle haben und hatten ihre Vorfahren, die man ihnen nicht auswechseln kann. Mit Leisetreterei freilich, lieber Papa, wird's nicht erreicht. Wahrer Fortschritt ist immer nur durch Revolution zustande gekommen, wenn dir von der Geschichte noch was erinnerlich ist. Der Revolution, bester Papa, muß die Aufklärung vorausgehen. Und deshalb hat Hans ganz recht, wenn er den dummen Bauern rücksichtslos das Licht anzündet."

Der Hofrat lehnte sich in seinen Lehnstuhl zurück und schmunzelte. Mit Behagen schmauchte er seine Havanna und sagte: „Na, meinetwegen, sengt und brennt, wie ihr wollt. Mir ist es gleich. — Willst du noch Bier, Hans?"

Nun war es doch Zeit, daß dieser sich auch einmal an seine Braut wendete, die während des ganzen Gespräches still neben ihm gesessen war.

„Und was sagst du, Malchen, zu meinem Eroberungszuge in den Leingau?"

Sie hob ein bißchen das Haupt und antwortete: „Ja, — ich meine auch."

„Und Mama?"

Jetzt fuchtelte der Hofrat drollig mit den Armen aus: „Ich bin sachfällig durch alle Instanzen. Mama meint immer, was die Kinder meinen. Also auf nach Stahlhöfen!"

Der große Tag des kleinen Hans.

Am Samstagabend ist Doktor Hans Schmied in Stahlhöfen einmarschiert. Im schlichten Älplerrock und weiten Pumphosen. Ein stattliches Dorf. Die Häuser im Erdgeschoß gemauert und weiß getüncht, darüber gezimmert und mit weitvorspringenden Schindeldächern — heimlich und malerisch. Auf dem weiten, sacht ansteigenden Kirchplatz am oberen Rand, einige Stufen erhöht, ragte massig und mit klobigem Turm die Kirche. In der Häuserreihe links stand das Gasthaus „Zum roten Fuchsen". An seiner Mauerecke kündete ein großes, hellgelbes Plakat mit weithinschreienden Buchstaben: „Montag, den 15. August, nachmittags um 2 Uhr, im Saale des Gasthofes „Zum roten Fuchsen" in Stahlhöfen Vortrag: Die heiligen Offenbarungen der Naturgeschichte von Doktor Hans Schmied, Mitglied des Vereines Fortschritt. Eintritt frei."

Reste des gelben Blattes hatte Hans auch an anderen Häusern gesehen. Unversehrt war nur dieses an der Wand des Gasthauses. Hier kehrte er ein. Der Wirt in der weißen Schürze und mit dem grünen Samtkäppchen wies ihm das Prunkzimmer, das drei Fenster gegen den Platz hin hatte und wo einmal Kaiser Josef übernachtet haben soll. Es ist auch der Saal, in welchem der Vortrag stattfinden wird.

Der rote Fuchswirt war erst seit ein paar Wochen fortschrittlich. Damals hatte er als guter Stahlhöfner noch für die bevorstehende Primiz geschwärmt und hatte

dem Pfarrer sagen lassen, auf ihn könne er bauen. Des Triumphbogens wegen, der vor der Kirche errichtet werden soll, brauche sich der Herr nicht zu sorgen, das sei des roten Fuchsen Sache. Auch sonst stehe er für das Fest mit Haus und Mann und Maus zu Diensten. Daß all die bäuerlichen Verwandten des jungen Ehrenpriesters beim Festmahl im Pfarrhof nicht Platz finden können, war leicht zu denken; für die konnte also der Wirt sorgen. Den Triumphbogen nahm der Pfarrer an und bestimmte für denselben einen schönen Spruch. Die Bauernmahlzeit hingegen wurde beim unteren Dorfwirt bestellt. Seit diesem „jesuitischen Winkelzug" war der Fuchswirt liberal und mit wahrer Lust hatte er den Antrag des Vereines „Fortschritt" angenommen.

Heute indes war der Fuchs nicht mehr ganz so hoch gestimmt.

Doktor Schmied schritt ein paarmal durch das Zimmer, kräftig, daß die Dielen knarrten. Es war an sieben Klafter lang und vier Klafter breit.

„Viel zu klein!" sagte er, „viel zu klein, Herr Wirt!"

„Dürfte groß genug werden, mein Herr! Wohl, wohl," antwortete der Wirt und seine Miene sagte mehr, als sein Wort. „Ich bitte da hinauszuschauen!"

Hans sah auf dem Dorfplatz eine Gruppe von Bauern, alten und jungen, auch halbwüchsige dabei, die miteinander redeten und lebhafte Gebärden machten. Und immer kommen noch andere herbei.

„Die besprechen es just, was sie am Montag machen werden," sagte der Wirt.

„Was sollen denn die machen wollen?"

„Den Vortrag unmöglich! Wohl, wohl, Herr Doktor, wohl, wohl!“

„Die Bezirkshauptmannschaft trifft doch Vorkehrungen?“

„Drei Mannln, Herr, drei Mannln. Ist nix nit, ist gar nix. Wenn der ganze Leingau da ist! Heut' schon der Zulauf, sehn's dort unten kommt wieder ein Schock daher. Schon wegen der Primiz morgen.“

„Die ich mir auch anschauen werde. Der Primiz geschieht nichts. Wir haben unseren Tag ja erst Montag.“

„Wollen wir halt das Beste hoffen,“ sagte der Wirt mit einem heimlichen Seufzer. „Sonst was gefällig, Herr Doktor? Wenn was wünschen, bitte nur drucken, dort am Knopf!“

Der Fuchswirt hatte nämlich gerade die elektrische Klingel eingeführt, den ersten Boten der Neuzeit, die nun auch im Leingau anheben soll.

Hans reinigte sich von Schweiß und Staub und schritt dann im „Saale“ hin und her, in dem er bald dem Volke Lichter anzünden werde. Wenn das Ding nur kein solches Mausloch wäre. Da können doch kaum achtzig Personen Raum finden. Die Frauen werden auch noch sitzen wollen. — Bisweilen schaute er hinaus, wie die Leute eilig umherliefen, um die Vorbereitungen zu treffen. Die Haustore und Fenster wurden bekränzt, an Dachluken wurden Fahnen herausgeschoben, weißrote und schwarzgelbe. Dort oben am Kircheneingang stand ein bunter Torbogen, aus Stangen gebaut, mit Reisig gefüllt, mit Fahnen geschmückt. Am unteren Ende der Dorfgasse wurde ein zweiter „Schibbogen“ aufgerichtet mit

der Inschrift am Giebel: „Gehet hin in die ganze Welt und lehret die Völker!“

Hans ging hinaus und mischte sich unter das Volk. Da sah er, wie ein brauner, krummnasiger Bauer sachte hinschlich an die Hausecke des Fuchsen und das gelbe Anschlagblatt von der Wand riß. Die Leute lachten Beifall.

„Und daß er unsern jungen geistlich'n Herrn ah noh so verspott'n tuat! Unter der höllisch'n Freigeistpredigt sein liab'n Namen schreib'n!“

„Das tuat er, damit die Leut' soll'n denk'n, der geistlich' Herr wird predigen —“

„Ja, im Wirtshaus! De stadtherrischen Lug'n-mäuler, de!“

„Ih han g'hört, daß er halt ah a so hoassn tat: Hans Schmied. Der, was red'n will.“

„Möglih. Schmied gibt's viel und Häns' noch mehr. Aber ih glaub's nit. Aus Falschheit tuat er's oder zum G'spött. Werd' mih nit weit irr'n.“

„Wenn's falsch wär', tat doh leicht's G'richt was dreinred'n.“

„Ja, Schnegg'n, 's G'richt! Das ist selber freigeisterisch, neuzeit. Da müass'n mir uns halt selber helf'n.“

„So is's, selber müass'n mir uns helf'n.“

Derlei liebliche Gespräche konnte der Doktor Hans Schmied hören, der sich unter das Volk gemischt hatte. Er konnte sich was einbilden, welch' wichtige Person er hier geworden war. Man redete mehr über ihn, als über den, dem diese Vorbereitungen galten. Er biß die Zähne zusammen, trotzig. Man sollte ihm nur was ins Gesicht

sagen! Das tat freilich keiner, weil man in dem so harmlos herumstehenden Touristen den Fortschrittler nicht erkannte. Und zu erkennen gegeben hat er sich just auch nicht.

Jetzt zogen die Männer ihre Hüte vom Kopf. Über den Platz her kamen drei Priester im schwarzen Talare. Der kleine in der Mitte — ah, das war er ja. Noch erklecklich groß sah er aus in der langen, geradlinig niederwallenden Soutane. Der Doktor wollte sich unter der Menge verlieren, aber das war zu spät, er konnte schon gesehen worden sein. Den Flüchtling wollte er nicht spielen. Der Primiziant hatte in dem braungewandeten Touristen wirklich gleich den Jugendfreund erkannt, wollte aber hier nichts merken lassen. Jeder der beiden glaubte schon, sie kämen jetzt aneinander vorüber, da flogen zwei unbewachte Blicke zusammen — ganz fest aufeinander. Nun blieben sie stehen und grüßten sich.

„Also doch gekommen!“ sagte der Primiziant, dem Doktor die Hand reichend, „wir sehen uns ja morgen.“ Ein ängstlicher, fast bittender Blick aus dem guten Auge des Kleinen und sie waren aneinander vorüber. Der Primiziant hatte es seinen Begleitern nicht merken lassen, wen er gegrüßt. In sich bereute er es schmerzlich, diesen Menschen zu seinem Ehrentage geladen zu haben, dessen angekündigte Vorlesung er wie einen offenen Angriff fühlen mußte. Dann dachte er doch wieder: nein, das tut mir Hans nicht an, so ist er nicht. Die heiligen Offenbarungen der Naturgeschichte! Muß denn das gerade gegen den christlichen Glauben gehen? — So daherkommen und die Leute verwirren und mir mein einziges Fest auf Erden zerstören wollen? Nein, das tut er nicht!

Doktor Schmied ging auf sein Zimmer und schrieb rasch einige Zeilen nach Prestein im Unterschatt, wo er Gesinnungsgenossen wußte und mehrere Korpsbrüder auf Ferien. Sie möchten am Montag vollzählig erscheinen und die Ziegenhainer nicht vergessen, falls nach dem Vortrag ein Steckenspielchen beliebt würde. An fortschrittliche Blätter der Hauptstadt sandte er die Depesche: „Der Vortrag in Stahlhöfen verspricht glänzend zu werden. Im Interesse der guten Sache zahlreichster Besuch dringend erwünscht.“

Das Wetter war prächtig. Ein grollendes Gewitter, das eine Weile fern über dem Langen Grat gestanden, hatte sich verzogen. Die untergehende Sonne goldete das Almgebirge im Osten. Als es dunkelte, begannen die Leute brennende Kerzen in die Fenster zu stellen. Auch der Fuchswirt beleuchtete. Es täte ihm leid um die neuen Spiegelscheiben, wenn sie gesteinigt würden. Auf den Höhen begannen Feuer zu lodern und als es ganz finster geworden war, sah man an den Berghängen manch feuriges Zeichen. Kreuze, die Schlüsses Petri, die Buchstaben H. S. Und dort auf der Hochlehne leuchtete etwas, das — wenn es einen Bischofshut vorstellen wollte, einigermaßen mißlungen war. Über mehreren Hügeln der Umgebung knallten Böller und stiegen Raketen auf. Dann hörte man es schon! Die „türkische Musik“ mit Blechinstrumenten, Klarinetten, Trommeln und Klirrscheiben. Das schmetterte und funkelte unter den qualmenden Pechfackeln nur so heran durch die Gasse, über den Platz und dem Pfarrhof zu, wo der Marsch verstummte. Ein Männerchor sang die „Ehre Gottes“. Von einem Fenster herab dankte eine scharfe, dünne Stimme, es war aber

nicht die des kleinen Hans. Der — solcher Huldigungen ungeschickt — hielt sich im Hintergrunde, am liebsten in der Nähe seiner alten Eltern auf, die an diesen Tagen selig wie im Himmel waren.

Am andern Morgen, als es zu tagen begann, läuteten die Glocken des alten Kirchturms den „Englischen Gruß“. Das erinnerte unseren Doktor an jenes Aveläuten zu Altenkirch, das so sonderbar den Jahrmarktstanz unterbrochen und Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten mit dem Theologen gegeben hatte. Heute löste dieses Läuten Böllerschüsse los, die ganz Stahlhöfen aus dem Schlaf knallten. Auf dem weiten Kirchplatz mittendurch war über Nacht eine Allee von grünenden Birken und Lärchen gewachsen. Der Fahnen waren noch mehr geworden und vom Turm herab wehte feierlich in der Morgenluft eine weißrote Flagge. In den Gassen waren Krämerbuden aufgeschlagen und zu allen Scharten des großen Dorfes kamen ländlich geputzte Menschen, anfangs zu einzeln, dann in Gruppen, endlich in hellen Scharen, darunter Steirerwägelchen, in welchen altgesessene Freibauern mit ihren Weibern saßen, die Männer mit der Silberknopfreihe über der Brust herab, die Frauen mit schwarzseidenen Kopftüchern, deren Enden rückwärts wie schwarze Flügel im Winde flatterten.

Nun war der große Platz ein dunkler See von Menschenköpfen geworden. Ein dumpfgrollender, wogender, schwarzer See. Die Turmglocken läuteten fast ununterbrochen, einmal die eine, einmal die andere, dann wieder alle zusammen. Die Priester — aus den Pfarreien weitum zusammengekommen — lasen an den fünf Altären der Kirche ihre Messen. Manchmal klang ein Orgelton

herab und zu den offenen Fenstern herein in Doktor Schmieds Zimmer. Der Doktor beobachtete, mit seinem Sessel etwas in den Hintergrund gerückt, vom Fenster aus, was nun zu werden begann. Die Sonne stand auf der halben Höhe des Himmels, als weißrot bebänderte Ordner durch den bewegten See eine Gasse zu bauen suchten. Und auf dieser Gasse kam es heran. Unter wehenden Kirchenfahnen, unter den Klängen der Dorfkapelle — die Priesterschaft. Der Doktor zählte zweiundzwanzig Geistliche, teils im weißen Chorrock, teils in Vespermänteln und großem Ornat. Vom reichbekränzten Elternhause des Primizianten kamen sie herauf, wo sie ihn geholt hatten. Nun schritt er mitten unter ihnen, zwischen den goldfunkelnden Gewändern der Prälaten, im weißen Chorrock, mit der breiten, buntschillernden Stola und auf dem Haupte eine Krone von Rosen. Der kleine Hans hatte heute nicht ganz sein rundes, frisches Gesicht, es war um ein weniges schmäler und blässer. Mit gefalteten Händen, das belastete Haupt geneigt, so schritt er feierlich zwischen den weißhaarigen Priestern einher. Da war es dem Doktor jählings, er müsse aufschreien vor Schmerz: daß dieser junge, liebe Mensch verloren war? — oder — daß es nicht *er* war, der da heranzog wie ein König!....

Hinter dem Primizianten gingen im sauberen, altbäuerlichen Gewande die Eltern; die Mutter weinte glückselig vor sich hin; der Vater schritt mühselig, sich auf einen Stock stützend, an dem ein Rosenkranz pendelte. Dann kamen die Verwandten, Freunde, Schulkameraden und weitere Bekannten. Hier hätte Doktor Schmied hineingehört. Ein Kirchendiener hatte ihm noch gestern Abend

die Festordnung gebracht, mit der Anweisung seines Platzes beim Einzug und in der Kirche, und auch die Einladung zur Festtafel im Pfarrhofe. — Nein, das wäre über seine Kraft gegangen. Dieses Mitgehen mit dem bigotten Bauerntroß konnte er sich nicht zumuten. Er hatte sich eigentlich vorgenommen, den „Pfaffenzug" gar nicht anzuschauen. Jetzt saß er doch am Fenster und blickte unabgewendet hinaus. Mit aller Spannung verfolgte er den Zug, der unter dem feierlich singenden Geläute aller Glocken langsam die Stufen hinanstieg zum Kirchentor, über dem die Worte standen: „Gegrüßt sei, der da kommt im Namen des Herrn!"

Und dem Priesterzuge folgte die Menge nach, drängend, unter sich kämpfend um den Eingang, um den Platz in der Kirche. Das ganze dunkle Meer wogte da hinein, und als der weite Dorfplatz leer war, wunderte sich der Doktor, daß diese Kirche die Tausende zu fassen vermag. Und da merkte er — es zog ihn mit. Es zog ihn mit wie der Strudel einer Flut, auf dem ein Stück Holz eine Weile in tanzendem Spiele wiegt, immer engere Kreise zieht und plötzlich in den Tiefen verschwindet.

Er ging hinauf zur Kirche, aber es war zu spät. Das Tor war festgepfropft. Im Eingange an der Mauer stand ein mit Eisenbändern beschlagener Opferstock. Den erkämpfte er, den bestieg er und von dem aus sah er über die Köpfe hinweg bis zum Hochaltar, der mit Lichtern und Blumen übersäet war. Dort war der Priesterzug angekommen, dort zerteilte er sich nach zwei Seiten. Der Primiziant aber, jetzt im durchgoldeten Ornat, stieg geradeaus die Stufen des Altares empor, um die Messe zu lesen. Die erste Messe! — Nach dem Evangelium

erschien auf der Kanzel ein Priester mit lebhaften Bewegungen und Mienen und hielt die Ansprache, die lautlos, doch unter vereinzeltem Räuspern und Schluchzen vernommen wurde. — Daß wohl seit Hunderten von Jahren, sagte der Redner, in der Pfarre Stahlhöfen ein so bedeutungsvoller Tag nicht gewesen sei wie der heutige unter besonderem Segen des Herrn. Wie das heilige Haus zu Loretto, so verehrungswürdig sei das schlichte Bauernhaus, aus dem er hervorgegangen, er, der von nun an als Stellvertreter Gottes wandeln und wirken werde. Durch die Priesterweihe seien ihm die Schlüssel des Himmels gegeben worden, und was er auf Erden beschließen werde, das werde auch im Himmel beschlossen sein. Heilig, dreimal heilig singen die Engel vor dem; in Ehrfurcht liegen die Heiligen, ja sogar die seligste Jungfrau vor dem, der Jesu gleichsam täglich neu erschaffe bei der heiligen Messe.

Bei diesen Worten ging dem Doktor auf seinem Opferstock ein Schauern der Verblüffung durch die Nerven. Er stellte sich auf die Zehen, um hinzuschauen, ob der kleine Hans noch am Altar stehe, ob er nicht in die Erde versunken sei, vor Scham. — Statt dessen sah er, wie sie nach der Predigt dem Primizianten wieder die hohe, schimmernde Krone auf die braunen Locken setzten. Frische Weihrauchwolken stiegen auf und verschleierten halb die unzähligen Kerzenflämmchen, und die Orgel sang, vereint mit der ganzen Gemeinde, aus vollsten Lungen das Jubellied: Te deum laudamus — Da war es dem Doktor: Gift! Süßes Gift! Hinaus in die frische Luft! —

Und als er draußen stand, einsam in der freien Weite, da wollte es ihn wieder zurückziehen. Zurück zu

dieser sinnberaubenden Herrlichkeit, zu seinem kleinen Hans. Wie, wenn er an dessen Statt selber stünde dort auf hohen Stufen, um vom Volke angebetet zu werden?! —

Nein — hastig schritt er über die Felder hin, dem Walde zu, und begann zu fluchen über die Gewalt und die Gefährlichkeit dieses Feindes.

Der kleine Tag des großen Hans.

Gegen Abend desselben Tages saß Doktor Hans Schmied in seinem Zimmer und sah noch einmal die Blätter durch, aus denen er morgen vortragen sollte. Er strich einige Sätze. Solche, die allzuscharf gegen Pfaffen und Kirchentum losbrachen.

Da erschien der Primiziant. Noch erhitzt und erregt von dem ungewohnten Wein der Festtafel, von den Tischreden und allen anderen Ehrungen, die sich über ihn entladen hatten. Seine Stimmung war eine in höchsten Vollklängen zitternde.

„Es hätte mich gefreut, Hans, wenn du bei uns — bei mir gewesen wärest. Mir am Tische gegenüber, daß ich an dir — wie soll ich nur sagen — meine Jugendzeit hätte anschauen können.“

„Na, ich glaub' dir's, Junge, daß dir unheimlich geworden ist — in solcher Gesellschaft.“

„Oh, so nicht, so gewiß nicht. Ich kann dir mein Glück nicht ausdrücken. Es kann auf dieser Erde keinen himmlischeren Tag geben....“

„Na, dann ist es ja recht,“ sagte der Doktor kalt, sich in seinen Sessel zurücklehnend.

Der junge Priester saß bescheiden vor ihm, holte einen tiefen Atemzug aus der Brust und dann redete er etwas.

„Du hast ja auch jetzt dein Ziel erreicht, Hans. Du wirst nicht minder gut für deinen Beruf taugen. Ich wünsche dir alles Glück. — Heute hab' ich dich nur um etwas bitten wollen, und deshalb bin ich zu dir gekommen.“

Der Große blickte auf. Diesem kleinen Bittenden

gegenüber fühlte er sich wieder sehr als der Große. „Was willst denn?"

„Ich bitte dich, sage den morgigen Vortrag ab."

„Was? Den morgigen Vortrag soll ich absagen? Fürchtest du dich davor?"

„Fürchten nicht. Ich weiß ja längst, was du zu sagen hast. Deine Gedanken sind mir nicht neu und mir nicht gefährlich, das glaube mir. Ich habe alles überdacht. Ich habe schon auch meine schlimmen Zeiten gehabt, Freund. Nun bin ich darüber hinaus, wie du einmal darüber hinaus sein wirst."

„Meinst du? — Na, dich haben sie gründlich."

„Ich kenne deine Gesinnung. Auf jenen Brief von der Mühle wirst du wohl keine Antwort erwartet haben."

„Weißt, Kleiner," sagte der Große und rückte ungeduldig auf seinem Sitz, „über solche Sachen mag ich mich mit dir nicht mehr einlassen."

„Auch ich möchte dich nicht stören, Hans. Aber schau, jetzt ist es meine Pflicht geworden, zu sprechen. — Du hast einen Vortrag über Naturoffenbarungen angekündigt. Warum denn nicht? Das wäre nichts Schlimmes. Aber, mein Lieber, das ist nur ein Vorwand, der Kirche eins zu versetzen. Kritisieren möchtest sie ja und Kritik verträgt sie auch. Ich will nicht unter allen Umständen sagen, daß sie keiner bedarf. Aber morgen wirst du ja nicht zur Kirche, nicht zu ihren Lenkern sprechen; die vor dir sitzen sollen, sind einfache Bauersleute, die wirklich — und das ist keine Phrase, lieber Hans — keinen anderen Seelentrost haben, als den Glauben."

„Den sollen sie ja haben, meinetwegen," sagte der Doktor.

„Du wirst, wenn du morgen von den Offenbarungen der Natur sprichst, die Offenbarungen Gottes angreifen, das Christentum. Zwar, die Natur läßt das Christentum recht gut bestehen und auch umgekehrt. Aber ihr seid einmal so. Ihr habt immer Angst, die Kirche könnte euch die weltliche Macht aus den Händen winden und den Fortschritt unmöglich machen. Dann muß freilich auch die Kirche trachten, zur Macht zu kommen, um sich und das Christentum vor solchen Feinden zu schützen. Was hat denn der einzelne Geistliche von der kirchlichen Macht? Er kann sie nicht für sich ausnützen und nicht vererben, alles gehört dem gemeinsamen Zweck. Wir sind davon überzeugt, daß die Menschheit nur in der Kirche zu Frieden und Glück kommen kann. So wäre unser Streben, Leiden und Streiten achtenswert, auch wenn wir uns irren sollten. — Reaktionäre sagst du. Möchtet ihr doch einmal näher herschauen, ob es denn die Kirche gar so arg treibt gegen den Fortschritt! Tut sie außer ihrer Theologie nicht überall mit? Freilich, ihre uralten Satzungen hat sie, die nicht abgeändert werden können. Die ließe sie vielleicht still in ihrem Dunkel liegen, wenn sie auf eure Angriffe nicht immer gezwungen wäre, sie zu verteidigen. — Sind wir Geistliche denn nicht auch Kinder unserer Zeit? Glaube mir, Hans, es gibt viele unter uns, die bestrebt sind, die Mißbräuche und Weltlichkeiten der Kirche abzuschaffen und sie unserem geistigen Leben, unseren sittlichen Idealen anzupassen. Aber schau, wie können diese stillen Reformer was ausrichten, wenn sie vor sich die Starrheit der Institution haben und hinter sich euch als Feinde! Wie können sie für den Fortschritt wirken, wenn der sie immer bekämpft!

— Wenn eine Reform der Kirche möglich ist, so wird sie von keiner Seite kommen, als von der Geistlichkeit selber, vielleicht gerade von der niederen Geistlichkeit. Die brennt danach mehr, als ihr glaubt! Die Hand solltet ihr diesen bieten, anstatt sie immer im Volke zu diskreditieren. Wie ihr es treibt, ist es kein Wunder, wenn mancher Kaplan — die brutale Gegenwart fliehend — umschlägt und Fanatiker des Mittelalters wird."

Einen Augenblick Schweigen. Dann sagte der Doktor: „Du machst insofern eine Ausnahme, als du mit dem Fanatismus noch vor der Befeindung — wie du sagst — angefangen hast."

„Aber, Hans, schau, bin denn ich fanatisch? Wenn ich meine Pflicht tue, wenn ich dir ohnehin sage, daß auch in unsereinem Konflikte sind. — Sprich mit mir, sprich mit der Geistlichkeit, wenn du gegen uns und das Christentum was zu sagen hast. Aber hier vor dem Landvolke wäre dein Vortrag ein Verwirren, ein Verderben. Ich bitte dich, sag' ihn ab!"

Jetzt zuckte der Doktor einmal die Achseln. Er war verblüfft über die Leidenschaft, mit der dieser neugebackene Kaplan ihm den Vortrag verbieten wollte.

„Mein alter, lieber Freund," sagte der Geistliche und wollte seine Hand ergreifen. „Bleibe einige Tage hier. Schau dir erst diese Landleute ein bissel an. Gehen wir miteinander in der Gegend umher, machen wir eine Alpenpartie. Wir sind uns ja noch den Lanzstein und die Drei Augen schuldig. In dieser Woche hätte ich noch Zeit. Nur das mit dem Vortrag laß gut sein. Du hebst keine Ehr' damit auf, ich sag' dir's."

„Natürlich, dir steckt heute nur die Ehr' im Kopfe."

„Wenn du wüßtest, was die Leute schon heute reden von morgen!“

„O, ich weiß es und weiß auch, wer sie aufgehetzt hat!“

„Kein Wort ist von der Geistlichkeit über den Vortrag gesprochen worden zu den Leuten, das kann ich dir schwören. Aber wenn es sein müßte....“

„Ich kann mir's denken. Du wirst es kaum erwarten können, der Schlange den Kopf zu zertreten. Sage was du willst, schrei zu von deiner Kanzel, ich habe die meine — und die hört man etwas weiter —. Nein, Hansel, den Vortrag werde ich halten und ihr Pfaffen sollt dabei nicht zu kurz kommen.“

Sie standen auf und reichten sich nicht mehr die Hand. Die beiden Hans Schmiede, die Jugendfreunde — so gingen sie auseinander.

Als der Doktor wieder allein war, nahm er in seine Vortragsschrift die früher ausgestrichenen Sätze wieder auf. Sie sollen gesagt werden.

Es folgte eine ungute Nacht. Der Große sagte mehrmals pfui, und zwar zu sich selber. Es war so ganz und gar nicht freundschaftlich, wie er sich gegen den kleinen Hans benommen hatte. Am Ende ist's ja doch seine Überzeugung! dachte er. Aber zum Teufel, dann soll er auch einem andern die seine lassen. Wenn da einer daherkommt und mich veranlassen will, nach pfäffischem Muster die Wahrheit zu entstellen oder zu verschweigen vor denen, die sie so notwendig brauchten, dann hört der Spaß auf! — Jammerschade um den Kleinen! Jetzt will er den Hans im Glücke spielen; wollen sehen, welcher der beiden Schmiede sein Schicksal besser schmiedet! Der

Brave, der er immer war! Na, warten wir's ab. Er, der nie Flegeljahre gehabt hat, kann nicht sagen, sie sind vorüber. Er wird an den seinen zurückgehaltenen, faul gewordenen, sein Lebtag laborieren. Armer Kerl! Ein bißchen wird man den Vortrag am Ende doch mildern können.... Wie weit der Doktor solcherlei springende Gedanken noch dahingesponnen hat vor dem Einschlafen, das wußte er am nächsten Morgen selbst nicht mehr.

Gleich nach der sorgfältigen Toilette mußte er das Zimmer verlassen, weil es zum Hörsaal hergerichtet werden sollte. Der Wirt schloß ihm ein anderes auf, in welchem es nach Leuten roch, die früher einmal dort übernachtet hatten. So schlenderte er, während es gelüftet wurde, im Dorfe herum und beobachtete das Volk. Von manchem war er jetzt schon gekannt, aber sie kümmerten sich nicht um ihn. Dann, als geläutet wurde, meinte er, das Innere der Kirche und die Bigotterie dieses Volkes könne er sich aus Langeweile doch ansehen. Er gewann einen Stehplatz hinter einer runden Säule. Die Kirche füllte sich wieder bis zum Erdrücktwerden. Mehr als einen hörte er ächzen, dem christliche Nachbarn zu arg den Leib preßten. Der junge Priester hielt seine erste Predigt. Ein weißer Chorrock, dessen Ärmel ihm zu lang und zu weit waren, so daß er sie während des Sprechens mit den Händen immer gegenseitig zurückschieben mußte; eine goldverbrämte Stola mit eingestickten Seidenrosen und ein schwarzes, dreieckiges Barett, das er bei jedem heiligen Namen vom Haupte hob — das waren nun die Merkmale des Geistes, den er verkünden wird.

Leise und befangen hatte er begonnen zu sprechen, allmählich wurde er geläufiger und wärmer, aber in eine

Begeisterung kam er nicht. Der Gegenstand war, dem Festtage entsprechend, die Himmelfahrt Mariens. Kurz erzählte er den Lebensgang der Mutter des Herrn, „soviel wir," wie er sagte, „aus dem Evangelium von ihr wissen." Von der Himmelfahrt sagte er nichts anderes, als daß Maria in den Himmel aufgenommen worden sei, sowie alle, die gut sind und vom Herzen gut sein wollen, in den Himmel kommen werden. Dann verbreitete er sich ein wenig über die Herzensgüte, die vor Gottes Augen mehr gelte, als alle Macht und alle Wahrheit und Weisheit der Erde. Die lieben Pfarrgenossen, so schloß er, hätten ihm in diesen Tagen so viel Liebe und Güte erwiesen, daß er zu Dank ihnen nichts Besseres zurückwünschen könne, als jedem die Bewahrung des gütigen Herzens.

Dann betete er das Vaterunser.

Nun, das wäre harmlos gewesen, dachte der Doktor.

Bevor der Prediger die Kanzel verließ, stand er noch ein wenig da, schob wieder die weißen Ärmlinge zurück, schaute verlegen über die Köpfe hin und es war, als ob er noch etwas sagen wolle, aber nicht recht wisse, wie es am besten vorzubringen sei.

„Noch ein Wort, meine Pfarr- und Heimatsgenossen, möchte ich jetzt sagen. In unserem Dorf soll heute nachmittags von einem Redner des Vereins „Fortschritt" ein Vortrag gehalten werden. Wie ich euch kenne, glaube ich kaum, daß einer von euch hingehen wird, denn der Vortrag findet gerade während des Nachmittagsgottesdienstes statt. Schon aus diesem Umstande könnt ihr beiläufig erraten, was euch dort im Wirtshause gesagt werden möchte. Ob es heute sei oder morgen oder wann

immer, ich bitte euch, bewahrt den heiligen Glauben und flieht jede Gefahr, die euch dieses höchsten Gutes berauben könnte. Friede sei mit euch, Amen."

Ein hohles Dröhnen ging nach diesen Worten durch die Kirche; ein Fremder konnte es nicht unterscheiden, ob es Beifall oder Murren sei — oder beides zugleich. Der Große schob sich zwischen der Menge durch dem Ausgang zu.

Gegen Mittag belebte sich die große Gaststube des „Roten Fuchsen". Bauern, Holzer, Fuhrleute, Halter, die sonst — wie der Wirt bemerkte — nie hier zu sehen waren, besetzten die Tische und bestellten Most oder Bier. Ganz laut, lebhafter als sonst Bauernart ist, besprachen sie das Tagesereignis, das sich auf der Kanzel angekündet hatte und im Wirtshaus zutragen würde.

„Viel z' guatmüatig hat er's g'sagt, der geistlich' Herr. Wo da oaner daherg'lauf'n kimt, dem geistlich'n Herrn sein' bluatoagenen Nam' wegstiehlt, daß er damit Lug und G'spött treib'n kann. Und damit noh den jungen Herrn beschimpft und unsern heilig'n Glaub'n! — Da muaß ma ja zuagreif'n!"

„Freilih, freilih, zuagreif'n. Wahr is's. Zuagreif'n!" So andere.

Ein bärenwilder Waldteufel in zerfranstem Lodengewand, das einen stickenden Modergeruch auswürfelte, der tat sich jetzt auseinander: „Leut'! Wenn der geistlich' Herr ah g'sagt hat, zur lutherisch'n Predigt sull'n mir nit geh'n. Dasmal fulg'n mir eahm nit. Mir geh'n doh! Und all geh'n mir, all miteinand."

„Ih nit, ih. Dem Stadtsaggra mag ih nit zuahör'n!"

„Wer nit zuahör'n mag, sull halt zuaschlag'n!" rief der Waldteufel.

„Wird uns nix anders über bleib'n."

„Leicht sagt's eahm's oaner, daß er's doh noh sein laßt. Ma kann nit wiss'n. 's kunt a grausliche G'schicht wern!"

So war heute die Unterhaltung der Bauern im Wirtshaus.

Doktor Schmied war auf der Gasse, um ankommende Gesinnungsgenossen zu begrüßen. Ein paar Ausschußmitglieder des Vereins kamen zu Wagen; ein Schock Studenten aus Prestein kollerten auf einem großen Leiterwagen daher, den sie mit Reisig ausgeschmückt hatten. Etliche Jungbauern, ein Lehrer und ein Reichsratsabgeordneter aus der Umgebung erschienen. Sie brachten einen schwungvollen Mut mit sich. Die meisten wußten es schon, daß der junge Kaplan auf der Kanzel gehetzt habe. Die einen erzählten, daß er den Leuten den Vortrag verboten, die anderen, daß er ihnen befohlen hätte, den Vortrag wohlbewaffnet zu besuchen. — So kamen auch die Fortschrittler nicht ganz leerer Hand und mancher, der den Knüttel nicht in der Hand trug, hatte Schlimmeres in der Tasche. Der Reichsratsabgeordnete mahnte zur Klugheit, vor allem den Schein des Angriffs zu vermeiden, lieber — setzte er zwinkernd bei — die Gegner unauffällig zu reizen, dann aber ausgiebig zu zeigen, wer der Herr im Lande ist. Der Vortrag selbst über die heiligen Offenbarungen der Natur war schier vergessen, man gab sich nur noch mit taktischen Dingen ab und die Kampflust beiderseits schwoll von Minute zu Minute. Als die Fremden sich in unterschiedlichen Wirtsschenken, da ja

der „Fuchs“ voll Bauern war, gestärkt hatten, gingen sie zerteilt und lässig, als ob sie nur aus Langeweile herumtrotteten, zum „Roten Fuchsen“. Im Gartenhause hatten einige mit dem Wirte Konferenz. Er habe einstweilen den Saal geschlossen gehalten, rate aber, ihn nur gleich zu besetzen, ehe es die Bauern täten. Das geschah. Durch eine Hintertür erreichten sie die Treppe. Ein paar ulkige Studenten lehnten eine Heuleiter ans Fenster, um nötigenfalls von dieser Seite aus in den Saal zu kommen. Im Gastzimmer war es fast ruhig geworden. Der Wirt schoß ratlos umher und spähte immer nach den „drei Mannln“ aus, die ihm der Bezirkshauptmann versprochen. Kein einziges war zu sehen. Sein bester Schutz, merkte er, sei die Höflichkeit nach beiden Seiten. Mit heiterer Miene, aber doch mehr an die schönen Möbel denkend, als an die „lieben Leute“, suchte er überall zu schlichten, mit spaßhaften Reden zu beruhigen. Als die Bauern die Treppe hinanpolterten, um in den Saal zu dringen, war der dicht besetzt und forsche Studenten wehrten lachend den Eingang; es sei leider nicht ein einziger Platz mehr frei.

„Geh'n mr derweil z'ruck!“ kommandierte der lodene Waldteufel. „Schlauer san se; wenn mir nit stärker san....!“

Vor dem Hause hatte sich das ganze Dorf zusammengerottet; die Leute waren aufgeregt und der Unruhe ihrer Arme war die Tatenlust anzumerken. Mancherlei scharfes Werkzeug blinkte in der Sonne, anderes war noch verborgen. Aber kein Lärm mehr, unheimlich still wirbelte das Volk hin und her. Der Kriegsrat hatte zwei Pläne: Erstürmung oder Belagerung.

„Was, Dummheit'n, Belagerung!“ rief der Wald-

teufel, „da kinna ma drei Woch'n lang umasteh'n und derweil werns uns stinkend, da drinna. Das is nix. Auffisteig'n tuan mr, Tür oder Fenster eini, wo a Loch is. Seids froh, Lapp'n, daß ma s' hab'n in der Mausfall'n!"

Da begannen sie lange Leitern herbeizuschleppen und einer stand schon hoch oben auf der einen, so die Studenten hatten angelehnt. Ein Vorsichtiger band sich auf den Kopf eine breite Zinnschüssel als Schild, falls die oben Sessel oder Ofenstücke herabwerfen sollten auf die Stürmer. Ein halberwachsener Bursche hielt es für den feinsten Einfall, unter dem Schindeldach des Hinterhauses ein Streichhölzchen anzubrennen; dem schlug ein Bauer die Feuersbrunst noch rechtzeitig aus der Hand.

Im Pfarrhofe schlugen die Weiber Lärm und wie der kleine Hans sah, welch ein Aufruhr um den „Roten Fuchsen" war, eilte er schwer erschrocken hinab und unter die Leute.

„Was treibt ihr denn?" rief er. Das war keine Predigerstimme, das war ein Schrei der Entrüstung: „Hab' ich euch nicht gebeten zu fliehen? Und ihr lauft da zusammen und treibt dumme Sachen. Was wollt ihr denn? Was geh'n euch die Fremden an? Die sind unter sich und tun euch nichts."

„Aber dem geistlich'n Herrn tat'n s' gern was tuan!" schrie einer aus der Rotte. „Sein' heilig'n Tag möcht'ns eahm verderb'n!"

„Mir den heiligen Tag? Wer? Die da drinnen?" rief der junge Priester. „Ihr seid es, die mir meinen heiligen Tag verderben und dahier Luderei treiben, derweil die Glocken schon zum Segen läuten. Auseinandergeht! Ich befehl' es euch!"

„Na, na, Herr!“ kreischte der Waldbär. „Mir wöll'n justamal den Antichrist predig'n hör'n, da drinna. Bis er derstickt. Sull Ihna ja recht sein, wenn mr eahms' Maul verkeil'n, nit?“

Da sprang der kleine Kaplan auf die Holzbank, die vor dem Wirtshause stand, und mit schmetternder Stimme, wie sie noch keiner an ihm gehört, rief er glühend vor Zorn: „Auseinander! In die Kirche hinein! Ihr seid doch ein schlechtes Gesindel!“ Seine Stimme überschlug sich und gixte.

Jetzt lachte alles und ein paar verwegene Kerle kletterten hinan gegen die Fenster, hinter denen bewaffnete Arme auf die Eindringlinge warteten.

Dem kleinen Hans war ums Weinen. Die Hände faltete er jetzt: „Ich bitt' euch, mir zulieb! Ich hab' doch gemeint, Stahlhöfner, ihr hättet mich ein wenig lieb. Ich bitt' euch, kümmert euch nicht um die da oben, haltet Frieden und geht zum lieben Herrgott in die Kirche oder hinaus aufs freie Feld, wo im schönen, reifen Korn der Segen Gottes ist. Heimatsleute, ich bitte euch!“

Gleichsam, als ob auch die Kirchenglocken ihr Bitten mit dem seinigen vereinigen wollten, so huben sie jetzt an, ihr feierliches Quartett zu singen und die Gemeinde zum Gottesdienst zu laden. Da ließen ihrer etliche ab. Sachte begannen die rauflustigen Gesellen sich zu zerstreuen. Nur der Waldkerl stand noch da mitten in einer kleinen herlebigen Gruppe. Zu diesem ging der junge Kaplan, klopfte ihm auf die Achsel: „He, Barthel, was willst denn du?“

„'n Antichrist'n außistaub'n, geistli' Herr!“

„So! Du! Du willst den Antichrist vertreiben! Du bist ja selber einer! Das ganze Jahr — Sonntag für Sonntag — hockst du oben in deiner Waldhütte bei den zwei Weibern. Weiß Gott, seit wann du inwendig keine Kirche mehr gesehen hast. Und heute willst du den heiligen Glauben retten?! — Barthel, geh' heim!"

Der Waldbär knurrte ein wenig, wollte dem Theologen, der wie ein Junge vor ihm stand, mit trotzigen Glotzaugen in den Erdboden glurren. Aber vor dem ernsten Blick des geistlichen Herrn fing er zu zwinkern an, als ob ihm eine Mücke unter das Lid gekommen wäre — und dann machte er sich träge davon.

Mittlerweile hatte Doktor Schmied im Saale seinen Vortrag gehalten — im Familienkreise von Gesinnungsgenossen, die alles, was er sagte, längst schon auswendig wußten. Seine Rede — soweit sie nicht vom Straßentumult gestört war — ging von der Abstammungslehre Darwins aus, verbreitete sich über die natürliche Zuchtwahl und endete mit dem Herrenmenschen Nietzsche's. Aus dem Dorfe Stahlhöfen war ein einziger Zuhörer im Zimmer, der andächtig, wie in der Kirche, dasaß. Ein Ochsenknecht. Der erzählte nachher daheim, so was arg Sündhaftes wäre es doch nicht gewesen. Von den Wahlen und von der Viehzucht habe der Herr geredet, aber so hochdeutsch, daß man sich nichts Rechtes habe herausnehmen können. — Die übrigen Zuhörer äußerten sich sehr befriedigt, daß alles doch noch so gut abgelaufen wäre. Dem großen Doktor Hans Schmied war etwas lausig zumute und er machte seine Stadtgenossen beizeiten aufmerksam, daß es bis zur Eisenbahn nicht kürzer als drei Stunden sei. Ein Teil der Gesellschaft aber war

nicht für den Fortschritt diesmal, vielmehr einstweilen für das Dableiben. Denn man hatte Bierdurst. Beim Törtl-wirt im Baumgarten entwickelte sich ein regelmäßiger Kommers mit Studentenliedern und nationalen Gesängen.

Draußen im Buchenwäldchen erging sich der junge Priester. Nach dem Festgepränge wollte er wieder einmal der kleine Hans sein. Wie war dieser Waldfrieden süß! — Eine Stunde lang träumte er und plötzlich war es ihm bewußt, das erste Mal bewußt, was jetzt aus ihm geworden. Im Trubel der Tage hatte er es nicht so empfunden, jetzt sah er es auf einmal, wie hoch und hart und schmal der Weg ist, den er nun gehen muß im völligen Verzichten auf die weltlichen Freuden und Ziele. — Vom Baumgarten herüber klang ein Lied: „Frei ist der Bursch!“ — Ein- oder zweimal hatte der kleine Hans auch so mitgesungen vor Jahren, ein- oder zweimal, nicht öfter. Sehnsüchtig horchte er hin. — Dann stieg „Der Gott, der Eisen wachsen ließ!“ — Der kleine Hans lauschte; da kam ihm zu Sinn, wie es doch eigentlich vergebens ist, Frieden zu predigen in dieser zum Kampf geboren und freudig zum Kampf bereiten und nur durch ihn lebenden Menschheit. Was will man ihnen immer Frieden aufdrängen, wenn sie im Kampfe die liebste und notwendigste Betätigung ihres Daseins finden? — Sind sie müde des Kampfes, dann kommt der Friede von selbst. — Drüben schallte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Und nun wurde er traurig. Während der lauten, priesterlichen Ehrungen dieser Tage, während der Bischof ihn gesalbt hatte damals, während der Probst ihm nun die Primiziantenkrone auf das junge Haupt setzte, war unter

seinen Füßen der deutsche Heimatboden entschwunden. Sein neues Vaterland war die römisch-katholische Kirche.

Es kam die Abenddämmerung. Der kleine Hans ging langsam in das Wiesental hinab, wo ein Mühlfloß rauschte auf das Rad, das Feiertagsruhe hielt. Es muß ganz ruhig und fest stehenbleiben, dieses Rad, weil es durch einen starken Hebelbalken gehemmt ist, und das schwere Wasser stürzt immer wieder auf seine Dauben und drängt es und drängt es vorwärts. Es soll laufen und kann nicht, es möchte laufen und darf nicht. — Aber — und so beruhigte sich der junge Priester wieder — was will alles vorwärts drängen und laufen, und es geht doch nur immer im Kreise herum ...."

Als er neben dem Bache dahinging auf dem Wiesenwege, fand er einen Betrunkenen, der im Grase lag. Hans beugte sich nieder, um ihn aufzurichten. Der Waldbär war's.

„Barthel!" sagte der Priester, „was bist denn du für ein Saustall! Hast denn du alle Todsünden in dir?"

„Tuat der geistli' Herr scho wieder greinen," stotterte der Halbbetäubte, „wo ih mir eh weg'n seiner ein' hab' antrunk'n."

„Wegen meiner?"

„Weil der geistli' Herr mih so z' Schand'n g'macht hat vor'n Leut'n."

„Ist dir das so zu Herzen gegangen?"

„All's oans is's mir nit g'west."

„Schau, das freut mich, Pechgraber, das ist ein Zeichen, daß in dir doch noch wo ein braves Fleckel ist. — Geh, Barthel, los, was ich dir jetzt im Guten sage. Schicke die zwei Flitschen fort und nimm dein gutes

Weib wieder zu dir. Schau, sie tut sich so hart allein und hat dich alleweil noch gern, ich weiß es. Und dir wird's auch taugen, wenn du wieder ein geordnetes Hauswesen hast und ein ordentliches Gewand, und daß du wieder ein Ansehen hast bei den Leuten. Geh, Barthel, sei gescheit!"

Der Waldmensch machte vor lauter Verwunderung ein dummes Gesicht. „Wia?" fragte er gröhlend auf. „Da kunt der Mensch ja frei nüacht werd'n, wenn an a geistlicher Herr so guat zuaredt. — Mein'tsweg'n, Herr Pfarrer, will's halt nohamal probier'n mit meiner Alt'n."

Dann war ihm wieder ums Schlafen. Aber Hans ließ ihn nicht liegen auf der feuchten Wiese, in eine Scheune des Dorfes wollte er ihn bringen. Jetzt kamen vom Wirtshaus her junge Leute des Weges, lachend, johlend und bockend. Und einer, als er den Kaplan sah: „Da ist er ja, der Hetzer!"

„In den Bach mit ihm! In den Bach mit dem Pfaffen!" riefen andere.

Hans konnte noch kaum ans Ausweichen denken und er lag schon im seichten Wasser, das über ihn zusammenspritzte. Unter den Burschen Gelächter und allerlei Witze. Weil der Geistliche aber nicht augenblicklich zum Vorschein kam, so sagte einer der Studenten: „Der dumme Kerl wird doch einen Spaß versteh'n und nicht etwa ertrinken!" Er sprang in den Bach, zog den Kaplan heraus, schupfte ihn auf die Wiese: „So, Pudel, jetzt schau, daß du wieder trocken wirst!"

Lachend tollten sie weiter.

Ärgerliche Geschichten.

„Das war ein scheußlicher Putsch!“ knirschte Hans Schmied, der Große, als er daheim auf sein Sofa sank. „Da hat der dumme Kerl wieder einmal gesiegt.“ Bei näherem Nachdenken mußte er sich aber sagen, daß es doch eigentlich kein handgreiflicher Kampf war, daß doch ein Geistiges dabei den Ausschlag gab: die Schlauheit, die Taktik. — Abgefeimt, hinterlistig! Das deckt besser für diese ekelhafte Gesellschaft und ihr kleines, neu geschmiertes Pfäfflein. Aber schließlich und endlich: die Wahrheit siegt. Nur muß man es gescheiter anstellen....

Dieses Eingeständnis zu sich selber beruhigte ihn allmählich und im übrigen wurde der Eindruck von Stahlhöfen durch etwas anderes verwischt. Während er im Leingau gewesen, war Frau Kübler verschieden. Er kam knapp noch zur Bestattung seiner langjährigen Quartiermutter. Kaum zehn Personen hatten sich eingefunden, um ein paar Minuten lang vor dem Tore des „Trauerhauses“ herumzustehen bei der flüchtigen Einsegnung. Dann wurde der Sarg in den schwarzen Friedhofwagen gehoben. Hans wollte sich der Liesel nahen, die in ihrem Sonntagsgewande dastand, blaß, aber ohne zu weinen, und die ihr Auge vom Sarge nicht wenden konnte. Als Hans gegen sie hintrat, wendete sie sich unauffällig ab — da hat er sie alleingelassen auf dem traurigen Weg, allein am Grabe der Mutter. — Als er sich dann aber ihre Verlassenheit vorstellte, ihre Betrübnis, wenn der Mann die Bretterwand ausschlägt, so daß die ge-

schichtete Ende in die Grube rollt, dröhnend auf den Sarg — da empfand er in sich etwas Elendes. Eine geistige Übelichkeit und ein Verlangen, bei ihr zu sein, ihr Haupt zu streicheln, mit ihr den Schmerz zu teilen. So elend war ihm sein Lebtag noch nicht gewesen. Was war denn das? — Es war das Mitleid, das von ihm so oft verlachte.

Am Abend ging er zu ihr in die Wohnung, diesmal mit reinem Herzen. Aber durch die Türspalte bat sie ihn, heute möchte er sie allein lassen. Er sagte ihr rasch noch die wohlfeilen Weisheiten hinein, sie solle sich nicht selbst quälen in dem, was nicht zu ändern ist, der traurige Fall bleibe keinem erspart. — Er kam sich mit solcher Rede ganz klug vor. Doch, wie er hinwegging und sie allein wußte in der ausgestorbenen Wohnung, da kam wieder das wehe Erbarmen und das Bewußtsein seiner Ohnmacht, ihr jetzt was sein zu können.

Dann fuhr er hinaus aufs Landhaus zu Hofrats. Weißpandtner rief ihm munter entgegen: „Na, ihr Mordgesellen! Was habt ihr denn angestellt?" Dann beglückwünschte er ihn allen Ernstes zum Erfolge in Stahlhöfen. „So habt ihr Kinder doch wieder einmal recht gehabt. Ich hätte es nicht gedacht."

Hans schaute ihn unsicher an. — Spottet Papa? — Das war sonst nicht seine Art.

„Es steht schon in der Zeitung," sagte der Hofrat und reichte ihm das Abendblatt. Da stand es: „Der fortschrittliche Volkstag in Stahlhöfen ist glänzend verlaufen. Der geräumige Saal, in dem Doktor Schmied, eines der hervorragendsten Mitglieder des Vereins „Fortschritt", über die Resultate der Naturforschung einen licht-

vollen Vortrag hielt, war überfüllt. Hunderte, die keinen Platz mehr erhalten konnten, umstanden das Haus und viele dieser leider Ausgeschlossenen schienen nicht übel gewillt gewesen zu sein, sich an den Fenstergesimsen einen Zuhörerplatz zu erobern. So macht die freiheitliche Bewegung auch im verpfafften Leingau die erfreulichsten Fortschritte."

„Köstlich!" murmelte Hans, „welches Blatt ist das, Papa?"

„Die Neue Post."

„Ah, und nicht die Sensation?"

„Ja, mein Freund, die Sensation, die kam mit ihrem Bericht schon gestern," lachte der Hofrat. „Ein Priestermord im Leingau! Hörst du, ein Priestermord! Nicht mehr und nicht weniger."

„Diesmal kam die Sensation der Wahrheit näher als die Neue Post," sagte Hans und erzählte das Mißgeschick in Stahlhöfen und die Geschichte am Mühlbach.

Der Hofrat wurde ärgerlich. „Das sind Torheiten. Diese jungen Leute müssen doch immer alles verderben."

„Wo der Himmel mit Schwarzkutten verhängt ist, da arbeiten wir umsonst."

„Also Mißerfolg!" rief der Hofrat. Den hatte er vorausgesagt. So konnte er sich doch noch freuen an der Sache, er hatte ja recht behalten. „Nun, vor allem das Dekorum, und insoferne hat es die Neue Post ganz gut gemacht. Sie hätte übrigens noch besser schreiben können, daß in jener Gegend nächstens wieder Volkstage stattfinden und daß auch auf dem flachen Lande überall Ortsgruppengründungen des Vereins „Fortschritt" in

Aussicht stehen. — Stimmung machen, das ist im Parteileben der halbe Erfolg."

„Und die Wahrheit?" fragte Hans ganz einfältig.

Der Hofrat klopfte ihm auf die Achsel: „Laß das gut sein, Junge." —

Hans suchte seine Braut auf und lustwandelte mit ihr im Park. Malcha war in Schwarz, hatte ein Halsband mit Diamanten um, das Hans bisher noch nie gesehen. Er erzählte ihr seine Erlebnisse in Stahlhöfen, wovon er noch erregt war. Sie sagte dazu nicht viel. Einmal sagte sie: „So?" Dann einmal mit mäßiger Verwunderung: „Ach!" Und endlich sagte sie traulich: „Aber geh!"

„Und was sagst du zum Priestermord?" fragte er sie lustig.

„Zum Priestermord?"

„Hast du nichts davon gehört?"

„Ach ja, ich glaube, daß Papa davon gesprochen hat," war ihre gelassene Antwort.

Da dachte sich Hans: was das für eine bequeme Frau werden wird! Immer bleibt sie ruhig und alles ist ihr recht. — Sie schritten die Allee entlang und schwiegen. Doktor Schmied war sonst nicht verlegen um Gedanken; lebhafte, geistreiche Gespräche regten ihn an und auf. Seine liebe Braut hingegen wirkte auf ihn durchaus „kalmierend".

Hinter der Planke im Ziergarten schimmerte der weiße Schmetterling Evelana. Mit einer niedlichen Blechkanne begoß sie Blumen. Zufleiß rief Hans hinüber: „Verehrtes Fräulein Kohlweißling! Da näßet sie lieblich die Nelken. Regnet es denn nicht heute nacht?"

„Hui!“ jauchzte die Weiße auf. „Dieser Herr kennt die Pelargonien nicht. Und heute nacht regnen! Kümmert man sich denn nicht um die meteorologischen Berichte?“

Der Streit über den Wert der Wetterkunde war glücklich entfacht und ergriff — da Evelana sich zum Paare gesellt hatte — bald nachbarliche Gebiete, dann fernerliegende, wie eine große Feuersbrunst. Evelana war schon bei den Bewohnern des Mars, als Hans unterbrach: „Sie theoretisiert schon wieder, meine zukünftige —“

„Deine Zukünftige? Mein Herr, wieso?“

„Meine zukünftige Schwiegertochter. — Doch wie sagt Goethe? — Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldener Baum!“

„Jawohl!“ rief Evelana, „und einen solchen Unsinn kann nur der Herr von Goethe sagen.“

„*Wie* höre ich? Unsinn?“

„Theorie ist ein Begriff und Begriffe sind unsichtbar. Wenn Theorien unsichtbar sind, können sie auch keine Farbe haben, können sie auch nicht grau sein. Kapieren Sie das? Gut. Seine Exzellenz, der Herr Geheimrat, scheinen das noch nicht gewußt zu haben. — Und *grün* ist des Lebens *goldener* Baum. — A la bonheur! Seit wann ist denn Gold grün? Meines Erkennens ist es gelb. Und ferner: hat man schon einmal einen goldenen Baum gesehen? Zugegeben aber, der Baum wäre golden, wie kann er dann grünen? Nun, der große Wolfgang hat's gesagt und die Welt glaubt's.“

Bei solchem Bummelwitz, der halb im Scherz, halb im Ernst war, mußte Hans immer lachen und so war er nun wieder lustig gestimmt. Er rechtete mit Evelana

noch ein Weilchen über grau und grün und schmiegte sich derweil an's Gold seiner Malcha. — Er zählte die Monate bis zu jenem Frühlingstage, der sie in seinen Besitz bringen sollte. Herr Liebkindl, der Bankmann, war einstweilen ja noch immer soweit gefällig. —

Um diese Zeit war es, da hatte der Hofrat einen besonderen Ärger mit dem alten Weibe, das ihn meisterte.

Seit einiger Zeit schon hatte er der „Kamel-Kundl" für ihren prachtvollen Höcker das Gehalt ausbezahlt. Nun hörte er, daß das alte Fräulein krank sei. Rufen ließ sie ihn nicht, so ging er von selbst zu ihr. Er fand sie ganz elend. Sie war in Aftermiete bei einer Proletarierfamilie in dunkler Kellerwohnung, deren Fenster hinausschaute in einen engen, rußigen Hof. — Daß diese Person so arm war! Mußte sie denn mit dem bißchen Höckerlohn leben? — Sie kauerte in einer Holzkiste und war arg abgemagert. Er untersuchte sie lange und eingehend und man kann nicht sagen, daß die ernste Miene, die er dabei machte, gut gelungen war.

„Na, also, Fräulein von Meiselgupf, es ist hoffentlich nichts Bedenkliches. Im Magen eine leichte Wucherung."

Sie unterbrach ihn: „Weil Sie schon da sind, Herr Hofrat, so sagen Sie mir die Wahrheit."

„Mein liebes Frauchen, gestatten Sie — es gibt Patienten, so die Wahrheit schwer vertragen."

„Ist das Ihre Antwort? Ich danke für Ihr rücksichtsvolles Benehmen, mit dem Sie mich stets zu beehren die Güte haben."

Mit ätzendem Gifte war das gesagt.

„Sie mißverstehen mich immer, Madamchen."

„Verzeihen Herr Hofrat, ich verstehe ganz gut. Sie freuen sich, endlich zu Ihrer Sache zu kommen.“

„Aber, aber! Fräulein von Meiselgupf!“

„Verstellen Sie sich nicht, mein Herr! Sie schauen mir in den Magen, ich Ihnen ins Herz. Sie warten auf den Höcker!“

So heftig wurde die Alte, daß es der Hofrat vorzog, sich aus der Kammer zu machen, wo er in einer Viertelstunde mehr widerliche Eindrücke erlebt hatte, als sonst in einem Jahre. — Eine böse Person! Doch ob sie mit ihrer Behauptung gar so groß Unrecht hatte, das wollte er nicht untersuchen.

Als der ungebetene Gast draußen war, ballte die Alte ihm ihre dürre Faust nach: „Du! du! Meinen Buckel kriegst du nicht! Den defraudier' ich dir!“ —

Hans Schmied hatte einmal gelesen, daß Leuten, denen alles gelingt, zeitweilig bange ist, ohne zu wissen warum. Ihm gelingt doch sein Plan und der fast glatte Weg geht schnurgerade seinem Ziele zu — der Million. Ein Glückskind! Und dennoch! Ihm war manchmal bange. Warum denn? Er hatte doch Ärger zur Zerstreuung. Dafür brachte jeder Tag seine kleinen Widerwärtigkeiten, die er freilich, wenn nicht überwand, so doch nach kurzem wieder abschüttelte. Dem kleinen Kaplan zu Stahlhöfen hatte er ewige Verachtung geschworen. Das hatte er wohl schon vergessen, aber an den „dummen Jungen“ mußte er denken, öfter als ihm lieb war.

Zu allem Überfluß erinnerte ihn auch eine Zeitung an den Jugendfreund; sie berichtete, daß an Stelle des jüngst verstorbenen Pfarrers von Stahlhöfen der Kaplan Hans Schmied zum Pfarrprovisor ernannt worden sei.

— Zum Pfarrprovisor! Das geht schnell, Kleiner! lachte der Doktor. Das ist die Geschichte von damals wegen. Das macht das Wasser! Andere, die in den Bach geworfen werden, trägt er abwärts. Dich trägt er aufwärts. — Nur dumm, daß so ein längst verflossener Kamerad nicht zu vergessen ist. Der sich den Schwarzen verschrieb! — Da kam unserem Doktor ein törichter Witz zu Sinne. Hatte nicht auch er sich einer — Schwarzen verschrieben? Toller Einfall.

Von der ärztlichen Praxis wußte Hans dem künftigen Papa, der manchmal danach fragte, nicht viel Besonderes zu melden. Die war normal, d. h. wie bei den meisten jungen Doktoren der gesamten Heilkunde. Daß Hans die viele freie Zeit, die er hatte, etwa schlecht anwandte, wollte er sich nicht nachsagen lassen. Fast jeden Nachmittag fand er sich in den Sälen ein, wo Leichen aus Spitälern, von Gemordeten und von Selbstmördern, sowie auch lebendige Tiere seziert wurden, zum Heile der Wissenschaft. Er war in diesen Fächern nunmehr weniger der Lernende, als der Lehrende, er war Professor Weißpandtners verläßlichster Assistent, der ihn vor den Studenten manchmal vertreten mußte. — In seiner Ordinationsstunde war Doktor Schmied natürlich zu Hause. So ließ er es an Fleiß und Strebsamkeit nirgends fehlen.

Irgend jemand kam fast jeden Tag — zumeist junge Männer, frühere Studiengenossen und Korpsbrüder. Von einem Honorar war da selten die Rede und die Patienten trauten dem Kollegen und Freund auch soviel Geschmack zu, daß er nach Neujahr nicht den abgestandenen Witz eines Bußbögleins schicken werde. Ein paarmal kam sein Dienstmann um ärztlichen Rat für seine gichtkranke Mut-

ter. Einmal würde er in der Nacht zum Hausbesorger gerufen; der hatte Kolik und er erzählte am nächsten Tage mehreren Einwohnern des Hauses, daß er gestorben wäre, wenn ihn nicht Doktor Schmied gerettet hätte. Das war nach seiner Meinung mehr wert, als ein Fünfguldenschein, den sich so ein Herr ebenso ungern auf die Hand legen läßt, als ihn so ein armer Hausbesorger gibt. Besonders höflich war der Doktor mit solchen Patienten nicht. Das förderte nur seinen Ruf. Gute Ärzte sind immer grob und die besten sind die gröbsten. Die Klingel schellte häufiger. Eine hysterische Baronin hatte von dem jungen, groben Doktor gehört. Sie kam. Er hatte von ihrem Reichtum gehört und war höflich. Da blieb sie wieder aus.

Und eines Tages im Winter war ein Vetter vom Lande gekommen. Doktor Schmied pflegte jeden, der in grobem Tuche stak, bunte Westen und weiche Halskrägen trug, mit „Vetter" anzusprechen. Er wußte, daß die Landleute solches gerne haben. Dieser Vetter hatte ein breitknochiges, stark gerötetes Gesicht und einen verwilderten Vollbart. Er war leider nicht so gesund wie er aussah, und Doktor Schmied wußte, wie oft das täuscht. Der Vetter war magenkrank und litt an beständigem Kopfschmerz. Eine Woche lang kam er jeden Tag, ließ sich untersuchen und behandeln, erkundigte sich genau und immer wieder, wie die vorgeschriebenen Medizinen zu gebrauchen seien, was er essen und trinken dürfe, wieviel er spazieren gehen, wie lange er schlafen solle, was er sonst zu tun oder zu meiden habe, welche Kleidung die gesündeste, welche Zimmerwärme die beste sei — und dann, wenn er in die Darlegung seiner Zustände kam,

breitete er alle Klagen und Schmerzen umständlich aus vor den Augen des Doktors. Der würde frühzeitig die Geduld verloren haben, wenn die breite, kunstvoll gestickte Geldkatze nicht sichtbar gewesen wäre, die der Vetter unterhalb der rotgeblümten Weste um den Leib trug. Der Doktor gab barsch und strickt die Maßregeln, und wenn der Patient dreinreden wollte, erfahrungsgemäß hätte ihm dies und jenes nicht wohlbekommen, was da verordnet werde; und dies und jenes wohlbekommen, was da nicht verschrieben werde — fragte ihn der Doktor spitz, wozu er dann zu einem Arzt gehe? Er solle doch zu sich selber gehen. — Gewöhnlich ließ er den Vetter gar nicht ausreden. Da schwieg der Mann traurig, blieb aber sitzen auf der Bank und hörte zu, wie der Herr Doktor es mit andern Kranken treibe. Auch nicht anders; das beruhigte ihn. Gestatteten es Laune und Verhältnisse, so ließ der Doktor armen Patienten nicht bloß das Honorar nach, sondern beschenkte sie obendrein. War er mißmutig, so schrie er dem Kranken den Befund ins Gesicht: „Sie sind nierenkrank! — Sie haben es auf der Lunge! — Ihnen fehlt's beim Herzen!“ So daß sie oft trostloser davongingen, als sie gekommen waren. Endlich genierte den Doktor der fremde Zuschauer und da sagte er einmal: „Vetter, wir zwei sind ja schon fertig!“ Nahm ihn am Arm und führte ihn lebhaft zur Tür hinaus. Nach acht Tagen ungefähr waren die Magen- und Kopfschmerzen weg; der Geheilte beglich seine „Schuldigkeit“, die nicht übermäßig niedrig war. Aber gerade zur Zeit, als der Vetter nach Hause reisen wollte, hatte er an einem Bein solche Nervenschmerzen bekommen, daß er nicht schlafen und nicht gehen und schließlich auch

nicht liegen konnte. So kam er dahergefahren und saß auf der Lehnbank wie ein Häuflein Elend. Eine neue Kur ging an, dieselben Klagen, dieselben Fragen, dieselben Einwände, aber ein anderes Verhalten und fast keine Medizin. Darüber war der Vetter vom Lande recht verzagt und reizbar.

„Sie sind nervenkrank!" entschied der Doktor.

„Ich möchte halt schon heim, Herr, zu Weib und Kind."

„Erst werden Sie gesund."

„Gesund werden — ohne Medizin," lachte der Patient bitter auf.

Ein Weilchen ging es dann noch so fort mit mancherlei Übeln und Kuren. Eines Tages fragte der Mann entschlossen nach der neuaufgelaufenen Schuldigkeit, er reise heim.

„Ja, Mensch, glauben Sie denn, daß Sie gesund sind?"

„Gesünder werd' ich nit mehr," schmunzelte der Vetter und legte die Geldnote auf den Tisch. „Lehrgeld soll das sein, Lehrgeld!"

„Wieso?"

„Weil ich bissel was gelernt hab' in diesen drei Wochen. Und jetzt muß ich mich erst vorstellen."

„Ach, Ihren Namen weiß ich ja."

„Das schon, aber meine Beschäftigung wissen Sie noch nit. Ich bin der Dorfarzt aus Schlageisel im Melkstubental. — Sei'ns mir nit bös, Herr Doktor, ich hab's gerad' einmal wissen wollen. Gehn's, Herr Doktor, setzen Sie sich ein wengerl zu mir."

Ein Kollege, da kann man sich ja wohl hinsetzen,

ein Schalk, da kann man vielleicht etwas profitieren! Doktor Hans Schmied setzte sich dem Mann gegenüber und hat etwas profitiert. Erst hatte er sich eine Zigarette angezündet; da hält die Geduld länger vor.

Der „Vetter" tat sich auseinander und begann: „Also, mein lieber Herr Kollege — wenn's gestattet ist. Man hört immer von euch hochstudierten Ärzten in der Stadt. Als vom Handwerk, will man es doch einmal wissen, wie es die machen. Wegen Medizinen, wegen Diätik, wegen menschlichen Zuspruchs, kurzum, wie die Herren ihre Kranken behandeln. Auch der Ruf des jungen Herrn Doktors Schmied ist schon in unser vermauertes Melkstubental gekommen — ja, ja! — Der Müllerssohn aus Schatthausen. Ihre Familie ist ja weitum bekannt und ich selber — Sie haben immer Vetter zu mir gesagt, ohne zu wissen, daß ich es wirklich bin — von Mutters Seite her. Und gerade noch so viel, daß man sich umschaut nach der Verwandtschaft, wenn man ihr was will. Jetzt im Hochwinter ist bei uns im Gebirg' die gesündeste Zeit. Da hab' ich mir gedacht: kommst eh sonst nirgends hin, alter Schwede, geh' einmal in die große Stadt und schau dir den Müllerischen Schmied als Arzt an. Vielleicht lernst was."

„Na, hören Sie!" rief der Doktor und stand polternd vom Stuhle auf. „Sie waren gar nicht krank?"

„Ei wo! Wenn ich krank bin, werd' ich fortgehen vom Heim! Da legt man sich in einen ruhigen Winkel und wartet, bis man wieder gesund ist."

„Eine Komödie haben Sie mir vorgespielt?"

„Ich bitte Sie, Herr Vetter, das ist bei uns Ärzten doch nicht was so Entsetzliches. Ich habe gar keine bösen

Absichten damit gehabt. Ich will Ihnen das Gelernte gern wieder zurückgeben — vielleicht mit Zinsen. Der alte Vetter darf ja zum jungen auch einmal was sagen, gelt? Wenn's ihm nutzen kann. Ich weiß schon, daß Sie fürs Gerade sind, für die Wahrheit. Sie machen kein Geflunker. Gut, gut! Aber Sie dürfen mir nicht immer vom Stuhl aufspringen." Er faßte des Doktors Hand und zog ihn auf den Sitz zurück. „Ich werde es ganz kurz sagen, lieber Freund. Wenn Sie Arzt werden wollen, so müssen Sie studieren."

„Studieren?" lachte Doktor Schmied auf. Die Situation amüsierte ihn jetzt. „Habe denn ich nicht studiert?"

„Sie haben Bücher studiert, Sie haben Kadaver studiert, aber Sie haben nicht den Menschen studiert; den kennen Sie nicht. Wenn ich Sie in diesen Wochen nicht studiert hätte, würde ich Sie auch nicht kennen. Die Krankheiten mögen Sie ja loshaben. Aber wie manchen Arzt habe ich seufzen gehört: mit der Krankheit würde ich fertig, wenn der Patient nicht daran hinge. Der hängt leider dran mit all seinen Nerven, mit seiner wehleidigen Seele. Und den übersehen Sie. Weil Sie glauben, daß unsere Naturwissenschaft, die wir erst 'kriegt haben, der Materie die Seele abspricht, so rechnen Sie auch nicht mit ihr. Sie rechnen nur mit einer Mechanik. Den Aberglauben, die Einbildung des Kranken — derlei verachten Sie, und die sind manchmal unsere besten Hilfsarbeiter. Ich heile die meisten meiner Kranken mit ihrer eigenen Kraft. Alle schon nicht, aber die meisten. Mit ihrer Einbildung, mit ihrem Vertrauen, mit ihrer Hoffnung. Vor allem keine schlimmen Prognosen! Ein Koh-

lenbrenner aus dem Melkstubental hat mir einmal ins Gesicht gesagt: das Beste an den Ärzten ist, daß sie sich irren können. Sonst täten wir schon allmiteinand unter der Erden liegen. — Ich hüte mich und mach' von diesen Vorzug möglichst wenig Gebrauch. Ich stell' mich bei Patienten, als tät ich recht gut wissen, wie die Krankheit heißt, wie lang' sie dauern wird und was zu machen ist — sag' aber nichts. Je geheimnisvoller man tut, je lieber folgen sie einem. Und dabei fleißig medizinieren, wobei die Hauptsache ist, daß man nichts Schädliches gibt. — Sie, mein junger Doktor, sind zu derb, zu absprechend, zu widerhaarig. Sie sind zu sehr Wahrheitsfanatiker, möchte ich sagen. Ferner muß man die Patienten unterscheiden können. Sie schustern alle Stiefel nach einem Leisten. Sie gehen nicht auf das Seelenleben des Kranken ein, nicht auf seine Vorstellungen, Kaprizen und Vorurteile. Das muß man aber. Wenn ich einem helfen will, so muß ich ihn erst haben. Der Arzt ist kein Erzieher, der dem Patienten etwa allerhand Dummheiten austreiben soll, ehe er ihn zu heilen sucht. Heilen, oder das Leiden leichter machen, das ist seine ganze Sache. Sie mögen es ja gut meinen, aber Sie machen Fehler, lieber Vetter. Darf ich Ihnen noch ein paar sagen?"

„Nur zu."

„Sie tun Ihre Patienten zu wenig ausfragen, haben keine Geduld zum Zuhören und markieren kein Mitleid."

„Auf das subjektive Befinden gebe ich nichts," sagte Schmied.

„Aber gerade des subjektiven Befindens wegen kommt der Kranke zu Ihnen. Die Krankheit selber wollt' niemanden genieren, wenn sie nicht weh täte. Meine Pa-

tienten fühlen sich schon wohler, wenn ich ihre Klagen anhöre, auf ihre Eigenarten eingehe. Denken kann man sich ja dabei, was man will. Wir geben manche Medizin, an die wir selber nicht glauben, und sie hilft, weil eben der Kranke daran glaubt. Wir verschreiben manches, was wir für sehr heilsam halten und es wirkt nicht, weil der Kranke kein Vertrauen dazu hat. Manches, lieber Herr, was Sie mir verordnet haben, war an sich ein großer Unsinn, aber es hätte bei Vertrauen helfen können, wenn ich — krank gewesen wäre. Und gar die Nervenkranken — du lieber Himmel! Wäre ich es wirklich gewesen, wie Sie sagten, so hätten Sie mich in diesen paar Wochen bequem wahnsinnig gemacht. Herrgott, Vetter, bin ich grob! — Sie sind doch ein guter Kerl, daß Sie mich nicht schon eigenhändig verabschiedet haben. — Na, tun Sie sich's halt überlegen, ob Sie von den Ratschlägen eines alten Pfiffikus etwas brauchen können. Ich sage Ihnen, die Wahrheit ist nur für die Gesunden. Für die Kranken ist sie zu stark."

Der Doktor antwortete bescheidentlich: „Ich bin ein schlechtes Luder. Aber solche Praktiken — nein!" Dann ging er in das Nebenzimmer, legte ruhig die Tür zu und drehte den Schlüssel um. Das sollte heißen: ich weiß keinen Vetter im Melkstubental.

Der Vetter vom Lande wartete ein Weilchen, dann ging er. Am Haustor stand er still, als wollte er noch etwas, als hätte er dem jungen Arzt noch nicht alles gesagt, noch lange nicht alles, was der wissen sollte.

Hans Schmied fühlte sich neuerdings erniedrigt und haderte mit dem Satan in der Hölle: „Was will der Teufel, daß er mir von allen Seiten zusetzt?" Für

Hofrats war er an diesem Abend nicht aufgelegt. Er tat, was er in üblen Stimmungen immer zu tun pflegte, er ging seinen Spaziergang bis zur Siebensterngasse, wo er jemanden wußte, der die schlechten Launen ruhig ertrug, der ihm mit milder Hand die Locken strich, bis er wieder heiter geworden.

„Du bringst mir immer die Sünde mit,“ sagte Lieserl eines Abends in trauernder Abwehr, „mein Hans, kannst du mich denn nicht auch anders liebhaben?“ Ein Tränlein zuckte über ihre Wange.

In reiner Seeleninnigkeit küßte er die Zähre auf, küßte ihre Stirn, ihr Auge, ihren Mund — und es wurde wieder sündig.

Die Donaunixe.

Die Monate vergingen träge. Und doch zu schnell. Eines Tages wurde Doktor Schmied von Liebkindl erinnert, daß Ultimo sei. Der Bankmann wollte sein Quentchen Fleisch haben, nur ein Quentchen. Es scheine ihm, daß da etwas abslauen wolle. Man höre nichts mehr von der stattgehabten Verlobung mit dem edlen Fräulein Weißpandtner! — Das sagte der Mensch just an einem Tage, als Hans bei ihm wieder eine neue Anleihe machen wollte.

Nun galt es zu zeigen vor aller Welt, daß das Verhältnis noch bestehe. Doktor Schmied begann mit seiner Braut auszufahren und durch ihre Einkäufe kundzutun, daß die Hochzeit nahe sei. So hatte Liebkindl als Freund des Hauses noch ein Vierteljährchen zugegeben. Der Schneider war höflicher, er fragte gar nicht nach Familienbeziehungen; prachtvoll stattete er den Bräutigam aus. Und an einem Nachmittage, als Doktor Schmied in seiner Wohnung just Beinkleid und Frack versuchte, ob sie den anerkannt tadellosen Wuchs auch zur richtigen Geltung brächten, da kam sein alter Hausbesorger aus der Vorstadt mit wichtiger Gebärde und er habe was zu übergeben, ganz persönlich. Ein kleines Paket. Wird wohl eines respektablen Botenlohnes wert sein, dachte Hans und wollte den Gedanken ausführen. Aber die Hand kam aus der Tasche unverrichteter Dinge wieder zurück. „Nichts Kleines, Hausmeister, ein nächstes Mal.“

Warum er die Bindeschnur mit fiebernder Hast aufriß? Er nahm sich gar nicht Zeit, das Taschenmesser

aufzutun, ohne weiteres riß er das Päcklein auseinander. — Was soll denn das? Was bedeutet denn das? — Ein Elfenbeinkämmchen, ein schmales Armband aus Neugold mit zwei roten Steinen, seine Photographie und der Ring, Sachen, die er im Laufe der Zeit dem Lieserl geschenkt hatte. Dabei ein Papierstreifen mit blasser Bleistiftzeile von ihrer Hand: „Leben Sie wohl. Gott verzeihe Ihnen. Elisabeth."

Hans war nun eigentlich nicht sehr arg betroffen. Natürlich mußte sie es einmal erfahren, daß er heiratet. Er hatte es schon lange erwartet und in seinen leichtsinnigen Stunden bildete er sich sogar ein, sie wisse längst von allem, und nehme, wie so viele arme Mädeln, die Sache, wie sie eben sei. Übrigens — hatte sie ihm das letztemal nicht eine intime Andeutung gemacht? — — Und jetzt warf sie ihn weg, *sie* ihn! — Ein Prachtmädel ist es doch. Sie müsse die Sachen wieder zurücknehmen; er müsse ihr sagen, daß sie an ihm einen beständigen Freund haben wird.

Noch an demselben Abende ging Hans in die Siebensterngasse, fand aber die Küblerische Wohnung verschlossen. Alles Klingeln war vergeblich; die Glocke hörte er heraus, sie hallte, wie in einem leeren Raum. Unheimlich, wie so eine Glocke schellt, gespenstig in einer verlassenen Wohnung. Der Hausbesorger sagte, noch zu Mittag habe er das Fräulein gesehen, da sie ihm das Paket gab. Später soll sie mit einem Bündel fortgegangen sein. Wahrscheinlich in die Fabrik, für die sie nähte, um ihre Arbeit abzugeben. Sie habe schon früher einmal verlauten lassen, künftig werde sie in der Fabrik arbeiten, zu Hause sei es gar so traurig. Ihm däuche, sie habe

auch Möbel fortbringen lassen. Am nächsten Tag ging Hans wieder hin, schon morgens. Die Tür war versperrt und die Glocke schallte wie in einer Totengruft. Er ging in die Fabrik, dort hatte man sie seit einer Woche nicht mehr gesehen. Jetzt ward Hans ein wenig unruhig und drang darauf, daß die Wohnung amtlich geöffnet werde. Sie war fast leer, nichts war da, als ein versperrter Koffer, der auf den Dachboden gebracht wurde, weil die also verlassene Wohnung anderweitig vergeben werden sollte. Das Fräulein Kübler werde vielleicht zu Verwandten aufs Land gezogen sein, vermuteten die Nachbarn. Diese Meinung machte Hans zu der seinigen. Sie gab ihm die Ruhe wieder.

In denselben Tagen wurde Hans einmal auf der Straße angesprochen von einem graulodenen Landmann, der als Bauer den Bürgersteig verschmähte und mitten auf der Straße daherstapfte. Der Bachsimmerl war's, und eine Zigarre hielt er mit seinen knochigen Fingern in den Mund, um zu zeigen, daß auch die Bauern von Altenkirch das Herrenspielen können. „Han Ihna gleih kennt," sagte er zu Doktor Schmied, „han Ihna eh wölln hoamsuachn gehn. Mein's Bruaders wegn, woaßt, wiss'ns, der Soldat is, bin ih herkema. Der is hiazt im Spital. Nacher muaß ma doh ah sein Landsmann aufsuachn."

„Was wollen's denn von mir?" fragte Hans kurz.

„Grataliern, weil's ja hiazt so reich heiratn tan, han ih ghört. Und bei der Glegenheit han ih Ihna bittn wölln, woaßt, wiss'ns — wias oan halt so immeramal geht — a paar Guldn leihn, wann's mir tatn."

„Schauns, daß 's weiterkommen!"

„So? So toans mir? Nachher wird Eahner Jungfer Braut schon amal a Neuigkeit z' lesen kriagn!"

Das war die Begegnung gewesen. Hans Schmied sah, was jetzt kommen würde, und da fiel ihm was ein, wie man der Sache zuvorkommen und sie unschädlich machen könne. In einem Kaffeehause holte er sich die Adresse der „Sensation". Sie führte ihn in ein altes Haus, fünf Treppen hoch in eine Dachwohnung. Dort an der Tür eine große Tafel: „Redaktion der Sensation". Aber als er eintrat, schien es ihm doch verfehlt zu sein. Eine schiefwandige Kammer, ein dampfender Sparherd, dabei eine hagere Frau mit großblumigem Schlafrock, dessen Schleppe gleichzeitig das Ausfegen des schmutzigen Fußbodens besorgte, auf dem etliches Kinderwerk herumkroch. Aber am braunangestrichenen Tische saß Doktor Tacitus, immer ein ganz artiges Herrchen, dem man die Grausamkeit nicht ansah, mit der er allwöchentlich ein paar Massenmorde, Brandlegungen und andere Schandtaten beging. Gelenkig sprang er auf, entschuldigte seine deroute Toilette und fragte höflich nach dem Begehr.

Unser Doktor Schmied zog aus der Tasche ein Blatt Papier: „Etwas Sensationelles bringe ich Ihnen, wenn Sie es in Ihrer nächsten Nummer abdrucken wollen."

„Sehr willkommen!" Der Redakteur las die Notiz, dann schaute er enttäuscht auf und fragte: „Weiter nichts? Daß junge Stadtherren von Landschönen geohrfeigt werden, ist — um offen zu sprechen — ja ganz gut für ein Tagblatt oder was. In der Sensation wird's nix machen, wird nix machen. Ich danke Ihnen."

Damit hielt Hans seine Nachricht, der er, in der

„Sensation“ erschienen, die Spitze hatte abbrechen und die er für andere Blätter unmöglich machen wollen, wieder in der Hand.

„Zudem scheint sie auch gar nicht wahr zu sein,“ setzte Doktor Tacitus würdevoll bei, „und mein Blatt bringt — um es korrekt zu sagen — keine unverbürgten Nachrichten.“

„Ah, das weiß ich,“ verneigte sich Hans, „übrigens, für die Wahrheit kann ich bürgen.“

„Gut, geben wir die Geschichte in die Annoncen.“

„Mir wäre aber gerade an dem redaktionellen Teil gelegen.“

„Einverstanden. Nur kostet das dann — um mich geschäftlich auszudrücken — doppelt so viel.“

Auf den Kostenpunkt konnte sich der junge Doktor augenblicklich nicht einlassen und so zerschlug sich einstweilen das Geschäft. Es hatte bis zur nächsten Nummer der „Sensation“ ja immerhin noch ein paar Tage Zeit.

An einem der nächsten Tage war es im Seziersaal, daß Hofrat Weißpandtner den künftigen Schwiegersohn in sein kleines Schreibzimmer winkte und die Tür zulehnte.

„Das wird dich interessieren, Hans,“ sagte er und hielt ihm ein Zeitungsblatt hin, die „Sozialdemokratische Presse“. Und da stand unter der Überschrift: „der Watschenbräutigam“ folgende Notiz: „Ein hiesiger, erst verfertigter Doktor der Medizin hat sich entschlossen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten mit einer reichen Hofratstochter, nachdem er bei den seinem Herkommen gemäßen Bauerdirnen kein Glück gehabt hatte. Angesagtem Bräutigam passierte nämlich das Malheur, daß —

wenn er eine Landschöne küssen wollte — er stets eine schallende Ohrfeige, vulgo Watschen, zum Andenken bekam. Alldieweil nun der Teufel in der Not Fliegen frißt, so hat der Mann in Ermanglung der gesunden Bauernrasse sich mit schon etwas blauschillerndem Hofratsblut begnügt."

„Die höllvermaledeiten Ludern!" wütete der Doktor auf, setzte aber sofort gelinde bei: „Wer kann damit gemeint sein?"

„Gemeint wer immer," sagte der Hofrat gemessen, „unseren Damen wollen wir das Blatt unterschlagen." Damit steckte er die Zeitung in die Tasche und die Sache war abgetan. Hans aber blieb nervös. Wenn diese Bande ihre Herden schon mit Privatangelegenheiten füttert, was könnte da nicht alles — —. „Na, der lodene Kujon soll sich freuen bei der nächsten Begegnung!" Für jetzt ging er in sein Mittagsrestaurant und trank viel Bier.

Die Wohnung für das junge Brautpaar hatten Hofrats schon eingerichtet. Und wie! Da hätte Hans nur einmal seine Mutter herbeiwünschen mögen, die jahrelang betteln mußte, bis ihr der Müller einmal einen Wandspiegel angeschafft. Und wie würde erst Frau Kübler die Hände andächtig zusammenlegen und lispeln: „Mein Gott, die schönen Sachen!" — Da war alles Pracht und Fülle und von manchen Dingen, die da standen und hingen, wußte er kaum die Bestimmung. Von dieser feinen Seite hatte er das Leben bisher nicht geschmeckt. Selbst die prächtige Hofratswohnung wurde von dieser neumodisch eleganten Einrichtung überstrahlt, die nun sein Heim schmücken wird. Das in schwarzer, rauschender Seide gekleidete Frauchen — redete er sich fast gewalt-

sam ein — wird recht gut dazu stehen. Etwas Feierliches, Stilles, Vornehmes wird das sein, wie ein Friedenstempel nach den Widerlichkeiten des Berufes.

An diesem Abend machte Hans sich das Vergnügen, alle elektrischen Gluten zu entfachen, um in lautlosem Lichtmeer durch die Zimmerflucht zu lustwandeln. Die neuen, unangetasteten, vielfach noch nach Farbe und Firnis riechenden Gegenstände begrüßten ihn mit feierlichem Schweigen als ihren Herrn. Dreimal vierundzwanzig Stunden noch, und er wird hier ein wohlgegründetes, sorgloses Leben begonnen haben, er wird glänzende Zirkel um sich versammeln, wird eine gesellschaftliche und medizinische Größe sein.

Als er an der prunkvollen Wohnung sich sattgefreut hatte — für das Beschauliche hatte er auf die Dauer gerade nicht viel übrig — ging er aus und schlenderte den Korso hinab.

„Darf man dir noch einmal guten Tag sagen, bevor du in die ewige Seligkeit eingehst?“ so in harmlosem Spott grüßte ihn ein Kollege.

„Wäret Ihr, edler Ritter, für einen endgültigen Junggesellen-Abschiedstrunk zu haben?“ fragte Hans entgegen.

„Mit allen vier Füßen.“

„Morgen ist mein letzter Abend.“

„Werde es den anderen sagen und wir wollen den Junggesellen würdig bestatten. Du kommst doch morgen noch auf die Klinik?“

Hans zuckte die Achseln. „Wenn nichts los ist?“

„Weiter nichts. Im Sezirsaal. Eine Donaunixe wieder einmal.“

— Donaunixe? — Hatte Hans nicht erst vor ein paar Nächten von einer Donaunixe geträumt? Und schien jetzt wieder zu träumen, wie er so dahinschritt?

„Willst du noch bummeln, Schmied?"

Dieser hob den Kopf. „Hattest du nicht erst von einer Donaunixe gesprochen?"

„Sie wurde heute mittags gebracht und liegt auf dem Tische im Saal Nr. 2."

„Mord?"

„Offenbar Selbstmord."

„Hast du sie gesehen?"

„Lange kann die noch nicht gebadet haben."

„Hast du sie selbst gesehen?"

„Aber ja."

„Alt?"

„Wann werden alte Weiber ins Wasser gehen?" lachte der Kollege, „leider sind es immer die Jungen."

„Gestalt?" In kurzen Stößen sagte Hans die Worte, und lauernd.

„Mittelgroß meine ich."

„Kennzeichen? Todesanzeichen?"

„Ach, lassen wir die Fachsimpelei. Nur das schöne Haar ist mir aufgefallen."

„Braun?"

„Vielleicht. Es war feucht und mehr dunkelfarbig."

„Also braun."

„Meinetwegen braun. Du kannst sie dir ja ansehen, wenn sie dich so sehr interessiert."

„Hast du das Gewand beschaut?"

So fragte nun der Kollege: „Ist dir was bekannt?

Jedenfalls hat sie ärmeren Ständen angehört." Mehr wußte er nicht zu sagen.

Hans ging seiner Wege. Ging lange und ging hastig, bis er in der Siebensterngasse war. Nun wird ihm ja bald leichter sein. Sie wird von ihren Verwandten zurückgekehrt sein, wird ihren Koffer geholt haben und der Hausbesorger wird alles wissen.

Und der Hausbesorger wußte nichts. Nur das habe er bereden gehört, zu ihren Verwandten könne sie nicht gegangen sein, weil sie keine mehr habe. Der Koffer stehe noch auf dem Dachboden und vom Mädel wisse er nichts....

Nun warf Hans Schmied sich in einen Wagen und fuhr in die Fabrik, für die Lieserl gearbeitet hatte. Dort wußte man nur, daß die Kübler seit einiger Zeit nicht mehr erschienen sei. Ihre Arbeit habe sie gekündigt. — So fuhr er — und der Kutscher mußte rennen lassen — den kürzesten Weg nach der Klinik Weißpandtners. Er wollte in den Seziersaal zum Kadaver, um sich zu befreien von der gräßlichen Ahnung. Das Institut war schon geschlossen, der Diener abwesend.

Und dann begann die Nacht. Diese Nacht voll Herzensqualen, wie er sie noch nie erlebt, nie geahnt hatte. In den ersten Stunden strich er planlos durch Gassen und Straßen — und da stand er auf einmal vor der Donau. In der Nacht rauscht dieser Strom, der am Tage so still heran- und vorübergleitet. Ein tiefes, hohles Rauschen, wie das Meer im Südföhn. Dunkelheit verhüllte das gegenseitige Ufer. Was ist ein Menschenwesen in diesen ungeheuren Gewalten! Wie furchtbar muß dem das Leben geworden sein, der sich zu

diesen Gewalten flüchtet! — Hans schritt am Strande auf und ab und ein inneres Gesicht zeigte ihm erbarmungslos, wie es gekommen sein mochte.

Ein einzigesmal hatte sie mit ihm gesprochen von der Ehe, ganz flüchtig seine Anspielung erwidernd. „Wirst du wohl glücklich sein mit mir?“ hatte sie flüsternd gefragt. Er darauf keine Antwort, als: „Schatzerl, wie kannst du so reden?“ Dann war sie die stille, liebende Hingebung. Einmal hatte sie an seinem Finger das goldene Ringlein beachtet. „Da hast ja schon so was!“ sagte sie halb im Scherze. Hans log, es wäre ein Erbstück von seiner Mutter. Sie glaubte alles, auch in scherzhaften Dingen. Frau Kübler selig hatte in seiner Gegenwart einmal zu ihr gesagt: „So glaub' ihm doch nit alles! Studenten plauschen viel! Und die Natter! Weißt du's noch?“ — Aber wenn die Kleine in sein schönes, verlangendes Auge schaute, da versank sie so sehr in ihn, daß sie nichts mehr wußte, nichts mehr dachte — nur fühlte. „Wenn du mich so hast,“ hatte sie einmal gesagt, „da bin ich nicht mehr selber, da bin ich ganz du, ich lebe nur, was du lebst.“ — So hatte sie sich über den Tod ihrer Mutter hinweggeträumt, so träumte sie sich über ihre Sorgen, über ihre Arbeit hinweg und nichts war mehr da auf der Welt, als der liebe Hans. — Dann mag sie einmal raunen gehört haben, der Doktor Hans Schmied habe sich verlobt. Da wird sie gelächelt haben und sich gedacht: das weiß ich besser und weiß auch mit wem. — Aber sie wird weiter gehört haben: mit einer Hofratstochter. Mit einer Tochter seines Lehrers und Gönners! Da wird sie sich gewundert haben über die Lügenhaftigkeit der Leute. — Und dann,

eines Tages wird sie auf der Straße einen vornehmen Wagen fahren gesehen haben und sitzt ihr Hans drinnen neben einer feinen, jungen Dame! Das ist seine Braut und das ist sie! Und die Leute haben es laut gesagt zueinander. — Nach Hause getaumelt wird sie sein, in der kleinen, lichtlosen Kammer wird sie am Bettrande gesessen sein und die gekrampften Fäuste an den Wangen vor sich hingestarrt haben, bis sie in ein rasendes Stöhnen ausbricht — ein Weinen, ein Weinen, durch die ganze, lange Nacht. — Dann wird sie herumgegangen sein, tagelang, als hätte sie jemand mit einer Keule auf den Kopf geschlagen. Und wird sich den Kopf zermartert haben, was jetzt zu machen ist. — Verlassen und nicht allein .... Dieses Lied kam ihr nimmer aus dem Sinn. — Und endlich ist sie mit sich fertig. Es ist gut. Den Kamm hebt sie aus dem Haare, das Armband streift sie ab, den Ring zieht sie vom Finger. Sein Bild, das schaut sie noch einmal an und küßt es und weint. Und schaut es wieder an. — Dann tut sie alles zusammen. Mit ruhiger Hand schreibt sie auf das Papier: Lebe wohl, Gott verzeihe dir! — — Dann ist sie fortgegangen, wohin, das weiß sie selber nicht, es ist auch alles eins. — Tage und Tage wird sie durch die ungeheure Stadt geirrt sein wie durch eine Wildnis, in schlechten Herbergen übernachtend. In einer grenzenlosen Trauer, in einer peinvollen Angst, sie könnte ihm noch einmal begegnen. Sie mag ihn nicht mehr sehen, auch nachher nicht — sein Ebenbild nicht, das die Mutterliebe bewahren will vor einem Leben, in dem einer so schlecht werden kann, so schlecht .... Wird es nicht so gewesen sein? Dort auf die Brücke — das war ihr letzter Weg.

Ein Erlösungswerk hat sie im Sinn, ein dreifaches. Vielleicht denkt sie, daß es auch für ihn so am besten ist. — Oder ihr letztes Gebet ein Fluch?! Nein, das nicht, um Gottes willen, nein! — So grundgut, wie sie war. Auf dem Brückengeländer noch: Es hat nit sollen sein! — Und hinab. — Und dann, der schöne, weiße Leib im Schlamm. — Morgen soll das Wiedersehen sein. —

So war es aufgestiegen in seiner heillosen Seele. Das gepeitschte Gewissen war ein erbarmungsloser Bildner geworden.

Hans kehrte um gegen die Stadt. Vor dem Gebäude, das die Klinik Weißpandtner barg, warf er einen scheuen Blick hinauf zu den schwarzen Fenstern. Als er endlich in seine glanzvolle Wohnung zurückgekehrt war, packte ihn der Ekel. Der Ekel vor dieser abscheulichen Pracht, die ihn höhnend umgab. Ein kleines Bild wußte er von der Verlorenen, das suchte er hervor und schaute es an. Dabei ward ihm fast leichter. Dieses milde, freundliche Auge klagte nicht an, voll munterer Güte sah sie auf ihn her. — Ja, warum soll es denn tot sein, dieses Wesen? Gerade dieses? Gehen nicht täglich Leute in die Donau? Hat er sie nicht selbst liegen gesehen auf dem Schragen, Woche um Woche eine andere? Immer fremde, ausdruckslose Kadaverlarven. So eine wird es auch diesmal sein. „Und mein Kätzchen hockt in einer Fabrik oder irgendwo auf dem Lande.“ — So wohl war ihm plötzlich geworden, daß er ans Essen dachte, an Bier; er hatte abends zuvor vergessen etwas zu sich zu nehmen. Aber er wußte keine Gastwirtschaft in der Nähe, die noch offen sein konnte. Er legte sich aufs Bett, unentkleidet. — Das Erbarmen, das Mitleid.

Es ist eine dumme Schwäche. Und obendrein Mitleid mit einem Toten, der ja gar nicht leidet! — Das fiel ihm ein. Es zitterten ihm eigentlich die Beine. Es war ganz still geworden, er schlummerte ein. Von kindlich schönen Zeiten träumte er einige Minuten lang, dann tastete sie herüber. Vom Schragen, der neben dem Bette stand, griff sie herüber, mit starrer, lehmkalter Hand. An seinen Kopf tastete sie und strich über das Haar mit starrer, lehmkalter Hand. — Er sprang auf. Was war denn das? Der Herzschlag widerhallte in seinen Schläfen. Er stöhnte laut, sein Stöhnen war ein Brüllen, die Schauer des Entsetzens durchbrandeten sein Wesen. — Er höhnte sich selber. — Soll ich mich am Ende fürchten? Ich, vor einem Frauenzimmer? Soll sie mich jetzt etwa necken, ängstigen wollen durchs ganze Leben? Hat sie es etwa deshalb getan, um mich zu peinigen? Den Selbstmord, um mir alle meine Tage zu verderben? Nein, Elisabeth, wenn du mich wirklich geliebt hättest, so würdest du mir das nicht angetan haben. — Solche Stimmungen waren über ihn gekommen, ganz wirr durcheinander. — So liegt sie doch im Seziersaal. Und mit dir ist es weit gekommen, Hans Schmied, sagte er zu sich selbst, daß du von anderen alles begehrst und selber nichts geben und nichts leiden willst! Nie mehr ans Licht tauchen hätte sie sollen, damit dein vornehmes Eheleben ja nicht gestört werde. Nie eine Erinnerung an sie hätte dein Gewissen beunruhigen sollen, damit deine unbegrenzte Selbstsucht weiter ohne Skrupel die Welt genießen könne. Kein Hauch des Unbehagens, der Reue, soll den Verführer, den Betrüger je bangemachen, der ihr Erdenglück vernichtet, ihr Leben erstickt hat! —

Als der Morgen in den Fenstern graute, war Hans endlich angekommen bei einer gründlichen Selbstverachtung. An diesem Ziele ist der Mensch fertig. Hans Schmied wartet nur eines noch ab, die Wahrheit, er will sie mit leiblichen Augen sehen. Diese paar Stunden noch, dann ist alles aus und — nie gewesen.

Es kam der schöne Frühlingsmorgen. Auf allen Bäumen, in allen Sträuchern des Parkes sangen Vögel, jeder eine andere Weise, einen anderen Klang zu demselben Text: Liebe! Liebe!

Vor dem Haustore stand der Wagen des Hofrats. Ein Diener kam in die Wohnung Schmieds: „Der gnädige Herr lassen fragen, ob der Herr Doktor nicht ausfahren wollen.“

Hans ging hinab, begrüßte den Professor im Wagen und wollte sich mit Arbeit entschuldigen.

„Ich denke doch, daß heute schon Feiertag ist?“ sagte der Hofrat, „eine Spazierfahrt, was meinst du dazu?“

„Ich danke dir, Papa.“

„Zu Hause ist ja Revolution, alles drunter und drüber. Es rasen die Weiber. Mit Waschlappen und Besen. — Ist dir nicht gut, Hans?“

„Ei nichts, schlecht geschlafen.“

„Um so besser wird dir die frische Luft bekommen.“

„Du verzeihst, Papa, ich muß heute noch einmal auf die Klinik.“

„Ei wo! Heute! Einen Tag vor der Hochzeit! du mußt dir das Jodoform auslüften und das Karbol; medizinische Düfte sind nicht nach dem Geschmack einer

Braut. Es scheint, daß du dich überarbeitet hast in der letzten Zeit."

„Jedenfalls will ich mir in der Apotheke dort etwas Chinin holen."

„Teufel noch einmal, dein Puls hüpft ja wie ein Kegelbub! Ein bißchen Brom zur Beruhigung."

„In Pillenform?"

„Das bleibt sich gleich."

Hans ging quer über die Straße. Der Hofrat achtete nicht darauf, daß er in das Eisengeschäft neben der Apotheke trat, wo man die kleinen Knallpfeifen bekommt und die Pillen zur Beruhigung. Dann setzten sie sich zusammen in den Wagen und fuhren die Straße entlang. Sie kamen an der Klinik vorüber, da ließ Hans halten. Er steige aus.

„Was sind das heute für Mucken?"

„Papa, wenn ich sage, ich steige aus — so steige ich aus."

In größter Verblüffung saß nun der alte Herr allein da und wackelte mit dem Kopfe. Dann ließ er wenden und fuhr in sein Haus zurück.

Doktor Schmied mußte einmal Atem holen. Mitten auf der Treppe stand er still und atmete. Da kam der Diener herab, ein gnomenhaft gewachsener Bursche. Hans erschrak fast, ohne zu wissen, warum. Er redete ihn an: „Munigl, sind die Herren schon oben?"

„Jawohl, Herr Doktor."

Aber Hans ging nicht hinauf. Er ging auf die Straße, nahm einen Wagen und fuhr in seine Wohnung. Dort saß er eine Weile auf dem Sofa. Und als er den vorhin gekauften Revolver untersuchte und lud, zit-

terten seine Hände. Das Entsetzen vor dem Seziersaal? Dreifach lud er die Waffe. Dann schwang er sie, stellte sich vor den Spiegel, um Generalprobe zu halten. So, hinter der rechten Schläfe — ein Mediziner weiß es ja genau. Dann fühlte er sich mutig und stark vor der Wahrheit, die ihm die nächste halbe Stunde enthüllen wird. Es ist ja eigentlich doch sehr einfach. So einfach, wie man die Zigarette an den Mund setzt. Und Bekannten zuwinkt über den Tisch hin. Ein Fähnchen Rauch — Sinnbild alles Lebens. Wirklich nein, es ist nicht einzusehen, weshalb die Leute daraus so viel Geschichten machen. — Frisch und leicht verließ er die Wohnung, als hätte er eine Bergpartie vor, am sonnigen Morgen. Rasch zur Klinik. Aber im Stiegenhaus, da kam es noch einmal. Im Hirne pochten die Hämmer. Er tastete an seiner Rocktasche — dann trat er in den Saal.

Drei junge Männer beschäftigten sich just mit einem alten Herrn, der unbekleidet auf dem Schragen lag und dem das Totsein zu behagen schien. Was sie auch taten an ihm — schmunzelnd kniff er die Lippen und hielt still. Sperrangelweit hatten die Studenten seine Brust aufgemacht, um im starren Körper nach Geheimnissen zu suchen, die mit der Seele längst davongeflogen waren.

„Mit der Nixe haben wir auf dich gewartet," sagte der Kollege von gestern, „da du dich für sie zu interessieren scheinst."

Hans suchte mit den Augen. Dort auf dem Fenstertisch, das Verhüllte. Er schritt hin, mit krampfigen Fingern griff er in die graue Leinwand, um sie von der Gestalt zu reißen. „Wer diesen Schleier hebt, soll Wahr-

heit schauen!“ Ein rascher Schwung — offen lag die Leiche da.

„Ist — ist es diese?“ fragte Hans keuchend.

„Von der ich dir gestern gesagt.“

Da ward Hans unbeweglich. Er schaute im Saale umher und wieder auf die Leiche. Die ungeheuere Spannung ließ aus, er brach zusammen auf einen Holzsessel, schlug sich die flachen Hände ins Gesicht und stieß ein langgezogenes Gröhlen aus. War es ein Stöhnen oder ein Lachen, man wußte es nicht. Betroffen blickten die Studenten einander an. Wahnsinnige lachen so. —

Sie beugten sich zu ihm, sie fragten ihn, was ihm sei. Da hob er sein Haupt, grinsend vor Überraschung — die Augen weit und leer — so sagte er es in die Luft hinein: „Sie ist es nicht.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Es wird erzählt von einem Angeklagten, der in Verzweiflung das Todesurteil erwartete und freigesprochen wurde. Vor freudigem Schreck vom Schlage getroffen, brach er zusammen. Einem ähnlichen Schicksal war Doktor Hans Schmied nahe. Erst neun Tage später war er so weit, daß er klar und mit Ruhe antworten konnte, wenn man zu ihm sprach. Der Hofrat saß an seinem Bette und fühlte am Handgelenk den Puls.

„Wir sind über dem Graben, lieber Hans,“ sagte er.

„Ich kann nur danken.“

„Malcha läßt dich grüßen. Sie hat dich mehrmals besucht. Du erkanntest sie nicht.“

„Ich lasse ihr danken.“

„Die Hochzeit ist bis in den Juni verschoben, du hast Zeit, dich zu erholen. Schwer krank warst du, mein

Junge, seit jenem Anfall am Kadaver. Ich hatte es ja gesagt, schon vorher warst du nicht in Ordnung."

„Ich möchte bitten um eine Unterredung," sagte Hans. Seine Stimme klang heiser. „Morgen oder übermorgen, sobald es möglich wäre, Herr Professor."

Der Hofrat stutzte. Das Nervenfieber ist doch vorüber. Und immer noch dieselbe Art, dasselbe zurückhaltende fremde Benehmen. Es fing fast an, beleidigend zu werden. Noch einige Tage strichen hin bei gewöhnlicher Behandlung und Pflege, ohne daß der Hofrat ein Gespräch begann. Und als er den Rekonvaleszenten wirklich für so weit hielt, war die Unterredung.

Hans lehnte in einem breiten, weichen Sessel. Der Hofrat saß neben ihm auf dem Sofa.

„Wenn du etwas zu sagen hast, Hans, und es dich nicht aufregt, so rede nun."

Dieser neigte den Kopf nach vorne und starrte auf den Fußteppich mit seinen großen, orangegelben Arabesken.

„Ich kann nicht heiraten," sagte er.

„Du kannst nicht heiraten? Was soll das heißen?"

„Herr Professor, es ist ein schrecklicher Tag gewesen. Ich habe was erlebt, mehr als man sagen kann. Ich muß wen suchen gehen."

„Ich verstehe dich nicht, mein Sohn. Sprich dich aus."

Und dann hat Hans alles gesagt.

„Ich habe ein Mädel verführt, ein junges, armes Mädel. Die Tochter meiner früheren Quartierfrau, die gestorben ist."

„Aber Mensch!" lachte der Hofrat auf, „mit was für Geschichten kommst du mir da. Wer stellt dich denn zur Rechenschaft über deine Vergangenheit?"

„Es ist nicht um mich. Das Mädel will ich nicht zugrunde gehen lassen."

„Das soll sie auch nicht. Ist sie schwanger?"

„Ich vermute es."

„Junge, das läßt sich alles schlichten, ohne daß es jemand zu erfahren braucht. Sie wird ihren Vorteil wahrnehmen und keine Szene machen."

„Das wird sie nicht. Gewiß nicht."

„Nun also. Es ist noch Nervenschwäche, daß dir solche Geschichten jetzt aufs Herz fallen. Das ist doch nichts Neues. Weißt du denn nicht, wie es zugeht in dieser lieben Welt?"

Hans wendete sich unwillig ab. „Was ich mit ihr erlebt habe, das wünsche ich keinem!" Gedämpft sagte er es. „Aus dem Wasser. Auf dem Schragen lag sie. Und ich sollte sie sezieren. Ich, ihr Geliebter. Kommt denn das auch vor?"

„Also ist sie tot?" fragte der Hofrat.

„Aber das ist sie ja nicht. Leben wird sie, elend wird sie sein. Ich muß sie aufsuchen."

„Wir wollen heute abbrechen, Hans."

„Ich will reden, Herr. Nur ist es so schwer auseinanderzuhalten, was ich äußerlich und was ich innerlich erlebt habe. Da drinnen —" er stieß seine Faust gegen die Brust, „da drinnen! Gräßlicher als es zu sagen ist. — Aber das soll mich anders gemacht haben." Er stand auf, taumelnd noch ein wenig. „Das hat mich gewendet. Ich bin ein Kunt gewesen, ein lüderlicher. Jetzt pfeife ich auf alles, nichts will ich mehr. Nur das Mädel will ich wiederfinden." Er sank neuerdings in den Lehnstuhl.

„Und dann?“ fragte der Hofrat gespannt.

Hans zuckte die Achseln.

„— — Und meine Tochter?“

Hans starrte auf den Teppich, dort tanzten die Farben.

„Und meine Tochter, Herr Schmied?“

Hans schaute ihm hilflos ins Gesicht. Der Hofrat glühte plötzlich: „Ihr Gewissen, scheint es, reicht nur für die Dirne aus.“

Hans schnellte empor, der Hofrat tauchte ihn mit beiden Händen in den Sessel. Kalt und scharf, während seine kleinen Augen immer wilder blitzten, sagte er: „Wenn das nicht Wahnsinn ist, so ist es Schurkerei.“

Das ließ Hans sich gefallen. Es ward ein Weilchen still. Des Hofrats langer Blick hing an dem zuckenden Gesicht des Rekonvaleszenten. Nicht mehr zornig war dieser Blick, nur beobachtend, wie der Arzt den im Fieber Phantasierenden betrachtet. Hans hob ein wenig seinen rechten Arm und ließ ihn wieder sinken.

„Niemand kann es glauben, wie mir ist. Was ich erlebt habe.“

„Und Malcha?“

„Denken Sie über mich, wie Sie müssen, Herr Hofrat. Ich kann nicht.“

Der Hofrat knickte etwas ein. Dann neigte er sich vor, legte seine Hand über die Augen: „Meine arme Tochter!“ — Dann erhob er sich langsam und ging davon.

Und Hans, wieder allein in der Ödnis dieser Räume, brütete noch lange in sich hinein. Erschöpft seufzte er endlich auf: „Wie komme ich jetzt von hier fort?“

Traurige Straßen.

Niemand kann es glauben, was ich erlebt habe!" hatte Hans Schmied zum Hofrat gesagt. Ihm selbst waren die Dämonen, die sich bei ihm gemeldet hatten, was Neues. Unter der Wucht dieses Erlebnisses dämmerte er nun dahin — gelähmt, anstatt erweckt. Unter den Qualen barg sich aber ganz flüchtig schwebend und verschwebend ein wonniges Empfinden. So wie größte Lust zum Schmerzempfinden wird, so steigt aus tiefstem Schmerz ein wundersames Lustempfinden, so fein und selig, als ob es nicht von dieser Welt wäre. Was Hans litt, war nicht mehr die Pein des Verruchten und Verfluchten, wie in jener schrecklichen Nacht. Es war eine Gnade gekommen, die Seligkeit des Büßens. Die Verlorene war vielleicht noch nicht verloren, er konnte sie suchen, finden und retten. Erst sah er sich selbst als einen Gefundenen. Er war ein anderer, er erkannte sich kaum wieder. War im Fegefeuer jener Nacht denn sein flatterhaftes Herz zu Asche verbrannt? Will aus dieser Asche nicht ein Phönix aufsteigen — ganz gegen alle Naturgesetze? Aber fliegen konnte er nicht, er war gelähmt. Die Kraft der natürlichen Wahrheit, die er vergöttert, wo war sie jetzt? Was soll er tun, daß ihn der Ekel vor sich, das Mitleid mit ihr nicht erdrückt? Was soll er tun? Die Naturwahrheit, sie führt ja hinab in tierische Tiefen. Er will hinauf! Er braucht eine Gegenkraft, die sich dieser Wahrheit widersetzt. Weisheit! Was soll er tun? — Er freute sich fast seines pathetischen Geschickes und er rief die Weisheit an.

Auf dem Karren eines Dienstmannes hatte Hans seine Habseligkeiten aus der Wohnung bringen lassen, die für eine glänzende Zukunft bestimmt gewesen. Er wankte mit unsicheren Beinen hinterdrein. Hinaus in die Vorstadt. Das Heim für Obdachlose hatte ihm jemand geraten. Der Dienstmann mußte einen krummen Weg durch Seitengassen machen, denn der gerade hätte vorbeigeführt an der Bude des Bankmanns Liebkindel. Dem Gläubiger auszuweichen, war seiner Weisheit erster Schritt. Und dieser Schuld konnte er heute ein Schnippchen schlagen.

Dann das Heim der Heimatlosen.

Ein paar Wochen früher hätte er — der doch Spitalluft gewohnt war — diese Halle nicht ertragen und noch weniger diese Gesellen, Tagediebe und Strolche, wovon jeder nach einem anderen Laster roch. Hier findet er sie nicht, hier gewiß nicht. Doch, ist er, der Kranke, Heimatlose nicht eines eigenen Obdachs wegen da? Keinem seiner Bekannten und Freunde hatte er sich enthüllt. Was hätte der so dumm davongelaufene Bräutigam ihnen sagen sollen, wenn nicht alles? — Er wollte nichts mehr von ihnen, wollte fremd sein. Hier war er's, hier wird sein Elend niemand bedauern und niemand verlachen. Es war ihm eigentlich gleichgültig. Im besten Falle gehörte er ja zu diesen Gesellen, wahrscheinlich aber stand er unter ihnen. Einige Löffel voll Kartoffelsuppe aß er, dann legte er sich aufs Stroh. In seiner feinbürgerlichen Kleidung lag er zwischen Lumpen und Lappen. Und er schlief ein, schlief besser, als seit Tagen. Der erbarmungslose Ankläger in ihm war stiller geworden. Wo sie auch sein mochte, schlechter konnte sie es nicht haben, als jetzt er. Das zu denken, tat ihm wohl.

Am nächsten Morgen, als er erwachte, war allerhand durcheinander zu hören. Hier leise beten, dort laut fluchen, aus einer anderen Ecke wimmern. Jetzt sah er die Kerle erst einmal an; mehr als ein Dutzend waren ihrer und bei näherer Beobachtung doch mehr arme, kummervolle Hascher, als Spitzbuben. Aber das Wimmern dort drüben wollte nicht aufhören. Ein altes, krummgebogenes Männlein litt heftig an Gicht.

„Die müsset Sie sich halt abbete lasse!" sprach jemand, der sich sofort dazu erbot. Der Alte war höchlich froh, daß ihm der Herrgott diese ganz unerwartete Hilfe geschickt hatte. Abbeten, ja freilich, freilich! — Ein Murmeln des Wundergebetes hörte Hans von der Ecke herüber, verstand aber nichts, wunderte sich nur, daß die Gesellschaft hier darüber nicht spottete, vielmehr andächtig zuhörte. Sein nächster Nachbar, ein halbblinder Hausierer, der an seinem Bündel lehnte, versicherte, daß es für Gichtleiden gar nichts besseres gäbe, als das Abbeten. Just für die allerschwersten Leiden, wo sonst nichts mehr helfe, sei das Abbeten noch das einzige Mittel.

„Auch gegen inwendige Leiden?" fragte der Mediziner nicht ganz ohne Spott.

„Das will i meine!" rief der Abbeter herüber. „Mägelekrampf, Lungeleweh, Herzeleid, alles was zwicke und drücke und steche mag, hart Gedenke und brennheiße Lieb — alles will i wegbete, wer Glaube dazu hat."

„Und heilig wahr, mir is scho besser!" kreischte der alte Gichtmann vor Freude auf. Da winkte Hans Schmied dem Wundermann, er solle zu ihm kommen. Ohne zu bedenken, ob es Weisheit war oder Torheit, hat er ihm gewinkt. Wenn was so weh tut. . . .!

Da stand er auch schon vor ihm, der verwilderte Rotbart und Hans in seinem Schreck: Jetzt hab' ich den gerufen!

„Dös ischt ja ei guter Bekannter!“ lachte der Schwabe den Doktor an und sang nach der Melodie des „guten Kameraden“: „Ich kann dir die Hand nicht geben!“ Es war der Häuble, dem er den Arm durchgehauen hatte. Dieser Arm hing noch an dem Mann, war aber verpackt in einem tiefen Sack. — Als ob zwischen ihnen niemals was gewesen wäre, setzte der borstige Schwabe sich zu Hans und sie huben ein Gespräch an, bei dem unserem Doktor immer wärmer und sonderbarer ums Herz wurde, als er wahrnahm, daß gar kein Haß gegen ihn vorhanden war. Häuble redete von jenem Duell schier wie von einem fremden Fall, der ihn weiter nichts anginge.

„Und was treibst du jetzt, Häuble?“

„Ich? Leut' heile tu' ich.“ Und dann erzählte er, das Studieren sei ihm nie vonstatten gegangen, nicht mit und nicht ohne rechte Hand. Da habe er die Scharteken den Herren Professoren an den Rücken geschmissen und sei Wunderdoktor geworden. Er trage ein Körble von guten Dingen herum: Enzianwurzeln, Rhabarber, Fieberpillen, Englischpflaster, Wundsalben, Mariazeller Tropfen und noch eine Menge heilsamer Sachen. Und wo solche Mittel nichts wollten ausgeben, da habe er — noch von seiner Großmutter her — Mirakelsprüche, mit denen er den Kranken ihre Leiden und Schmerzen abbete. Keiner stürbe daran, und er lebe davon. Er wohne gleich auch immer bei seinen Kranken. Und wenn es just einmal nicht ganz gelänge von einer Heilkur zur anderen, nu so

gehe er halt einmal in das Asyl für Unterstandslose, wo ihm auch nichts fehle. Kranke Leute gebe es überall und so habe es keine Not.

Du bist also zufrieden?"

„Was will i denn wünsche?"

Hans schwieg. Der ist glücklich. Und ich? — Dann seufzte er auf: „Wenn du auch mir mein Leiden abbeten könntest, mein Lieber!"

„Was dir tut fehle, Schmied, für das han i kei Sprüchle und kei Kräutle."

Der Schwabe schien alles zu wissen, tat aber, als wolle er aus Taktgefühl davon nicht weiter sprechen. Er verabschiedete sich, er müsse mit seinem Körble in die Ordination — auf die Straße hinaus. „Sollet wir uns nimmer sehe — Gott befohle! Ich gehe nach Tirol."

Dieser Schwab! Der hatte ihm einen neuen Stachel zurückgelassen. Wenn der Rotstruppige ihm ins Gesicht geflucht hätte: „Du bist schuld an meinem Elend!" es wäre ihm lieber gewesen, als diese gottverdammte, herzlose Großmut. — Dann, war das nicht auch toll? Der Schwabe kurierte die Leute ebensogut mit der Lüge, als er es mit seiner Wahrheit versucht hatte!

Von neuem zertreten, suchte Hans in sich irgend etwas, woran er Halt finden könnte. Jede Handhabe gab nach, jeder Boden, auf den er seinen Fuß setzen wollte, wich zurück. So kam's ihm vor. Der Elendeste unter den Elenden wankte er umher in dem dumpfigen Raum.

Da bemerkte er, daß das Heim für Obdachlose doch auch eine weibliche Abteilung habe. Im Hofe war eine Zwischenmauer und darüber her kamen weibliche Stimmen,

zankend und zeternd. Aufs äußerste strengte er sein Gehör an, ob aus dem schrillen Stimmengewirre nicht ein bekannter, guter, milder Ton zu vernehmen wäre. Als ob stummes Leid Weibergeschrei je einmal übertönt hätte! An einer Stange des wilden Weines kletterte er hinan um über die Mauer sehen zu können in die Frauenabteilung. Traurige Gestalten, teils in dunklem, hängendem Gewand, teils in buntem Flitter — lächerlich eitel noch in diesem Elend. Etliche hockten auf dem Steinboden und flickten Kleider, etliche saßen auf Bänken, schälten Kartoffeln oder strählten ihr Haar. Andere trugen aus der Stube Bündel von Bettstroh, um es im Freien aufzutrocknen und zu sonnen. Und weil sie uneinig waren und fortweg greinten, so kam eine hagere Aufseherin mit dem Besen bewaffnet, um zu schlichten. Und die sah den männlichen Kopf über die Mauer ragen.

In der nächsten Minute war Doktor Hans Schmied abgeschafft. Nicht einmal seine Sachen durfte er einstweilen im Asyle lassen. Ein Mensch, der unter dem Vorwande der Armut Weibervolk erschleichen will! — Es war ihm ganz eigen, daß er, der an Ehre schon verwöhnte, hier gar keinen Respekt genoß, nicht den mindesten. Freilich hatte er sich auch nicht vorgestellt, sondern sich bloß unter dem Namen Johann Schmied ins Meldebuch geschrieben. Das war soviel, als anonym. Und da sah er, was der Mensch bloß als solcher gesellschaftlich bedeutet, wenn alle Titel weggefallen sind. — Die eine Wahrscheinlichkeit hatte er nun, im Asyl für Obdachlose ist sie nicht. So suchte er wieder einen Karrner zum Transport seiner Güter und ließ sich in ein Armenspital bringen. Er hatte es noch not, er mußte erst ein wenig

kräftiger werden, ehe er weiteres versuchen konnte. Was etwa, das wußte er noch nicht, war auch zu müde, um viel nachzudenken. Nur die eine Erkenntnis gewann er im Spital: wie die Medaille auf der Kehrseite aussieht. Hier war er nicht Arzt, er war Kranker. Da gibt sich die Sache anders. Der Arzt sieht in der Krankheit einen interessanten oder uninteressanten Naturvorgang; dem Kranken tut sie weh. Der Arzt sucht nach Wahrheit, der Kranke dürstet nach Güte. — Hans dachte an jenen Vetter aus dem Melkstubental. So einen Arzt möchte er jetzt haben; nicht einen, der bloß die Tafel über dem Bette liest, den Puls fühlt, sich etwa die Zunge zeigen läßt und dann kühl zum anderen Bette geht; vielmehr einen, der sich ein wenig zu ihm setzt, ihn an der Hand hält und freundlich die Leiden und Anliegen anhört. An manchen seiner Stubengenossen sah er vormittags die Sehnsucht nach dem Arzt und nachmittags, wenn er vorbei war, die Enttäuschung. Aber ist es anders denn möglich, bei dieser Menge von Kranken? Und fiel es ihm ein: Ein Arzt sollte nicht zu viele Patienten haben, das ist nicht gut, da leistet er schlechte Fabrikware und nicht solide Handarbeit. Darum schaffen sich die Großen einen Leibarzt an. — Aber tiefer drang er in solche Betrachtungen nicht ein, er konnte ja immer noch nicht ordentlich denken. Und wenn ihm die Verlassene, Verlorene einfiel, da ward ihm schlecht zum Versterben. Und auf einmal fühlte er wieder: Es ist gut so. Sachte vergehen. Dann weht die Luft darüber hin und spielt mit dem Staube, wie die Katze mit der Maus. — Zeitweilig, wenn es ruhiger in ihm war, gelang es fast, mit fremden Leiden das eigene zu betäuben. Er hub aus Langeweile an, die Spitalge-

nossen zu trösten und gewahrte, daß er dabei selber getröstet wurde. Es ist komisch, wie das manchmal hilft. So hielt er mit Kranken seiner Abteilung manch kurze Zwiesprache. Sie packten vor ihm emsig, wie der Jud die Ware, ihre Schmerzen aus und lebten dabei auf. Da erkannte ihn einer als den Doktor Schmied und wettete darauf, er sei nicht krank, er sei nur unter die armen Kranken gegangen, um sie unauffällig zu studieren, die Spitalzustände und die Armenpraxis kennen zu lernen. Und jetzt war er plötzlich der Heiland, und der Priester bei der Kommunion konnte sie kaum mehr erbauen, als er in seinem Trostzusprechen. Und da merkte Hans allemal lebhafter, wie dieses Gutsein für andere auch ihm selber wohltat. Immer von neuem fragte er die Kranken aus, nicht bloß um ihr Befinden, wohl auch um die mutmaßlichen Ursachen ihrer Krankheit, nach ihrem Beruf, ihrem Heimatsort, nach persönlichen Begegnungen in letzter Zeit. — Aber von der, die er suchte, war nirgends eine Spur. Eine Arbeiterin aus der Linnenfabrik, die sagte ungefragt etwas: Was es doch für dumme Leute gäbe! Da sei in der Fabrik ein Mädchen gewesen, ein blutjunger Fratz noch, die habe „stand der Peder" — stante pede wollte sie sagen — die Arbeit gekündigt. Frage warum? Ja, sie müsse auftrennen und noch einmal ganz neu anfangen. Sie habe ihre Pfaid vernäht. „Ich glaub', sie hat was anderes sag'n wöll'n. Jesseles Joses! Wenn jede auftrennen wullt', die ihre Pfaid vernäht hat!"

„Wie hat's denn geheißen, das dumme Mädel?" fragte Hans.

„Was woaß ih, wia de ghoaßn hat. Is nachher ah nimmer kema." Und weiter nichts.

Hans dachte nichts anderes als: das ist sie gewesen. —

Vor den Spitalärzten gab es kein Verstecken, die hatten den kranken Kollegen gleich in eine bessere Anstalt überweisen wollen. Hans ging nicht darauf ein, er war abgespannt und abweisend, so daß sie ihn sich selbst überließen. Nach einiger Zeit, als er sich neuen Kräften soweit vertrauen zu können glaubte, übergab er seine Habseligkeiten, die er nicht mitnehmen konnte, dem Spitalpförtner und ging davon. Die paar Wertsachen, die er besessen, verkaufte er; die kleinen Andenken an sie behielt er. Ihr Bildchen, auf dem sie noch mit kurzem Röcklein neben der gebrochenen Römersäule stand, wie sie damals der Photograph fast jedem Kunden versetzt hatte, das trug er am Herzen. An jenem Herzen, dem er früher keine andere Bedeutung zuerkannt hatte, als die eines Pumpmuskels. Es war einer, das wußte er auch jetzt noch, aber weh tat es da drinnen, gerade um diese Blutpumpe herum so bange weh tat's. . . .

Und dann verließ er die große Stadt und wanderte hinaus über das sommerliche Land. Erst tat's ihm wohl, weil es so friedensstill war und nur die Vöglein jubilierten. Und dann wieder tat's ihm weh, weil es um ihn so friedensstill war und nur die Vöglein jubilierten. — Das Dorf suchte er auf, aus dem Franz Kübler, Lieschens Vater, gestammt haben soll. Fand aber nichts als eine alte Frau, die sich als Witwe eines Mannes bekannte, der mit einem Franz Kübler in die Schule gegangen sein mußte, weil im alten Lesebuch unter anderen Namen der Schüler auch dieser stand. Das war alles, was er erfahren konnte. Daß jener Franz Kübler

ein Stadtherr geworden und daß von ihm ein Töchterlein vorhanden sei, war der alten Frau gar verwunderlich.

Nun fiel unserem armen Doktor Schmied bei, daß am Ende auch er Verwandte habe auf dem Lande. Wo war denn jener Vetter, der einmal sein gesunder Patient gewesen? Der war aus dem Melkstubental. Der hatte ihn zwar gründlich klein gemacht, damals; aber redlich und aufrichtig war er gewesen und zu dem zog's ihn jetzt hin. Das waren gerade seine glücklichsten Tage gewesen, damals im Winter, als der Vetter ihm in der Bude lag; und just deshalb heimelte ihn sein Andenken, heimelte ihn der Weg zu ihm. Der Stolz war ja ganz und gar in ihm gebrochen, und auf den Knien — so war ihm — müsse er durch das weite Land rutschen und alle Vettern und Muhmen fragen, ob sie sein Lieserl nicht gesehen! Aber das waren unechte Sachen. Unwillkürlich hielt er an der ländlichen Natur, suchte er eine Statt, wo er gesund werden konnte.

Am Eingange des Melkstubentals, aus dessen Hintergrund schneebedeckte Gebirge herabschimmerten, in der kleinen Dorfgemeinde Schlageisel, fand er jenen Vetter. Er war ein Bauer unter Bauern und der Knull genannt. Sein Hof stand auf einem freien Hügel mit Apfel- und Wildbirnbäumen umkränzt. Unten rann ein klares Wasser und trieb ein Mühlrad und an die Mühle war eine kleine Zeugschmiede gebaut, deren Blasebalg das Wasser aufblähte, um das Feuer anzublasen. Aber der Knull war nicht bloß Bauer und Baumgärtner und Müller und Schmied, er war noch mehr. Wenn in der Gegend irgendein Mensch krank wurde, oder ein Vieh, oder eine Uhr, oder ein Spinnrad, oder was sonst, so kamen sie

zum Knull. Der heilte alles, aber — wie er gern sagte — am liebsten noch die Leute, weil sie, ließ man ihnen nur Zeit, fast allemal von selber gesund wurden, was bei den Spinnrädern nicht der Fall war.

Das erste, wobei Hans den ziemlich ruppigen Knull beobachtete, war, daß dieser von einer Magd aus der Nachbarschaft zurate gezogen wurde: „Du, Herr Vater, woaßt uns denn gar nix gegen Wespnstich? Auf der Wiesn hats Wespnnester und mir sulln Heu rechn.“

„Nix besser, wie a Strohschüppel,“ sagte der Knull. Und da jammerte es den Hans, der hinter dem Weißdornstrauch stand, daß die Bauersleute doch gar so vernagelt sein mögen. Das erste Mal seit Wochen schlug in ihm die kritische Ader wieder. Ein Strohschüppel gegen Wespenstiche! Der Knull erklärte der Magd: „Strohschüppel, so groß, wie a Kopf. An die lange Stang stecken. Anzünden und damit das Wespenloch verstopfen!“ — Jetzt verstand es der Lauscher. Freilich werden die Wespen nimmer stechen, wenn man sie abbrennt. Am Ende, kam es ihm jetzt bei, ist es öfter so, wenn man sich über die Leute lustig macht, ehe man sie versteht. Es ist ja wahr, daß des Bauern Weisheit gerne in halben Worten spricht: an diesen bleibt man hängen und hat den Unsinn. An manches erinnerte Hans sich jetzt von seiner Mühle her. Aber mit der Bücherweisheit wird die Naturweisheit ausgesengt, wie das Wespennest mit dem Strohschüppel.

Als die Magd mit dem Strohschüppel davon war, ein Vergeltsgott hatte sie als Honorar gegeben, trat Hans hinter dem Strauch herfür und stellte sich vor. Der Knull kratzte seinen grauenden Bart, der hinter Backen

und Kinn auswucherte, guckte unsicher drein und sprach: „Was tausend, das ist ja — das ist ja der Herr Vetter!"

„Heute ist es mir recht, wenn Sie mich als solchen anerkennen. Ist zwar nicht lange her, daß ich Sie aus meinem Ordinationszimmer hinausgeflegelt hab', aber derweil ist halt viel geschehen. Jetzt geht's mir schlecht und deswegen komm' ich zu Ihnen."

‚Au weh! Ja, was hat's denn, Herr Doktor?"

„Krank bin ich gewesen und wenn Sie ein Stübel für mich hätten — für ein paar Wochen, mir tut Landluft not. Und hab keinen Kreuzer Geld im Sack."

Der Knull schaute ihm scharf ins Gesicht, er merkte wohl, daß es harter Ernst war. Dann ward er freundlich und sagte: „Sie sind doch gescheiter, als ich g'meint hab', Schmied. Wer so klipp die richtige Ansprach findet, daß kein Mensch nein sagen könnt', der ist nit dumm. Bleibns halt da. Habns nix sonst, wie das Handbündel?"

„Nichts."

„Ist auch das genug."

Und jetzt hatte Doktor Hans Schmied eine Sommerfrische.

Beim Vetter Knull.

Und hier beim Knull in Schlageifel ist Hans geblieben bis in den späten Sommer. In der Holzkammer über der Wagenhütte hat er gewohnt, nichts hatte er zu tun, als gesund zu werden. Über Felder und Wiesen strich er, in die Wälder ging er, auf kleine Felswände kletterte er und schaute hinaus in die Berge. Und schaute den Blumen zu bei ihrem Blühen, dem Korn bei seinem Reifen, den Tieren bei ihrem Kämpfen und Lieben, den Menschen bei ihrer Arbeit und dem Knull bei seiner Schlauheit.

Am Familientisch beim Knull hatte er den Ehrenplatz. Bei der reschen Hausfrau und den erwachsenen Söhnen ging es ganz munter her. Es wurde bei Tisch gescherzt, gelacht und es wurden mancherlei Vorkommnisse besprochen. Es war fast wie auf der Mühle im Unterschatt, in jenen guten Zeiten. Einmal wurde bei dieser Tafelrunde eines Gerüchtes erwähnt über den Pfarrprovisor von Stahlhöfen, aber der Knull unterbrach das Gespräch: Seid's still davon. Wer weiß, ob's wahr ist. Und wenn's wahr ist, wird's auch kein Unglück sein." Hans hatte seine Ohren gespitzt. Der Provisor von Stahlhöfen?

„Was ist's mit dem?" fragte er hernach den Knull.

„Nix. Geistlicher werden hätt' er nit sollen." Und nichts weiter.

So lebte nun Doktor Hans Schmied. Mit seinem Vetter wurde einmal die Verwandtschaft erörtert, was zum traulichen Du und Du führte.

Einmal sah Hans ein Beispiel, wie der Knull Kranke behandelte. Kam ein verelendeter Mensch daher, noch nicht alt, aber krank zum Versterben. Es war ein heißer Tag, doch der Mann hatte dicke Lodenkleider am Leib und der Kopf war mit unterschiedlichen Tüchern so umwunden und verbunden, daß es der Knull nur aus der mutvoll hervorstehenden Nase erkennen mußte, wer er war.

„Ja, Klippelspatz-Bauer, wo fehlt's denn?" fragte der Knull.

„Mein, wo fahlt's! Im Kopf halt, im Kopf. So viel Kopfweh alleweil und tanz'n tuat alls und blaw vor den Aug'n, daß ih frei nix siach."

„Das glaub ich. Weil du's G'sicht verbunden hast, wie eine Mumel. Herab mit den Fetzen."

Der Klippelspatz wollte sein Haupt nicht entschälen. Er hatte Bedenken. „Wird's nit eppa z'küal sein in der Stub'n?"

„Bei zwanzig Grad! Mensch, willst dich denn braten?"

„Mei Weib tuat ma fleißi einhoaz'n. Van warmen Ofn war's ma frei zum liebern. Aber es gibt halt nix aus, allerweil schlechter wird's. Ih woaß nit, daß ih gar alleweil a so Kopfweh han. Tua ma helfn, Knull!"

Als er die Tücher zögernd endlich losgewickelt hatte, war noch eine Pelzhaube über das Haupt gestülpt. Das Gesicht war gerötet und aufgedunsen.

„Ja, Freund, da glaub' ich's!" rief der Knull wie erschrocken aus. „In derer Hitz, da zergeht uns ja das Hirn! Das wird freilich weh tun!"

„'s Hirn z'gehn?" fragte der Bauer angstvoll auf.

„Wie Butter in der Sonn' zergeht's wenn du alleweil so in den Hitzen bist."

Der Klippelspatz mußte sich schneuzen.

„Siehst du, siehst du, wie's schon flüssig wird!" sagte der Knull lebhaft. „Da muß fürgebeugt werden; 's ist höchste Zeit. Weg mit den Tüchern! Weg mit der Budelhauben! Zusammenschlagen den Ofen und in die frische Luft heraus mit dir! — Narr, dir zergeht ja 's Hirn!"

Er gab ihm einen „Geist zum Einreiben auf der Stirn" und verordnete Bewegung und Luft. Der Kranke, dem Arzt vertrauend, stand nachher probeweise ohne Kopfbedeckung in der freien Luft und meinte endlich, es deuche ihn, das Hirn tät schon ein bissel besser werden.

„Nun also, Klippelsatz, so geh jetzt und tu mir schön folgen!"

Der Mann ging fast leichtschrittig davon. Jetzt war er voller Trost. Jetzt wird das Hirn ja bald wieder fest werden! —

— „Was sagst du dazu?" fragte der Knull dann den Doktor.

„Ich glaub' auch, daß dem ein Geist zum Einreiben nottut," lachte Hans.

„Das ist ein Hypochonder, ein fauler Ofenhocker, ich kenne ihn. Mit Vernunftgründen richtet man bei solchen Leuten nichts aus. Sie glauben nur den Unsinn. Paß einmal auf, das zergehende Hirn wirkt! Der Mann wird jetzt barhaupt im Freien herumsteigen den ganzen Tag, wird in der kühlen Stube schlafen, wird vielleicht ein wenig das Reißen kriegen, aber das Kopfweh und der Schwindel werden nachlassen."

Hans merkte bei solchen Erlebnissen, daß er umlernen müsse. Mit der Dummheit weiß nicht einmal die Weisheit was anzufangen, außer sie wird zur Schlauheit.

Aber seine Lieserl hat Hans auch hier nicht erfragt und nicht gefunden und allmählich war sogar die Trauer um sie schlafen gegangen. Manchmal tat es ihm leid um diese Trauer, da kam sie aber nicht. Ein anderes Mal wollte er sich des Lebens freuen und da kam sie plötzlich und quälte ihn. In einer Nacht sah er sie kauern, halb ohnmächtig an einer Mauer, an der Tropfen niederrieselten. Das Kind sog krampfig an ihrer Brust. Es hatte die Mutter schon fast ausgetrunken. . . .

Im Morgensonnenschein dann war das Gesicht dahin; um seine Sinne warb das Leben und die Trauer schlief wieder ein.

„Laß sie nur schlafen, Hans," hatte der Knull gesagt, „aber gibt Achting, daß sie nit erstickt."

Hans hatte ihm ja alles erzählt. Und an dem Tage, als der Alte die Geschichte dieser Untreue und dieser Pein vernommen hatte, ging er hinauf zu seiner Alm und wieder herab und dachte nach. Einem solchen Menschen hat er noch nicht begegnet. Zuerst so ein Windhund, ein saugrober Büffel, ein höffartiges Bücheltier — und jetzt ein so armer, zerbrochener Bursche, der sich Fuß und Hände blutend macht um das Mädel inerschtwo in der weiten Welt auszugraben. Den hat's ordentlich umgekrampelt, das Mitleiden, das höllschreckliche Mitleiden, das gottheilige Mitleiden. Daß er irrig kunt werden! Mit dem muß man gut umgehen..

„Dableiben sollst, ganz dableiben!" sagte er zu Hans, als er damals vom Berge zurückgekommen war. „Schau,

wir haben alles, was du brauchst: nahrhafte Kost, Ruhe, Sonnenschein und reine Luft. Geh herum, schau, was Gott tut, schau, was die Leut' machen. Wo es heiter hergeht, dort bleib länger stehen und mach's mit. Hilf ihnen bei der Arbeit, wenn du Lust hast. Denke nit immer, daß du krank bist und auch zum Gesundsein mußt du dich nit zwingen wollen."

Solchen Ratschlägen trachtete Hans nachzuleben. Manchmal konnte er ausgelassen lustig sein, aber zur ruhigen Heiterkeit, die der Knull so gerne gesehen hätte, konnte er nicht kommen. Mit den Mannsleuten hatte er manchmal kleine Händel und nicht ungern trieb er sich zeitweilig bei jungen Mägden herum, bis in ihm plötzlich wieder eine verhüllte Leiche lag auf dem Schragen. Dann strich er herum wie ein armer Sünder. Es kamen Tage, wo Hans vom Weiterwandern sprach, oder von der Rückkehr in die Stadt, um eine Praxis zu suchen. Vielleicht als Armenarzt oder als so ein Fabriksarzt, zu dem kranke Arbeitsleute daherkommen.

„Ja, Mensch, Fabriken! Graust dir denn nit davor?" rief der Knull, der gelegentlich gern seine vorrätigen Gedanken aushing, „mir tät grausen. Sind ja totgiftig, die Fabriken! Weißt es nit, wie in künftigen Zeiten das eilfte Gebot heißen muß? Paß auf!" Der Alte nahm eine feierliche Stellung an, als käme er geradewegs vom Sinai und sprach: „Das eilfte Gebot: Du sollst arbeiten nicht mit dem Rad, nicht mit dem Wasser, nicht mit dem Feuer, du sollst arbeiten mit keiner anderen Kraft, als die in deinem Leibe ist!"

Da hatte Hans das Bild einer neuen Welt vor sich, einer jungen Welt. Das Bild der Welt, wie sie

einst war, als sie jung gewesen. Der Menschen persönliche Arbeit allein! Kein Reichtum und keine Armut, Jeder nährt sich selber. — Und heute! — Da muß so ein armes, schwaches Kind arbeiten, arbeiten, immer arbeiten für andere und ist ganz verlassen. — Und schrie es wieder in ihm: schiebe die Schuld nicht auf andere, die Schuld bist du, daß sie elend und verlassen ist! Dann mußte er es seinem Hausvater doch wieder deuten, weshalb er in die Stadt, in die Fabriken wollte. Dort müsse er sie finden, er müsse, so gehe es ihm für.

Er hatte das Mädchen liebgehabt; aber war herrisch zu ihr gewesen, rücksichtslos, sie war ihm wie eine Sklavin. Sie war die geduldige Abladestelle für seinen Unmut. Und als er sie durch List und Kosung ans Ziel gebracht, war sie ihm nichts, als eine Naturnotwendigkeit. Jetzt hat er sie verloren, wie ein anderer sein Augenlicht verliert. Das ist der ganze Jammer!

„Ich bin ein grundschlechter Kerl!" schrie er dem Knull ins Gesicht. „Ich sehe es, ich bin der lautere Egoist!"

„Egoist schon, das wohl. Aber der lautere nit, Gott sei Dank. Es ist doch auch bissel ein Gewissen dabei, eine ehrliche Reue. Das sind harte Kameraden, mein Lieber, aber tu sie nur gut halten. Wenn dir Gewissen und Reue auch davonlaufen, nachher —" Er schnellte die Hand wegwerfend aus.

„Gewissen, Reue, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß sie mir so unsagbar erbarmen tut. . . ."

„Ist es das Mitleid, Hans, dann wird es auch die Liebe sein. Mir scheint alleweil, die zwei sind das gleiche. All' meiner Tag' hab ich's gefunden, das untrüglichste

Merkmal der Lieb' ist das Mitleid. Die Liebenden sollten sich nur fleißig daraufhin prüfen. Wenn die Weltweisen sagen, mit der Schönheit höre auch die Liebe auf, so sagen sie halt wieder einmal was Verkehrtes. Wenn die Schönheit aufhört, hebt die Liebe erst an. Wenn die Geliebte alt und armselig wird, da hebt sie erst an, weil sie das Mitleid ist."

Wenige Monate vorher würde Doktor Hans Schmied einer solchen Auslegung zynisch widersprochen haben. Aus der zutäppischen Jugendplangerei und aus materialistischen Forschungen wußte er ja nur von einer Liebe des Leibes. — Jetzt schwieg er. Jetzt mußte er glauben an eine gewaltige Pein und Sehnsucht, die mit dem Leibe nichts zu tun hat. —

Eines Tages stieg Hans wieder der Höhe zu, hinan gegen die Knull-Alm. Es war ein klarer, kühler Herbsttag, die Hochberge waren beschneit, weit herab. Das Tal lag breit und grün zwischen den Waldbergen. Alles still und feierlich. Dem Hans war um's Jauchzen, so wohl war ihm.

Selige Stunden,
Die uns beschieden
Um zu gesunden,
Hohe Natur,
In deinem Frieden! —

Gesund geworden! — Wo man gesund geworden ist, da soll man bleiben, sagt eine alte Regel. Soll er sich nicht doch vielleicht zu einer der vielen Tätigkeiten bequemen, die im Knullhof geübt wurden? — Aber wie er auf der Höhe war, wo gleichsam die halbe Welt dalag vor seinen Blicken: hier hinten die Schnee- und Gletscherwelt, dort draußen das wellige Hügelland und die Ebene, die in der Ferne hinlag wie das blaue Meer, da wollte

es ihm das Herz zersprengen. Was tut er mit dieser schönen Welt, was ist sie ihm, wenn er allein ist in ihr, allein wie eine verlorene Seele! — Fort! Fort will er. Suchen muß er!

Als er zu Tale kam und an der Mühle vorbei wollte, gewahrte er drinnen den Knull. Er mahlte Korn für die Zeit, da das Wasserrad vereist sein wird. Hans ging hinein. Da er nicht gleich bemerkt war, lehnte er sich an den Mehlkasten und schaute in das klappernde Räderwerk, das im Halbdunkel der Radstube kreiste. Seine Mühle im Unterschatt, sein Vater, seine Mutter! Seine Kindheit. . . . . Und an die Lern- und Studentenzeit dachte er, an die leichtsinnigen Jungen, denen er sich einst angeschlossen und die ihn mit allerlei süßen Teufeleien bekannt gemacht hatten. An den kleinen Hans dachte er, der seine stillen und reinen Wege ging, den er deshalb so sehr verachtete und heimlich — fast ohne daß er es sich selbst bewußt worden — so sehr liebte. Und dann das Universitätsleben und dieser Hochmut dabei, und diese Weltgier! Und dieser Eigensinn und dieses rohe Niedertauchen in die tierische „Wahrheit!“ Was hat er alles angerichtet! Die Eltern sind tot, denen kann er nichts mehr abbitten. Die Eine aber, warum soll die tot sein? Die lebt, die ringt irgendwo mit der Not. An der feuchten Mauer lehnt sie verschmachtend und das Kind findet keine Nahrung mehr an der Brust. . . . .

Als der Knull in der Mühle die Stufen hinanstieg zum Kornkasten, rief ihm der Hans ganz unvermittelt zu: „Vetter, morgen werde ich fortgehen.“

„Ich versteh nix,“ rief der Knull, die hohle Hand ans Ohr legend. Dann stand er prüfend am runden

Mühlsteinkasten, wo aus dem schütternden, eckigen Holztrichter das Korn wie ein zitterndes Brünnlein in den Steinhals rieselte, um zwischen den zwei schwer sich reibenden Mühlsteinen zermalmt zu werden. Endlich drückte der Knull einen Hebel nieder, da ging das Räderwerk langsamer und blieb stehen. Die Stille klang in den Ohren, draußen rauschte das Wasser. Der Knull kam die Stiege herab und fragte: „Hast du vorhin was gesagt?"

„Ich habe gesagt, daß ich morgen fortgehe."

Die Antwort war: „Das habe ich von dir schon lange erwartet, lieber Hans."

„Ich habe deine und der guten Deinen Geduld unverantwortlich mißbraucht."

„Auch daß du diese Redensart sagst, habe ich erwartet. Und ich weiß auch, wie du jetzt weiter reden willst. Ich kann's nicht bezahlen, was ich bei euch gehabt hab', willst du sagen. Unnütz mitessen, das ist für den Mann eine Schande, vor denen, die ihn füttern und vor sich selber, weil er sich nicht ernähren kann. Gelt, so willst du sagen. Ist unnütz reden, wird nix besser damit und tust dir selber unrecht. Du bist verpflegt worden. Gut. Und du hast auch was geleistet. Du bist gesund worden. Jetzt kannst arbeiten. Bei uns gibt's zu holzen, zu dreschen, zu eisen. Willst meinem alten Großknecht im Winter helfen Schaufeln schnitzen, Körbe flechten, Sechter binden, Häfen drahten. Ich kann auch so bissel was; ern uns ab was. Kannst dir bald deine Groschen dermachen, ich lohn dir."

Hans wehrte mit der Hand ab.

„Aber ich weiß es ja," lachte der Knull, „du willst fünfzehn Jahr' nit umsonst verschwitzt haben, wenn du

überhaupt geschwitzt hast, beim Studieren. Du willst dein Wissen halt jetzt zum Können machen, sonst hat der Mensch ja nichts davon. In unserer Gegend ist weitum kein rechter Arzt, meine Fürtrefflichkeit ausgenommen. Und die ist auch kein rechter. Derweil ich als Kurpfuscher im Arrest sitz' — ist schon vorgekommen! — ist gar keiner. Hauſ' dich ein bei uns. Leben wirst freilich nit können von der Praxis, dafür ist die Luft zu gesund und das Volk zu arm, und der Herr Doktor Schmied wahrscheinlich zu lebhabig. Legst dir halt ein Wirtschaftel an und treibst es doppelt."

„Landwirtschaft? Wenn man Großstadt geschmeckt hat, geht das nicht," wendete Hans ein.

„Warum geht das nit? Ist's doch bei mir auch gegangen. Hab' ich nit auch in der Stadt aus Bücheln gefressen? Ist mir dabei der Magen alleweil enger, der Kopf alleweil geschwoll'ner worden. Denk' ich mir: Gehst rechtzeitig. Wird der Schädel mit allerlei Weisheiten zu voll und zu groß, kannst nachher nimmer aus dem Akademietor. Geh' noch zu rechter Zeit! Jäh hat mich's Bauernblut heimwärts gerissen auf meines Vaters Gut, bin Bauer und Kurpfuscher worden. Meine Buben könnens auch so machen, wenn sie wölln. Auf die Landwirtschaftsschul! Anders geht's freilich nimmer. Ist denn die Stadt jener versteinerte Zauberwald, aus dem keiner mehr zurückkommt? Ausschauen tut's immer einmal so, aber wahr ist es nit. Bleib' nur da, Hansel. Was an der großen Stadt ist, hast schon gesehen."

„Ich danke dir, Vetter Knull. Ich muß fort und muß fort. Mir schwant es nicht anders, wenn sie noch lebt, so ist sie in der Stadt."

So ist er immer wieder auf sein Herzleid gekommen. Und wollte das zeitweilig verdämmern, so war das andere Mahnen: die Pflicht, die Ehre. Mit ihm mag werden, was will, nur das nicht, was er schon einmal gewesen ist — ein Hundsfott.

„'s gibt nur zwei Dinge: Wenn ich allein bleibe, so lebe ich mich in der Stadt zu tot. Und sonst kommen wir zu zweien wieder. In diesem stillen Tal, da wollten wir gut miteinander alt werden." Das war sein Abschiedswort an den braven Knull und seine Leute.

An dem Herbsttage, als Doktor Hans Schmied fortging aus dem Tale, war ein rotgoldener Schneefall eingetreten. Schon Wochen vorher, in wind- und wetterstillen Tagen, waren die Bäume rot und gelb geworden; zuerst die Buchen, dann die Ahorne, dann die Birken, dann die Linden, dann die Lärchen. Diese goldenen Wälder waren noch gesprenkelt mit dem lichten Grün der Sträucher und dem dunkeln der Nadelhölzer. Wie bunte Teppiche lag es über den Berglehnen. Die ausgegrasten Wiesen waren schon belegt von Blättern, die eins ums andere sachte von den Bäumen niedertänzelten. Allmorgendlich Nebel bis Mittag, dann löste er sich in zarten Dunst, und ein wundersamer Sonnenschein kam herab vom stillen, blauen Himmel. Dann war eines Abends ein eisiger Nord gekommen; in derselben Nacht entstand ein Nebel und am Morgen, als erstaunlich groß und rot die Sonnenscheibe heraufstieg, waren alle Wiesen und Felder bedeckt mit feingezähntem Reif. Die Bretterdächer des Hofes waren zart bereift und an dem Brunnenständer hingen Eiszapfen.

An diesem Morgen verließ Hans das Haus des

Vetters Knull um zurückzukehren in die Stadt. Und als er auf der Talstraße dahinschritt durch den Buchenwald, auf den wieder warm die Sonne schien, da begann das rotgoldige Schneien. Langsam fielen die Blätter von den Bäumen, langsam und still fielen sie herab. Die einen tänzelnd und wehend, die anderen ruhig und gerade der Erde zu. Still und langsam und unaufhörlich fielen sie überall und überall. Und als der Wanderer zur Brücke kam, unter der ein glasklarer Bach dahinrann, waren die Ahorne und die Eschen, die an ihm standen, schon fast kahl und zeigten das Gitterwerk ihrer Äste und Zweige. Hans hatte im Unterschatt das Schauspiel ja oft erlebt, aber nie beachtet. An diesem Tage sah er, wie schön das war und wie zu Herzen gehend. Und der Gedanke kam ihm, ob all die künstlichen Schönheiten der großen Stadt zusammen so merkwürdig sein können, wie sogar dieses Naturschauspiel des Blätterfallens im Herbste.

Wenn die entlaubten Zweige wieder Knospen treiben — werden wir beide dann in diesem Tale sein? Die Natur entkleidet sich und legt sich zur Rast. Und derweil bereiten die Himmel den Frühling vor.

Plötzlich ärgerte er sich der Weichmütigkeit. Eine Woge der im Gebirg erworbenen Gesundheit wirbelte auf. „Kein Schade um das dürre Laub!" rief er laut und versetzte diesem Blätterteppich mit dem Stock einen Hieb, daß es raschelte. „Es wächst ja wieder frisches nach."

Ohne Glück und ohne Stern.

Eines Tages im Frühwinter standen unsere beiden Hänse in der Zeitung. Im Annonceteil mit ziemlich auffälligen Buchstaben: „Der gesamten Heilkunde Doktor Hans Schmied ordiniert in der Siebensterngasse Nr. 13 täglich von 9—11 Uhr Vormittag und von 3—4 Uhr Nachmittag. Für Arme unentgeltlich.“

Und unter den Vermischten Nachrichten stand der Kleine: „Der vor einiger Zeit zum Pfarrprovisor von Stahlhöfen ernannte junge Kooperator, Herr Hans Schmied, der wegen seiner Gewissenhaftigkeit in der Seelsorge, sowie seiner Menschenfreundlichkeit wegen in der Gemeinde sehr beliebt ist, soll sich demnächst wegen einer kirchlichen Übertretung zu verantworten haben.“

„Was!“ sagte der Doktor Schmied, als er diese Notiz gelesen. „Kleiner hat übertreten! Ja, was hast denn du angestellt?“ Lange beschäftigte er sich mit dem verwichenen Jugendfreund in Gedanken. — Gewissenhaftigkeit in der Seelsorge und kirchliche Übertretung? Dieser Widerspruch gibt zu denken. Wahrscheinlich hast du dir am Freitag einmal eine Wurst gegönnt. Anderes könnte ich mir bei dir nicht reimen. — Aber, was war denn in Schlageifel für ein Gerede umgegangen? Und man nichts erfahren konnte, als was der Knull gesagt hat: „Geistlicher hätt' er halt nit werden sollen!“ —

Allzulange konnten sich seine Gedanken bei dem Jugendfreunde nicht aufhalten. Er hatte Sorgen. Und er war das Sorgen noch nicht gewohnt, nachdem es immer andere für ihn getan hatten. Wenn seine Annonce

schon am ersten Tage gewirkt hätte, würden die Patienten auf Nr. 13 in der Siebensterngasse weder einen Doktor, noch ein Ordinationszimmer gefunden haben. Erst gegen Abend kam der Möbelwagen mit altem Gerümpel und hinterdrein der Doktor mit einem gedungenen, alten Diener, um sich einzurichten im Raume, wo er acht Semester lang gewohnt hatte. Den Anfang machte ihm der Knull möglich nach Bismarcks Spruch: „Aufs Pferd will ich dich heben, reiten mußt selber können! Bis du's hast, tust mir's zurück. Geschenkt wird nix.“ Zwei Stuben blieben uneingerichtet und wenn Hans manchmal in denselben hin und her schritt, fiel es ihm ein, wie dumm das war, daß er gerade diese Wohnung gewählt hatte, wo sie einst neben seiner gewesen. Aber just diesen Schmerz wollte er zum Kameraden haben. Wenn gerade seine dunkeln Stunden waren, dann nahm er sich vor, in dieser Wohnung ein guter Mensch zu werden. Armenarzt! Es ist ja das Armeleutviertel hier, sie werden kommen und eines Tages wird im Wartezimmer die Lieserl sitzen. Endlich mußte sie ja erfahren, daß er die Hofratstochter nicht geheiratet hatte, daß er nur auf sie wartet. Auf jeden Fall muß es ihr, wenn es einen Gott gibt — und er vermutet das nun fast — irgendwie und wo zugute kommen, was er Armen tut. Er merkte seine edle Gesinnung, wurde aber nicht übermäßig gerührt davon, weil er anfing, deren lächerliche Selbstgefälligkeit zu erkennen.

Der erste Postbote in der neuen Wohnung brachte ein wohlparfümiertes Billetdoux. Welche Gier, Hans, welche Gier! Du zerreißt mit dem Umschlag ja auch das Briefchen! So hastig riß er es auseinander. — Eine große Überraschung!

Die blaue Tinte redete:

„Lieber Freund! Mit Bedauern hörte ich, daß Du noch lange krank warst, mit um so größerem Vergnügen vernehme ich aus der heutigen Zeitung, daß Du Dich wieder etabliert hast. So hoffen wir, Dich bald wieder einmal bei uns zu sehen, was freuen wird Deine ergebene Freundin Malcha Weißpandtner.

Papa und Mama lassen grüßen."

Jetzt wurde dem Doktor Hans Schmied der Kopf wackelig. — Die haben mir verziehen? Ei, das ist köstlich, jetzt sind die mir gar nicht einmal böse. — Übrigens warum sollten sie es auch? Man war zurückgetreten, weil man krank gewesen, weil man Verpflichtungen hatte. Dagegen ist ja schließlich nichts einzuwenden. Nun aber wieder hingehen? Das müßte man sich doch überlegen.

Das Überlegen entschied gegen einen Besuch. Aber mit Knappheit!

Am nächsten Tage klingelte es wieder einmal. Immer etwas anderes. Wer stand sehr höflich da? Der Herr Bernhard Liebkindel. Er entschuldigte sich, gerade zur Ordinationsstunde stören zu müssen. „Wann, ich bitte, sonst? Ein vielbeschäftigter Arzt!"

Liebkindel, der Bankmann, war ein etwas untersetzter blonder Herr, ganz fein beisammen, aber so kurzsichtig, daß er trotz des funkelnden Zwickers und weil der Doktor etwas fremd tat, erst noch fragen mußte: „Ich habe wohl die Ehre mit Herrn Doktor von Schmied?"

Der ließ ihn ins Zimmer treten und bot einen Strohsessel. Aber Herr Liebkindel blieb stehen.

„Immer peinlich ist so etwas, Herr Doktor."

„Mein Gott", sagte dieser, „Sie wollen halt Ihr Geld haben."

„Glauben Sie nicht, Herr, daß Sie es zu tun haben mit einem Shylock. Was will ich Geld, wenn Sie keines haben! Ihre Heirat ist zurückgegangen, krank sind Sie, sehen sperr aus. Herr Doktor, da muß der Christenmensch barmherzig sein. Sie haben eine neue Praxis aufgemacht, man muß Zeit lassen, daß Sie verdienen können. Sie sind mir gut." — Er tastete an seinen Kleidern herum, mit der Stiefelspitze vorsichtig auf dem Boden umher. „Pardon, ich habe den Zwicker verloren. Ich bin ein halb blinder Mann. Dürfte ich bitten?"

Der Doktor fand den Vermißten, am Ärmelknopf war er gehangen. Ihn an die Nase klemmend, sagte Liebkindel gemütlich für sich hin: „Hab' ich den Zwicker verloren, so sehe ich nichts und kann ihn nicht suchen. Und sitzt er auf der Nase, so könnte ich ihn suchen, habe ihn aber nicht verloren. Ist's mit Ihnen anders, Herr? Haben Sie kein Geld, so muß ich trachten, daß ich es kriege und haben sie eins, so kann ich es drauf ankommen lassen. — Dahier, nur die kleine Güte. Ihren werten Namenszug."

Die Schrift war schon aus der Rocktasche und völlig in Ordnung. „Der Herr Doktor verpflichten sich zu siebenhundert Gulden mit Zinsen zwölf Prozente."

„Bloß zwölf!" wunderte sich der Doktor. „Na, unterschreiben kostet nichts. Ob ich zahlen werde, weiß ich natürlich nicht. Ich kann ein Patzer sein und keine Patienten bekommen. Ich kann sterben. Ich kann durchgehen und weiß der Himmel, was sonst noch. Ich weiß

allerhand, Herr Liebkindel, nur ob ich zahlen kann, das weiß ich nicht.“

Liebkindel lächelte süß. „Wer so redet, der bezahlt. Man kennt seine Leute. Sie werden ja noch heiraten die Tochter meines Geschäftsfreundes.“

In diesem Augenblick der so traulichen Gesprächswendung sprang dem Doktor Schmied der Vorwitz auf den Nacken. „Jetzt fällt mir was ein,“ sagte er lebhaft. „Erst eine indiskrete Frage, Herr Liebkindel. Sind Sie vermählt?“

„Luxus, Herr! Ist kein Geschäft!“

„Nun sehen Sie, da können wir ein brillantes Geschäft machen. Den Luxus trägt's diesmal. Heiraten Sie meine Braut und streichen Sie die Siebenhundert.“

Liebkindel wurde still. Er hatte wieder den Zwicker verloren, aber er bemühte sich nicht mehr. Er hielt des Zwickers Schnur zwischen den Fingern und das genügte ihm. Dann legte er die flache Hand über die Augen, als tue ihm das Licht wehe.

„Herr Doktor von Schmied,“ sagte er ganz leise, „Ihnen hätte ich das nicht zugetraut. Ein unfeiner Spaß. Es könnte einem leid tun. Zu reden so undankbar über Herrn Hofrat Weißpandtner und seine Familie. Der Herr Hofrat ist immer gut zu Ihnen gewesen. Alle sind gut zu Ihnen gewesen.“

Da blieb ihm nichts übrig, dem Doktor, als sich zu schämen. „Sie haben recht, es war ein dummer Witz. Ich verdanke dem Hause viele schöne Stunden, es ist wahr.“

„Nun, was wollen Sie? Wenn Sie so sind, dann könnte ich zehnmal die Siebenhundert streichen. Sie

würden doch ihren Witz machen aufs Wucherjüdel. — Ich werde gleich gehen, nur soll ich Ihnen noch Eins sagen. Wir haben gerade einmal wollen wissen, wie Sie sind. Die zwölf Prozent haben Sie unterschrieben, das ist leichtsinnig gewesen. Sie haben gesagt, ob Sie werden zahlen können, das wissen Sie nicht. Das ist ehrlich gewesen. Und dazugesetzt, Sie haben eingestanden den schlechten Witz auf die Familie Weißpandtner. Das ist anständig. Herr Doktor von Schmied! Sehen Sie noch einmal diesen Schein. Ein gefährliches Papier, Herr! — Tun wir's kaputmachen." — Er zerriß den Schuldschein in vier Fetzen.

„Was treiben Sie?" rief der Doktor.

„Wie Sie sehen, dieses Papier habe ich unschädlich gemacht."

„Zeichen und Wunder! Der Jude zerreißt die Schuldschrift! Ja glauben Sie, mein Herr, daß ich mir von Ihnen Geld schenken lasse?"

„Hi, Hi! Ich Ihnen siebenhundert Gulden schenken!" Liebkindel lächelte. „Nein, Herr Doktor, da tun Se mer unrecht. Die Schuld ist bezahlt."

Doktor Schmied zuckte fast ein. „Der Hofrat?"

„Ich sage nicht nein, ich sage nicht ja. Ich sage gar nichts. — Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen." —

Diese Abfuhr traf ihn ärgerlicher, als vieles andere, seit er ohne Glück und Stern war. Er überwand sie. Der Mensch und Weltverächter muß in allem Gleichmut und Starkmut haben. Er muß auch stark genug sein, sich von anderen die Schulden bezahlen zu lassen. Übrigens, wenn es Hofrat Weißpandtner ist, dann muß es ja nicht unter allen Umständen bösartig gemeint sein.

Dann ist es wahrscheinlich sehr gut gemeint. Er las andächtig den Spruch über seinem Schreibtisch.

Hans konnte gute Buchstaben zeichnen, so hatte er über seinem Schreibtisch an die Wand gemalt: „Der Wahrheit beste ist die Weisheit.“ Das klingt gut, das gibt ein Ansehen, das stärkt das Vertrauen der Patienten — schon das ist weise. Aber wie würde sich der Knull diesem Juden gegenüber verhalten, der ihn so klein gemacht hat? Diesem Hofrat gegenüber, der einen ganzen Kessel glühender Kohlen auf sein Haupt geschüttet hat? — Der Hofrat wird bezahlt! Wie? würde der Knull sagen, du willst diesem reichen Mann, der dich ins Elend der Million verführen wollte, Geld geben? Glaubst du, er tut es aus Freundschaft? Ködern will er dich wieder für seine schwarze Tochter! So würde der Knull sagen, dachte Hans — und der Knull hat recht.

Als Armenarzt, hatte Hans gemeint, würde es gehen. Ein Philosoph lebt ja von wenigem, unter Umständen auch in einem alten Faß, vom Geruche der Heringe, die einmal drin gewesen sind. Sehr billig wollte er die Kranken heilen, dann würden sie schon kommen. Nun war es aber alles eins, ob er teuer oder billig behandelte — die Leute blieben schuldig.

Und das, was er immer noch hoffte und hoffte, es ward nicht. Allerhand arme Frauen aus Dachkammern und aus Kellergewölben und aus Fabrikkasernen. Aber jene junge, abgehärmte Frau mit dem Kleinen, wie er sie im Traume gesehen, trat nicht in sein Ordinationszimmer. Von Halbjahr zu Halbjahr sprach er bei der Polizei vor, wo sie jeden aufgeschrieben haben. Keine Elisabeth Kübler war zu finden. Da nahm er sich wieder

einmal heftig vor, er wolle sie vergessen. Es gelang ihm das auf Tage, da war sie plötzlich wieder in seinen Gedanken. Dann — gelang es ihm auf Wochen, auf Monate, bis sie nächtigerweise neuerdings gespensterhaft auftauchte.

Die Frühstücksmilch pflegte Hans im Kaffeehaus einzunehmen, da konnte er auch aus Zeitungen allerhand Weisheiten schöpfen. Da waren die Geburts- und die Totenlisten, da waren Stellen ausgeschrieben. Manchmal spielte er Billard und rauchte eine Zigarette. Nichts war mehr so nett, wie einst. Auch die Kassierinnen nicht, obschon —. Unterweilen saß er bei Bürgern und politisierte über die Ungarn und Tschechen, die ihm eigentlich ganz gleichgültig waren. Dann saß er wieder bei Literaten und rezensierte Theaterstücke, die er nie gesehen hatte, Bücher, die er nur aus Zeitungsberichten kannte. Am liebsten ließ er es mit räsonierenden Freigeistern über die Pfaffen losgehen. Aber wenn er vorzeitig Hut und Stock nahm um fortzugehen, bedauerte es niemand. Dann ging er in seine traurige Wohnung und tat einen langen Schlaf, in welchem er wieder Besuche aus der anderen Welt empfing.

Im Kaffeehaus hatte Hans eines Tages von einem alten Mann gehört, der irgendwo in derselben Gasse krank und verlassen in seiner Kammer liege, nicht leben wolle und nicht sterben könne. Diesen Mann besuchte er. Ein wunderschönes Greisenhaupt mit langem, baumwollweißem Haar und Bart. Zweimal des Tages kam zu dem eine Bedienerin aus der Nachbarschaft um ihm die allernotwendigste Nahrung zu bringen und Dienste zu leisten. Der Greis war halbblind, ganz abgemagert und kraftlos

und sagte es dem Arzte, was ihm fehlte. Hals! unheilbar! Er konnte auch kaum verständlich sprechen. Undeutlich sagte er es: „Schön, Herr Doktor, daß Sie mich besuchen. Ich habe schon von Ihnen gehört und Sie zu mir bitten lassen wollen.“ Er bat den Doktor, der gekommen sein wollte um ihn gesund zu machen, um ein Mittel, daß er sterben könne. Er nannte solche Mittel; dem Arzt seien sie zugänglich, er selbst könne sie nicht mehr erreichen. Doktor Schmied wurde zornig: „Wofür halten Sie mich denn, daß mir das zugemutet wird?“

„Für einen barmherzigen Mann wollte ich Sie gerne halten,“ keuchte der Greis und seine Sprache hatte eine fremde Art. „Die Barmherzigen sollen Barmherzigkeit erlangen. Warum ich nicht?“ — Und dann hat dieser alte Mann mit dem weißen Haar dem Hans was erzählt. Um sein Herz zu erleichtern? Oder um den Doktor zu gleichem anzueifern? — Der Greis erzählte, daß er achtundvierzig Jahre lang Leutearzt gewesen sei, in einer entlegenen Gegend, wo er der einzige war. Die Heilbaren habe er gesund werden lassen, die Unheilbaren habe er getötet. Viele auf ihr Bitten, einige eigenmächtig. Aus Barmherzigkeit habe er sie erlöst von ihren oft unsagbar schrecklichen Qualen. So sanft als möglich habe er sie zur Ruhe gebracht. Er wisse nicht, wie anders man der leidenden Menschheit wohltätiger sein könne, als so. Endlich aber sei es aufgekommen und er habe fliehen müssen aus seinem heimatlichen Land. Nun also sei er in hohem Alter in dieses Elend gekommen, erkrankt und bitte seinen Berufsbruder um Barmherzigkeit wie er selber barmherzig gewesen.

Hans Schmied ging entrüstet davon. Aber am

nächsten Tage hatte er den Armen doch wieder besucht. Diesmal war der Greis fast aufgeweckt und bat den Doktor, er möge in der Kammer etwas Papier suchen und ihm eine kleine Schrift aufsetzen. Hans tat es und der Alte diktierte unter Qualen:

„Ich, Alfons Kandak, mache meinen letzten Willen. Ich habe irgendwo fünfhundert Dukaten versteckt, was mein Ersparnis ist. Dem sage ich es, wo sie versteckt sind und dem vererbe ich sie, der mir aus der Apotheke das Mittel bringt, das ich brauche."

„Haben Sie das geschrieben," sagte dann der Greis, „so geben Sie her." Er setzte mit fiebernder Hand seinen Namen darunter und gab das Blatt wieder dem Doktor zurück.

„Was soll ich damit?"

„Barmherzig sein."

Der Kranke rang schrecklich nach Atem.

Hans fühlte, es begann was zu kreisen in seinem Gehirn. Er ging in die freie Luft hinaus und fragte sich wieder einmal: Was würde der Knull dazu sagen? Der würde sagen: Tu es Hans, aber nimm nicht Geld dafür! Oder möchte er sagen: das Geld ist dein gutes Eigentum, er hat es dir testamentarisch vermacht. Du kannst es wohl brauchen, wenn du der Arme-Leute-Doktor sein willst? — Hans kam mit sich nicht zu Rande. Das Mitleid mit dem unheilbaren, furchtbar leidenden Mann. Die fünfhundert Dukaten! Und das Gesetz mit seinem drohenden Schwert. Und das Gewissen mit seiner schwankenden Wage! — Er wollte die Geschichte einmal beschlafen. Aber er schlief nicht in derselben Nacht. Nur

gegen Morgen ein paar Stunden. Da sah er den Schragen mit dem Kadaver. Wessen?

Hans ist nicht mehr zum Greise gegangen. Er hat ihn noch der Tage fünf grausam leiden lassen — langsam, qualvoll ersticken. . . . .

Wie mit neuer Schuld beladen taumelte er dahin. Ihm war, als hätte er das intimste Mitleid des Menschengeschlechtes mißverstanden. Was aus gewissen Gründen der Buchstabe verbietet, wird ja doch allenthalben geübt. Man nennt es Medizin, schmerzstillende Narkose und ist es oft nichts anderes, als ein gütiges Mittel zur sanften Erlösung. O, danket der Natur, die es uns zart verhüllt bereitet hat! — —

Die paar Armen-Patienten, die er hatte, schellten vergeblich an seiner Tür. Er hat keine Ordination mehr erteilt.

Wir finden ihn eine Weile später als Assistenten bei der städtischen Totenschau. Auf die ersten Frauenleichen hatte er immer noch mit besonderer Spannung hingeschaut. — Nein, nein, fremd sind die Toten und bei Ihnen beginnt ihm neuerdings zu dürsten nach Leben. — Zu Hofrats war er nicht mehr hingegangen. Er hatte zwar die Absicht gehabt. Es schien ihm möglich, das Verhältnis wieder anzuknüpfen, nur sein Stolz war noch zu eigensinnig. Er zögerte. Und nun erhielt er eines Tages die Anzeige: „Herr und Frau Professor Dr. Weißpandtner, k. k. Hofrat, usw. usw. geben sich die Ehre, die Vermählung ihrer Tochter Malcha mit dem Herrn Bankier Bernhard Liebkindel anzuzeigen.“

— — „Nun also! Was habe ich denn gesagt!“

Er gratulierte sofort und zwar auf einer Ansichtskarte, da war der Ostbahnhof darauf, von dem aus man

ins Morgenland fährt. Er hatte keine andere zur Hand. Diese zerriß er auch wieder und gratulierte gar nicht. — Dann begann ihm ein wenig leid zu tun. Sie war eine gutmütige Person und hatte auch andere Eigenschaften, die man schätzen muß. Fast begann er die Hofratstochter zu lieben, jetzt, da sie ihm endgültig verloren war. Wird dieser Jude bei seiner Kurzsichtigkeit die Vorzüge sehen, die an ihr sind? — Wie hatte sie sich doch gesehnt nach ihm, dem großen Hans! Und wer sagt denn, daß sie sich nicht weiter sehnt? — So meldete er sich immer wieder, der alte Adam, und rüttelte an der schwankenden Seele.

Nach einiger Zeit regte sich in ihm allen Ernstes das Vorhaben, bei der jungen Frau Liebkindel einen Besuch zu machen. Die „Weisheit" über seinem Schreibtisch erinnerte ihn vorübergehend: Laß das sein! — So begann er wieder Freunde zu suchen. Aber seine früheren Kollegen fanden, daß er ein absonderlicher Patron geworden sei. Auch war er ihnen zu weise und sie waren ihm zu töricht. Es kam zu nichts Rechtem. — In seinem Gehirn, ganz hinten, wo die Jugenderinnerungen auf einem Haufen zusammengefegt waren, stand ein kleiner Blondkopf auf: Ich wäre noch da! — Ach nein, der Geölte und Geräucherte! — Was zum Plunder hat mich immer und immer zu diesem Menschen hingezogen? Der gleiche Name? Das wäre zu dumm! — Und doch fällt mir von allen Bekannten keiner so oft ein, als dieser kleine Hans. „Wenn der nicht auf solche Wege gekommen wäre, es könnte auch mit mir anders stehen!"

Aber von diesem kleinen Prälaten hörte man jetzt wunderliche Geschichten. Sein Weg zum Bischofsstab soll

jählings sehr nach links abgebogen haben. So weit spräche das für ihn. Ein Modernist, das ließe sich zur Not verzeihen. Das jedoch, was man vom Pfarrprovisor in Stahlhöfen munkelte, soll sich nicht verzeihen lassen, durchaus nicht. In den Zeitungen stand bloß, daß sich im Pfarrhofe zu Stahlhöfen Dinge zutrügen, gegen die einzuschreiten die zuständigen Behörden gezwungen würden. Seit diesen Gerüchten interessierte sich Doktor Schmied wieder besonders für den alten Freund; aber allmählich kam es — besonders in sozialistischen Blättern (die „Sensation" gar nicht zu erwähnen) — so dick gegen jenen Pfarrprovisor Hans Schmied, und der Name war so in der Leute Mund, daß unser Doktor sich schützen zu müssen glaubte. In mehrere Blätter ließ er einrücken, Doktor Hans Schmied, städtischer Leichenbeschauer, sei mit jenem berüchtigten Hans Schmied nicht identisch, auch nicht verwandt, auch sonst in keiner Weise mit ihm in Verbindung. —

Man lachte zu dieser wuchtigen Torheit, und etliche, die den Sachverhalt wußten, neigten zur Ansicht, beim Doktor müsse es nicht ganz richtig sein in der Dachkammer. Die Geschichte mit dem Pfarrprovisor klärte sich ja endlich auf. Parteizeitungen hatten den ganz gewöhnlichen Lammbraten mit einer viel zu pikanten Sauce ausgekocht. Es war nichts weiter als eine Haushälterin. Der Bischof habe Abschaffung solcher Zustände verlangt, um der Gemeinde kein Ärgernis zu geben; allein der Provisor hätte sich geweigert Mutter und Kind zu verstoßen, auch wieder um der Gemeinde kein Ärgernis zu geben. Die Leute fanden es wacker von ihrem Pfarrer und hielten zu ihm. Das war die ganze Geschichte.

Als unser Doktor solchen Bericht vernommen, ward es in ihm bewegsam. Plötzlich hoch empor schnellte seine Achtung vor dem kleinen Hansel. Der Junge findet sich. Jetzt bildete er sich erst was darauf ein, ein Namensbruder zu sein.

„Prompt hat er sich nach der Vorschrift gehalten!“ witzelte ein Kaffeehausliterat, „genau nach der Reihenfolge des Kirchenkatechismus, in dem nach der Priesterweihe die Ehe kommt.“

„Allen Respekt!“ murmelte der Doktor und glühte sich eine Zigarette an. Aber als er dann auf nächtlichem Heimweg allein war, fragte er sich: Hatte der Pompfunebre-Doktor wirklich so viel Ursache gehabt, öffentlich sich von dem Freunde loszusagen? — Doch was halfen einer solchen schwanken Willensweide gegenüber alle Gewissensproteste! Jählings fiel es ihm ein, die Liebkindel müsse er halt doch einmal besuchen. Ihr Mann — das wußte er — hing im neueingerichteten Bureau an seinen Ziffern. Die hatten Widerhaken und ließen ihn nicht los. So ging Hans Schmied zur guten Stunde in die Wohnung der Frau Liebkindel.

Sie war in Schwarz wie immer. An ihren Mundwinkeln glaubte er einen fremden Zug zu bemerken. Es spielte sich wie ein zartes, unausgesprochenes Schmerzlein. Sie saßen sich auf Polstersitzen jetzt wieder so gegenüber, wie früher. Die Frau schien ein wenig nach Redensarten zu suchen, befragte ihn nach der Leichenhalle und ob denn nie ein Scheintoter vorkomme.

„Nie,“ antwortete Hans, „auf unsere Ärzte kann man sich verlassen.“

Die Ärztenstochter bemerkte den Witz nicht. Sie

sagte so wie leichthin: „Mich wundert es nicht, daß jeder gerne liegen bleibt.“

Er schwieg und schaute ihr ins Gesicht. Und neigte sich hin: „Malcha, du bist nicht glücklich!“

Rasch erhob sich Frau Liebkindel und eilte davon. Ein Weilchen blieb Hans sitzen, da erschien ein Diener: „Ihre Gnaden lassen glückliche Reise wünschen!“ —

Der Besuch ist nicht wiederholt worden.

Wenn einem vor sich selbst ekelt und er kann sich nicht wegwerfen! Ein Mann, ein „Alter Herr der Ottonen“, der nach allen Richtungen hin abgewirtschaftet hat, der ein Spott geworden ist, lebt feige dahin. Pfui Teufel! — Wenn er doch einmal an den alten Freund schriebe? Aber anders, wie damals auf der Mühle! Anders, anders! — Und zu einer Stunde, da ihm besonders enge ums Herz war, schrieb er einen Brief an den Herrn Pfarrprovisor Hans Schmied in Stahlhöfen. Es war ein Schreiben voller Selbstanklagen, Zerrissenheit und Wahrhaftigkeit, und als er es in den Briefkasten warf, war ihm, als habe er eine Last abgelegt.

Nach zwei Tagen ist dieser Brief zurückgekommen mit der Bemerkung: „Geistlicher Herr Johann Schmied abgesiedelt.“ — Der Mann war auf einen Strafposten versetzt worden.

Milliardär Pick.

Den Unfrieden, das Locken der Welt in allen Gliedern, den ätzenden Ekel in der Seele, allen Torheiten ein komisches Spielzeug und eine heilige Sehnsucht im Herzen, so wogte dieser Mensch im Lebensmeer auf und nieder, Jahr um Jahr. Endlich aber ward es ruhiger. Seine Weisheit fand, was auch geschah, nichts mehr auffallend, und er richtete sich ein, alles, was ihm noch kommen konnte, in Gleichmut und Ruhe zu ertragen, von keinem Glück sich betören, von keiner Sünde sich beunruhigen zu lassen. Der Verkehr mit den Toten hatte ihn allmählich für das Leben gleichgültiger gemacht. Die Toten sind doch liebenswürdiger, als die Lebenden. Fürs erste hatten sie seine bürgerliche Stellung befestigt, seinen kleinen Haushalt geordnet. Er konnte sogar dem Hofrat die Siebenhundert schicken, begleitet von einem höflichen Briefchen. Fürs zweite war den Toten alles recht. Wie still dankbar waren sie, wenn er ihr Totsein endgültig bestätigte und einen Paß ausstellte, der keinen k. k. Stempel mehr braucht und doch randlose Gültigkeit hat.

Zumeist besuchte er die Toten in ihren Salons, den Leichenhallen; oft auch in Privathäusern, wo sie gestorben waren und unter den Lebenden wie Fremdkörper lagen. Manchmal auch in Hotels, wo sich zwei geliebt und dann bleiernen Schlußpunkt gemacht hatten. Vor solchen Toten hatte Hans seine besondere Hochachtung und in ihrem Werke erblickte er den Gipfel der Weisheit. Es tat ihm immer leid, wenn sie statt einen zwei Särge bekamen,

um die ewig Vermählten ganz unnütz und boshaft von Tisch und Bett zu trennen.

Die Mißgeschicke waren in solcher Gesellschaft der Toten eine Weile ausgeblieben. Da kam wieder einmal etwas, das ihn aus der Bahn warf. In einem großen Hotel der Stadt war plötzlich ein Fremder gestorben, ein Engländer. Hans besichtigte die Leiche und bezeichnete sie amtlich „eines natürlichen Todes verblichen". Noch vor der Bestattung stellte es sich heraus, daß der Engländer einer Arsenikvergiftung erlegen war. Hans wollte sich damit rechtfertigen, daß auch Arsenikvergiftung eine sehr natürliche Todesursache sei, aber die Behörde fand es noch natürlicher, einen solchen Totenbeschauer abzudanken. Die Vergiftung verübt zu haben, stand der Diener des Verstorbenen in Verdacht, doch man konnte ihm nicht recht bei. Da fiel dem abgedankten Totenbeschauer eine List ein, den Diener, der schon im Abreisen begriffen war, zu versuchen. Er kaufte in einem Talmigoldgeschäft einen prunkhaften, aber wertlosen Ring, ließ sich den englischen Diener vorstellen, um zu sagen, der kostbare Gegenstand sei bei der Leiche des Lord gefunden worden, ob er ihn nicht kenne? Der Diener behauptete sofort, daß er den Ring mit Bestimmtheit als den seines Lord erkenne und wollte ihn gleich in Empfang nehmen, „um ihn den Hinterbliebenen heimzubringen". Anstatt dessen wurde der Mann in Empfang genommen und zwar von zwei Polizisten. Vor Gericht in hundert Widersprüche gelockt, wurde er des Mordes überwiesen. Für Hans blieb jedoch die Totenbeschaustelle verloren, hingegen lud ihn der Polizeidirektor ein, sich um die Stelle eines Detektivs zu bewerben. Dazu verspürte

Hans wenig Lust und so war er wieder einmal brotlos. Und um diese Zeit erscheint der Milliardär aus Amerika.

Schon seit längerer Zeit war Pick aus Chicago angemeldet gewesen in jenem Hotel, wo mittlerweile der Mord geschehen. Die Gerüchte, daß es der berühmte Nabob Pick sei, von dem in den Zeitungen zu lesen, gingen voraus und so wurde er mit Spannung erwartet. Und eines Tages kam Einer angefahren. Auf einem Einspännerwagen ganz allein war er angefahren. Ein grober Lodenmantel, dessen Kapuze über das Haupt gestülpt war — denn es regnete — hüllte den schmächtigen Mann ein. Entschält stand er da in grauer Pumphose, grauen Wollstrümpfen und derbbenagelten Bundschuhen. Er hatte ein kleines, glattrasiertes Gesicht, kurzgeschnittenes, grauendes Haar ohne Glatze. Als Gepäck einen großen, ledernen Rucksack, den er im Wagen umgeschnallt gehabt und den er auch jetzt nicht von der Achsel nahm, obschon zwei Zimmerjungen darum rauften. Man achtete seiner nicht weiter, bis er sich auf seine Anmeldung berief, er sei der Pick aus Chicago! — Jetzt fiel das Hotelpersonal um. Der Mann sah fast menschlich aus. Und soll das viele Geld haben? Da glaubt man, daß er den Rucksack nicht losläßt! Wie ein gewöhnlicher Reisender verlangte er mit barscher, munterer Stimme ein kleines, ruhiges Zimmer. Für die ihm bereitgehaltenen Appartements im ersten Stock dankte er. Er habe derlei nicht bestellt. Jetzt kam dem Hotelier noch einmal der Zweifel, ob er den richtigen Mann vor sich habe. Der Meldezettel meldete: Pick aus Chicago, nicht mehr und nicht weniger. Und dieser Pick ging zu Fuß aus, kam zu Fuß zurück, speiste im großen Restaurant

und bestellte so ordinäre Atzungen, daß die Kellner allmählich anhuben, ihn kühl zu stellen. Pick schien weder die Aufmerksamkeiten, noch die Vernachlässigungen zu bemerken, er blieb stets gleich kurz, barsch und munter.

Nun hatte der Pick aus Chicago von dem Morde gehört, der einige Zeit vorher im Hotel verübt worden war und auch von dem schlechten Totenbeschauer und guten Detektiven, der dieser Sache wegen brotlos geworden war. Den Mann möchte er kennen lernen. So wurde der Doktor Hans Schmied aufgefunden, nicht aber durch Adreßkalender in seiner Wohnung, sondern im Kaffeehause. Ein amerikanischer Milliardär wünsche ihn zu sprechen.

„Ich lasse bitten!" sagte Hans und blieb sitzen.

Solche Dreistigkeit wurde dem Pick hinterbracht, der lachte und ging ins nahe Café. Dann saßen diese beiden sich an einem kleinen Tische gegenüber und schauten einander an. Und begannen allmählich ein Gespräch.

Der Amerikaner sprach zuerst deutsch und englisch durcheinander, dann nur deutsch in fast heimatlicher Betonung. Sie rauchten Zigaretten, die unserem kaum verwöhnten Doktor nicht gerade exotisch anmuteten. Sie hatten sich noch nicht eigentlich vorgestellt und sagte Mister Pick: „Herr Doktor Hans Schmied, Sie interessieren mich. Sie sind Mediziner und haben keine Patienten, sind Leicheninspektor und haben keine Toten, sind ein heller Kopf und finden den Weg nicht. Das sind Sie. Und ich bin ein Selfman, habe einiges Vermögen und den nötigen Spleen. Wir drüben haben einen Arbeitstag von acht und einen Feiertag von vier Monaten. Jetzt ist Feiertag, jetzt treibe ich, was mir beliebt. Ich gönne

mir etwas, wozu am Werktag keine Zeit bleibt: aufgewärmte Jugend. Ich bin vor fünfunddreißig Jahren als Schlossergeselle durchs Land gereist, in die Alpen hinauf, bin jung und frisch gewesen. Sehen Sie und davon lasse ich mir alljährlich eine neue Auflage drucken. Ein paar Wochen leben, wie in der Jugend, so schmal und so mutig, das erhält jung. — Sie wundern sich, mein Herr, daß ich Ihnen das gleich so vorschütte. Well, Sie werden hören, warum. Ich mache von morgen ab eine Alpenreise auf mehrere Wochen und möchte dazu einen Kameraden haben. — Gestatten Sie eine Frage, Herr Doktor Schmied: sind Sie ehrlich? Stehlen Sie nicht?"

„Prinzipiell nicht," antwortete der Doktor, belustigt von der offenmütigen Mitteilsamkeit dieses Fremden. „Einem armen Mädel habe ich die Ehre gestohlen, aber das war unversehens."

„Meine Ehre kann mir niemand entwenden, als etwa ich mir selber," sagte Mister Pick. „Auch sonst würde bei mir wenig zu holen sein. Mein Geld schickt mir der Bankier in kleinen Beträgen nach."

„Der meine schickt nicht einmal im kleinen."

„Er hat recht. Sie brauchen von ihm nichts, wenn Sie mein Begleiter sind. Leicheninspektor benötige ich keinen. Aber mein Leibarzt, wenn Sie werden wollen. Ich kann mich nicht mehr ganz auf meinen Adam verlassen."

„Leibarzt? Was bezahlen Sie?"

„Herr, diese Frage ehrt Sie. Recht gut so. Sonst tut der Europäer anfangs immer so vornehm bescheiden und hinterdrein ist ihm alles zu wenig. — Zehn Gulden des Tages und die Verpflegung."

„Viel ist es nicht, aber mir genügt's."

„Ärztliches Honorar natürlich obendrein. Nach chinesischem Muster. Wenn ich gesund bleibe, für den Tag einen Dukaten. Wenn ich krank werde — nichts."

„Gut ist es. Ich hoffe jeden Tag meinen Dukaten zu bekommen."

„Sind Sie sonst tugendhaft?"

„Nicht der Rede wert."

„Je nun. Nur reine Wäsche, wenn ich bitten darf."

Dann war es abgemacht. Doktor Hans Schmied war Leibarzt Mister Picks aus Chicago. Wie frische Seeluft strich es dem Hans durchs Herz, als der Amerikaner das Geschäft so knapp, offen und egoistisch entwickelte und abschloß.

Kaum war das geordnet, so gab es Meinungsverschiedenheit. Wohin soll die Reise gehen? Mister Pick dachte an das südliche Kalkgebirge. Doktor Schmied behauptete, das Urgebirge der Zentralalpen sei gesünder. Gesund — gesünder — am gesündesten! Der Mister war nicht gesonnen, gleich ans Gesundbleiben oder Krankwerden zu denken. Er zog aus der Tasche einen kleinen Würfel in Elfenbein mit schwarzen Augen.

„Wir losen, Doktor Schmied. Wer mehr hat, bestimmt die Tour.

Er warf. — Malheur! Das glatte Feld. Kein Auge.

Doktor Schmied warf. — Drei Augen!

Zwei Tage später wanderten sie dem Urgebirge zu.

Neue Ausblicke.

Fast unheimlich war dem großen Hans, als sich auf einmal der Himmel aufgetan und einen so unerhörten Zufall herabgeworfen hatte. Nun lag die Stadt hinter ihm, diese wunderliche Stadt, in der ihm nicht Glück und Stern geworden war, in der er einer Entartung anheimgesunken war, wovon ihm manchmal die Haare empört zu Berge stiegen. Und jetzt stieg er selbst zu Berge. Aber er schaute zurück. In der Stadt war ihm alles mißlungen, in der Stadt mißverstand er jeden und wurde von jedem anders erkannt, als er zu sein glaubte. Und trotzdem! — Die Vorurteile, nur in der Stadt könne man sich wirklich bilden, nur in der Stadt zu hohen Ehren kommen, nur in der Stadt die feinsten Genüsse finden — sie saßen ihm fest. Die verhängnisvolle Ausdünstung der Millionen Bewohner hatte wie ein weiches Gift ihm Leib und Seele verseucht. Kaum aus der Stadt fort, hub sie wieder an zu glitzern und zu locken und er verstand die Leute, die ihre stille Heimat, ihre natürliche Freiheit aufgeben können, um in der Stadt zu sein, in Anschauung und Entbehrung dessen, was die Reichen haben. Es muß doch auch ein Genuß sein, andere genießen zu sehen, was man selbst nicht haben kann. Wer an diesen Genuß glauben könnte! Nur daß merkwürdigerweise den Armen zwischen engen Mauern eine größere Freiheit zu sein scheint, als sie auf dem Lande haben, gekannt und bekrittelt von jedem. Das zieht sie herein. In der Stadt kann man auch so unbeachtet zugrunde gehen. Ist das nicht bequem? — Solche

Gedanken, frohe, traurige und ironische, tanzten in seinem Kopfe, als er nun die Stadt verließ.

War es denn so erbaulich, mit einem einzigen stockfremden Menschen in den Einsamkeiten des Gebirges wochenlang herumziehen zu müssen? Für einen, der gewohnt ist, bei Leuten zu sein! Obschon Hans mit Freunden und Kollegen sich nie sonderlich gut vertragen hatte, bei ihnen sein wollte er doch bisweilen. Lieber noch sich in der Menge verlieren, als allein sein. Man verliert sich ja gern, wenn man nicht mit sich zufrieden ist. In der Menge, vom Fluidum der Vielheit angenehm betäubt, vergißt man des inneren Zwiespaltes. Und nun allein oder zu zweien. Ist er doch mit einem immer schwerer fertig geworden, als — mit allen! — Man sieht, die grübelnde Friedlosigkeit hatte Hans nicht daheim gelassen.

Es war dem Doktor völlig neu, zu hören, als Mister Pick sagte: „Am liebsten würde ich, wie in früheren Jahren, allein wandern, wenn den etwas vorgeschrittenen Jahren zu trauen wäre. Auch der Amerikaner will bisweilen Aristokrat sein, und das ist man nur allein. In der Lebensführung, wie in der Gesinnung. Der einsame Mensch ist vornehm. Unter der Menge wird er ein Hundling oder Menschenfeind. Die Vielheit macht gemein."

Und nun konnte man die beiden fürbaß wandern sehen. Jeder mit dem Mantel, mit dem Rucksack und mit dem Bergstock. So schritten sie behäbig durch die wiesigen Täler und über Höhen, Wälder von Kiefern und Buchen hin und hin. Anfangs hatte Hans gefällig die Sachen des älteren Herrn tragen wollen. Da sprach Mister Pick: „Herr Doktor Schmied, ich danke. Es ist

Ihnen lieber, wenn ich Ihr Anerbieten ablehne. Wir leisten jeder das Seine. Und wer näher dem Haustor steht, der trete zuerst hinein, und wenn einer von uns niest, so hole den der Teufel, der Helfgott sagt. Gott helfe, auch wenn man nicht niest. Ihr da hüben habt oft unglaublich dumme Sitten."

Wo ein Landhotel stand, da wurde es nicht zur Einkehr gewählt, wenn in der Nähe ein Bauernhaus war. Der Milliardär stimmte stets für das Bauernhaus, wo sie oft nur mit Mühe Aufnahme fanden. In der derben Kost und den rauhen Betten war Hans als Ferienwanderer früherer Zeiten ja nicht so ganz unerfahren; aber anders gedacht hatte er sich doch das Reisen mit Mister Pick aus Chicago. Der gebärdete sich manchmal wie ein alter Handwerksbursch, Hans wunderte sich schier, daß der einstige Schlossergeselle an Schmieden- und Schlosserwerkstätten nicht „das Handwerk grüßte".

„O du verwaschenes Hätschelbaby von Europa!" fluchte eines Abends der Amerikaner, als Hans über die Magerkeit der Reise murrte. „Was täte euch jedem jährlich einmal ein Monat Naturleben not! Die Bäder und Kurorte sollen bei euch alles leisten. Das sind Raffinements und nichts anderes. Die Natur müßt ihr *leben*, wie der Bauer arbeiten, wie der Jäger essen, wie der Hirt schlafen, wie der Bursche wandern, wie das Kind spielen, wie der Mensch leiden, wie das Tier lieben. Weil ihr das nicht tut, wird man euch schon im nächsten Jahrhundert begraben."

Als Hans einmal seine Verwunderung laut machte, daß Mister Pick nicht bloß so gut deutsch spreche, sondern auch deutsche Schrullen habe, da er doch immer räsoniere

und weltverbessern wolle, da antwortete er: „Das macht mein deutsches Blut. Ich bin auch ein Deutscher, mein Herr Doktor Schmied. Das ist's ja auch, weshalb es mich immer in dieses Land zieht, in die Alpen, wo ich den Menschen auffrische, jährlich einmal. Wenn Sie Tag für Tag Ihren Dukaten bekommen, so bedanken Sie sich nur ja recht schön bei diesen Bergen, bei diesem Wasser und bei dieser Luft. Und freilich auch bei diesem Pick, der gerade noch klug genug ist, um solche Naturgaben richtig auszunützen."

Da dachte Hans: der spricht auch von Natur. Und wie anders ist das, als bei Professor Weißpandtner! Dann sah er es wieder einmal deutlich, wie er mit seinem bisherigen Weltausdenken auf dem Holzweg gewesen. Und in einer unbewachten Stunde — sie saßen auf einem breiten Kalkstein — entfuhr ihm der Seufzer: „Ach Gott, Mister Pick, wie komme ich mir manchmal dumm vor!"

„Pst!" zischte der Amerikaner, „sagen Sie das nicht zu laut, sonst hält man Sie für einen Weisen!" —

Den Dukaten zahlte er dem Leibarzt jeden Abend aus mit der trockenen Miene des genauen Kassierers.

Sie nahten sich den felsigen Hochbergen, die sie schon seit Tagen in blauender Ferne ragen gesehen aus dem Hintergrunde der Täler. Vom Fuße aus geschaut waren sie steiler, aber scheinbar weniger hoch, als sie der Ferne versprochen. Anders, als unsere Wanderer auf dem Raakogel standen, unter sich in weiter Runde die Bergwelt hatten, da merkten sie die Erhabenheit ihres Fußschemels und Hans mußte oft aufschreien: „Herrlich! Wunderbar! Ach, das ist eine Pracht!"

„Was heißt das: Herrlich! Wunderbar!" sagte leise

Mister Pick. „Das ist auch so eine sentimentale Unsitte, dieses Geschrei, wenn einem etwas gefällt. Was haben Sie von solcher Schwärmerei? Ist damit der Charakter der Dinge auch nur im entferntesten ausgedrückt?“

„Der Charakter der Dinge freilich nicht, aber das Herz wird abgelastet. Wissen Sie, Mister, was das ist, das Herz? Das ist ein europäisches Gewächs.“

„Getrösten Sie sich, Doktor Schmied, es wächst auch in Amerika. Nur ist uns das Ding zu wert, als daß wir es immer auf die Zunge nähmen; ist uns dessen Inhalt zu köstlich, als daß wir ihn jedem vor die Füße schütteten. — Berauben Sie sich, bitte, doch nicht des Inhaltes, lassen Sie mich ruhig anschauen.“

Egoisten! Die wollen alles für sich allein haben. Die können es sich gar nicht vorstellen, daß einer eine Freude, die in ihm ist, auch anderen mitteilen möchte. Sein deutsches Blut! Und reicht nicht einmal bis zum Herzen. — Es ist wahrscheinlich, daß Hans so gedacht hat. Begeisterungsausrufe hat er nicht mehr getan, auf der ganzen Reise nicht.

Hingegen wollte der Doktor zeigen, daß er zur Natur auch noch ein anderes Verhältnis habe, als das sentimentale. In die Gegend eines Bergwerkes waren sie gekommen, wo man Magnesit gewann. Eine Arbeiterstadt war entstanden im engen Gebirgsgraben und hoch darüber war eine Drahtseilbahn gespannt, von einer Bergkante zur andern. Fortwährend glitten daran langsam und ohne Stillstand die mit Magnesit gefüllten Körbe dahin, einer stundenweit entfernten Eisenbahnstation zu.

„Das hätte man noch vor zwanzig Jahren nicht für möglich gehalten, eine solche Eisenbahn in den Lüf-

ten!“ sagte Hans getragenen Tones, „und jetzt ist auch schon das Luftschiff in Sicht. So unterjocht der menschliche Geist die Natur und die Wissenschaft besiegt die Welt!“

Darauf der Amerikaner: „Machen Sie keine Phrasen, Doktor Schmied. Woher habt ihr denn eure Wissenschaft? In keines, auch des genialsten Menschen Haupt kann eine größere Weisheit und Kraft entstehen, als in der Natur überhaupt vorhanden ist. Im Gegenteil — die Natur, die äußere, unbeseelte Natur — wie ihr es nennt — hat noch ungeheure Vorräte von Weisheit aufgespeichert, wovon der Mensch keine Ahnung hat. Lernen, Forschen, was heißt es denn anders, als der Natur ihre Weisheit abzuspähen? Sie gibt dem Menschen davon, was sie will, auf daß er damit als Knecht für sie arbeite, um ihre Zwecke auszuführen, nicht die seinen. Oft ist das, was der Mensch mit Forschung und Wissenschaft erreicht, zu seinem größten Schaden, doch unwillkürlich führt er die Absichten der Natur aus und ginge er auch daran zugrunde. Ich vermute sogar, daß die Natur so boshaft ist gegen das hochmütige Menschengeschlecht, daß sie es mit den gerühmten üppigen Gaben zu Tode füttern will. Die Mineralien, die der Mensch durch Wissenschaft gefunden, mit Lebensgefahr aus der Erde gräbt, bekommen ihm sicher nicht so gut, als das Brot, das auf seinem idyllischen Wege wuchs. Aber wir greifen gierig zu Fabrikenpest, Rauch, Staub, Gestank, Arbeiterkrieg, Geldhunger, Geldhetze, Verlotterung, Verwelkung. Denn jene Weisheit hat uns diese vertrackte Naturwissenschaft bislang vorenthalten, die uns zeigen soll, wie man mit Gütern, den gewonnenen Reichtümern ein zufriedenes Leben führt. An seiner dummen Gier soll der

Mensch verkommen, so scheint es, will's die Natur, die ihr durch eure Wissenschaft besiegt zu haben glaubt. — Es gibt ein Märchen: Der Blumen Rache. Das erzählte ein deutscher Dichter. Ein amerikanischer schreibt vielleicht einmal eins: Der Steine Rache!"

„Der Steine Rache?" sagte Hans sinnend nach und sein vor sich hinschauendes Auge hatte einen sonderbaren Glanz. „Der Mineralien Rache? Die aus ihren tiefen Betten, aus vieltausendjährigem Schlaf gerissenen Mineralien rächen sich! Das Erz, in Feuer gepeinigt, stößt seinen Dolch in die Brust des Ruhestörers. Die drei Mordgesellen Schwefel, Salpeter und Kohle schließen ein Komplott, zerstören Menschenwerke und senden dem Feind das meuchelnde Blei. Das gleißende Gold verführt und vergiftet die Seelen —"

„Well, ein Deutscher dichtet das Lied von der Mineralien-Rache," unterbrach Mister Pick lachend.

Doktor Hans Schmied war fast erschrocken über den Anfall von Dichteritis, wie er sagte. So was war ihm noch nie passiert. Das muß die scharfe Gebirgsluft machen oder der trockene Amerikaner, dessen grausame Prosa zum Widerspruche reizt.

An dem folgenden Abend sagte Mister Pick: „Hier wäre es wieder, das verführerische Gift!" und legte dem Doktor den Dukaten auf die Hand. Der Empfänger steckte ihn in den Sack, den verlästerten Verführer.

An einem der nächsten Tage kamen sie ziemlich ermüdet im Touristenhause auf dem Breitnock an. Da wollten sie es sich einmal gutsein lassen. Es war Sonntag, an dem auch Mister Pick ein wenig mit sich handeln ließ. Nun aber konnte ihnen der Wirt nur ein schlechtes

Dachgeschoß bieten. Die zwei guten Zimmer wären vergeben an eine Herrschaft, die eine Stunde zuvor angekommen. Für diese Herrschaft war im Gastzimmer auch der mit Zirbenholz hübsch getäfelte Erker hergerichtet. Dort stand ein wohlgedeckter Tisch mit feinem Linnen, silbernem Eßzeug und geschliffenen Gläsern. Inmitten eine Vase mit Alpenblumen. Da es schon dunkelte, hatte der Wirt auf diesen Tisch auch eine grünbeschirmte Rundbrennerlampe hingestellt, die fast alles Licht auf die Pracht des Tisches verschwendete und für den weiteren Stubenraum nicht viel übrig ließ. Dem Hans wurde bei dieser vorbereiteten Tafel ganz leckerig zumute. Er hatte sich mit seinem Mister an den Ofentisch gesetzt und einen Grießschmarrn mit Milch bestellt. Man war ein klein wenig gespannt auf die Herrschaft, die bald zum Souper erscheinen mußte. Und sie erschien. Zuerst kam im Touristenanzug Hofrat Weißpandtner herein. Ihm folgte seine Tochter Malcha am Arm ihres Gemahls, des Herrn Bankrates Liebkindel.

Hansens Beine wußten es fast besser, was hier zu geschehen habe, als er selbst; rasch spannten sie sich, um aufzustehen. Er hielt sie nieder und blieb sitzen. Die Eintretenden grüßten, unsere Ofenhocker dankten, gelassen, kühl, fremd. Als der Hofrat näher hinsah und seinen ehemaligen Schüler, Freund und Schwiegersohn „in spe“ erkannte, tat er ein freundliches Kopfnicken. Die Haare, die er noch hatte, waren rührend weiß geworden. Sonst war der Gelehrte noch aufrecht, und wohlgerötet das schmäler gewordene Gesicht. Liebkindel hatte auch einen flüchtigen Gruß hergeschenkt, doch seine Frau schien den verflossenen Bräutigam nicht zu bemerken. Sie setzten

sich zu Tische und Frau Malcha war außergewöhnlich lebhaft und scherzte sogar mit ihrem Mann. Ihr sonst blasses Gesicht war gerötet, ihre Bewegungen hastig und unnatürlich. Hans glaubte es mit Behagen zu empfinden, daß — so sehr sie sich auch verstellte — ihr ganzes Denken und Fühlen bei ihm war. Ob es noch Liebe oder Ingrimm, das war freilich schwer zu unterscheiden. Sie war wie die anderen touristisch gekleidet und ihr Aussehen schien vorteilhafter, als in früheren Zeiten.

Während man dort am Herrentisch so vornehm tafelte, saß Hans in dienender Stellung neben einem Knauser und kaute an seinem Grießschmarn. Das sorgfältig vorbereitete Mahl am Herrentisch war erklecklich anders. Einzelne Gänge rochen so lieblich herüber zum Ofen, daß Hans sich endlich nicht mehr bändigen konnte, sondern vom Wirte leise ein halbes Poulard verlangte.

Der Wirt bedauerte, es sei eigens für die Herrschaft bereitet worden und weiter keines vorrätig.

Der Hofrat hatte den kleinen Vorgang bemerkt und bald hernach kam er mit einem hübsch gefüllten Teller sehr artig, fast auf Zehenspitzen schwebend, herüber zum Ofentisch: „Wenn wir aufwarten dürfen, Herr Doktor, es ist ein noch ganz schmackhaftes Stück.“

Dieser Situation war er nicht mehr gewachsen, der gute Hans. Das Blut schoß ihm zu Kopf, rasch stand er auf und ging hinaus. Und draußen — die dunklen Wuchten der nächtlichen Berge waren Zeugen, wie er sich die Faust an die Stirn stieß und aufgröhlte: „Verflucht! Verflucht!“ — Mister Pick fragte ihn nachher, ob ihm was wäre? Er hatte von der Demütigung, die an seiner Seite dem Kameraden passierte, freilich keine Ahnung.

Am nächsten Morgen, als unsere Wanderer aufgestanden, war die Hofratsfamilie mit ihrem Führer schon abgezogen. Hans erkundigte sich nach der Richtung, die sie genommen, um dann mit seinem Mister Pick die entgegegengesetzte einzuschlagen. —

Nachdenklich war Hans diesen ganzen Tag.

„Der Mensch, ein Spiel des Zufalls!" murmelte er.

Und der Mister Pick: „Der Zufall ein Spiel des Menschen. Wie Sie wollen. Es kommt auf die stärkeren Ursachen an. Haben diese zufällig den Menschen stark gemacht, so meistert er Zufälle."

Hans schwieg. Was haben aus ihm die Zufälle gemacht! —

Einmal, nach beschwerlichem Marsche, fanden unsere Wanderer in den fremden Bergen keine Herberge. In einer Heuscheune mußten sie übernachten. Ein paar harte Schwarzbrotrinden, vertrockneten Schafkäse — sonst hatten sie nichts im Rucksack. Hans war müde und lag im frischduftenden Heu so süß, daß er voll Behagen ausrief: „Königlich!"

„Bei euch Europäern," sagte Mister Pick, „bei uns Amerikanern heißt es: Millionärrisch! — Beides falsch. Wann liegt ein vollgefressener Millionär so gut in seinen Eiderdunen, als wir armen Schelme auf solchem Heu? Nach Trüffelpasteten, Hummer, Schnepfenpferch, Austern und was weiß ich noch sonst? Sie haben keine Ahnung, Doktor Schmied, was so ein Millionär alles zusammenfressen muß. In jeder Beziehung! Nicht aus Genußsucht, da müßte man protestieren. Aus Pflicht, gesellschaftlichem Zwang, Geschäftsnotwendigkeit. Sie würden es ja doch nicht begreifen, wenn ich alles sagen wollte, wie

so ein armer Reicher leben muß. Wie er sich unter Langweile vergnügen muß, bis er halbtot ist. Nicht jeder kann eine jährliche Wildkur machen, bei Ganzkaputen schlüge sie auch nicht mehr an."

Hans tat auf diese erschütternden Klagen eine bescheidene Frage; sie wurde nicht mehr beantwortet. Und aus dem Schnarchen war es nicht zu erkennen, ob Millionär, ob Abenteurer.

Am nächsten Tage waren sie nach Tiefensee gekommen, wo Mister Pick Geld behob. Aber diesmal blieb der Dukaten aus. Der Mister hatte heftiges Kopfweh und Hans litt geduldig die Strafe. Er hätte warnen müssen vor dem giftigen Dunst des Heulagers! Allzuviel Natur!

Am andern Tage stiegen sie aus dem wasserreichen Tal von Tiefensee wieder bergan. Mittags waren sie an einem stattlichen Alpenhaus, das mit allerlei guten Dingen versehen war, aber mitten im blaugrauen Nebel lag. Sie waren die einzigen Gäste und hier, hoffte Hans, würde nach der Fastenzeit einmal ein Ostertag kommen. Auch Mister Pick war der Meinung, der Mensch müsse sich anständig nähren. Er bestellte einen Topf Milch, Mehlklöße mit Rauchfleisch, Sauerkraut und eine Flasche frischen Wassers dazu. Hans lobte dem Mister das gesunde Wasser und trank Rotwein. Und wie sie nun ja doch vergnüglich beisammensaßen am weißgedeckten Tisch in der Glasveranda und die Aussicht genossen auf ein paar äsende Ziegen, die der Nebel noch durch den Schleier sehen ließ, da dachte Hans seine bescheidene Frage zu tun. Mister Pick gab Gelegenheit, dieweilen er wieder zu philosophieren begann über den Fluch des Reichtums.

Da fuhr Hans auf: „Ja, zum Teufel, weshalb wollen die Herren denn alle reich sein?“

Mister Pick stutzte ein wenig, dann antwortete er kühl: „Warum? — Darum.“ Dann trank er Wasser, mehr aus Weisheit, denn aus Durst, wie seiner etwas schlaffen Miene anzusehen war. Dann sprach er: „Doktor Schmied! Ihre Frage wäre eine richtige Preisfrage. Nur ein bißchen sachlicher stilisiert müßte sie sein. Wenn Sie da fragen, warum man reich sein will, so antwortet man Ihnen: Weil der Besitz ein Vergnügen ist. Weil man einmal sorglos leben will. Weil man genießen will. Weil man den Nachkommen eine wirtschaftliche Existenz sichern will. Weil man eine Macht haben will, um sie zur rechten Zeit auszunützen. Weil man die Gewähr haben will, sich nicht weiter plagen zu müssen. Weil man unabhängig sein will usw. — Bei solchen Antworten lernt man aber nichts. — Stellen wir die Frage anders. Stellen wir sie so: warum, wenn Sie reich sind, wollen Sie immer noch reicher sein? Warum haben Sie nie genug?“

„Und diese Frage, Mister Pick, richte ich an Sie,“ sagte Hans dreist. „Ihnen gefällt die deutsche Heimat, gefallen die Alpen, wo Sie immer frisch werden. Warum bleiben Sie denn nicht da? Warum leben Sie dieses stille, gesunde Leben nicht, was Ihnen so sehr gefällt? Warum gehen Sie hin und immer wieder hin um den Reichtum zu vermehren und sich dabei aufzubrauchen?“

Hierauf antwortete Mister Pick: „Ich bin also ein sehr reicher Mann, sagen wir ein Milliardär, wie sie drüben ja wie Pilze wachsen sollen. Nehmen wir an, ich habe ein Vermögen gesammelt, um unabhängig zu

werden, und bin gerade dieses Vermögens Knecht geworden, gezwungen, mein Leben lang zu fronen, zu sorgen für etwas, was mir weiter nichts sein kann, was nur eine Last ist und die Seele zuschanden drückt. Warum? — Eine Menge Gründe, Freund. Der Reichtum kann ein Wettsport sein um andere zu überflügeln. Geld, anderen zum Genuß, ist für uns Selbstzweck. Der Besitz des Geldes macht uns größeres Vergnügen, als alle anderen Genüsse der Welt zusammen. Wir genießen also. Zwar hat mich der Reichtum in eine Zwangslage versetzt, er muß naturgemäß vermehrt werden. Ein Reicher, der nicht noch reicher werden kann und will, ist ein Stümper, man verlacht ihn. Ferner darf ich das weitläufige Getriebe nicht stehen lassen, es nicht auseinanderreißen, ohne Tausende von Arbeitern brotlos zu machen. Und noch lange so weiter. Ich will es aber kürzer machen und nur sagen: Reichtum ist eine Machtfrage wie jede andere. Was der Staat politisch ist, das ist der Besitz wirtschaftlich. Er muß sich erhalten und sichern, er muß seine Macht erweitern. Der Besitz ist eine Organisation, eine Wesenheit für sich, ein Staat im Staate. Der Besitzer ist zuletzt nichts, als der Verweser und Leiter des Vermögens, des selbst arbeitenden Vermögens, dessen Einheit und Lebendigkeit doch schließlich allen zugute kommt."

„Der Reiche ist also nur ein Wirtschaftsbeamter der Menschheit, wollen Sie sagen, so eine Art Kassierer, dessen Aufgabe und Ehre darin besteht, das Vermögen für andere zu verwalten und zu vergrößern."

„Ungefähr haben Sie mich verstanden, Doktor Schmied. Sie sehen also, daß hier eine Verantwortlich-

keit vorhanden ist. Reichsein ist ein Beruf, der die Pflicht hat, noch reicher zu werden. Sie sehen, daß die Wünsche der Person zu schweigen haben vor der Pflicht, und daß dazu eine Kraft nötig ist, zu der man sich erziehen muß."

„Nur meine ich," sagte Doktor Schmied, der Leibarzt, „sollte die Selbsterziehung nicht so weit gehen, daß unter halbrohen Klößen und schimmeligen Brotrinden die Gesundheit leidet."

Das war dem freien Selfman schier ein wenig zu stark. „Mein Herr! Wenn meine Gesundheit leidet, so habe ich das zu büßen."

„Sie, Mister Pick, und — ein anderer."

Die streitenden Wanderer.

Wie war die Landschaft anders geworden! Kein Kiefernwald mehr, nur Fichten und Lärchen, die überall und überall, wo das Gestein eine Handbreit Platz ließ, in wilder Strammheit aufstanden. Keine stillen Bächlein mehr zwischen gelben Dotterblumen und himmelblauen Vergißmeinnichten; lauter rasende Stürze von den Höhen herab in weißen Gischten brodelnd zwischen Steinblöcken dahin. An den Hängen lorbeerartige Alpenrosensträucher mit rostfarbig gewordenen Blütenresten, jungauflugende Gentianen und dünnstielige Steinnelken. Dann die verspäteten Rotzäpfchen der Kohlröslein und der gelbe, wuchernde Speik. Alle diese Pflanzen und Blumen hatte Hans verachtet und nur nach einer ausgespäht, die nicht da war: Edelweiß, diese feinhaarige Sirene der Alpen. Als Knabe war unserem Hans diese Blume schon merkwürdig, weil sie so viel Menschenblut getrunken hatte und doch weiß geblieben war. Er selbst hatte sich noch um keinen Menschen in Todesgefahr begeben, wohl aber einmal um Edelweiß.

„Echt europäische Sentimentalität!" sagte Mister Pick. „Eine Infektionskrankheit der Alpler. Was finden Sie am Edelweiß? Ist es schön anzusehen oder gut zu riechen oder irgendwie zu brauchen? Sogar die Gemsen wollen es nicht fressen. Aber es ist Sitte, sein Leben zu wagen für ein Sträußchen Edelweiß!"

„Weil es so selten ist," entgegnete Hans. „Euer amerikanisches Gold wäre auch nicht so wertvoll, wenn es

nicht alljährlich mit zahllosen Menschenleben erkauft werden müßte."

„Euer Edelweiß wäre nicht selten, müßte wie jedes Unkraut wuchern, wenn es nicht immer von Toren ausgerottet würde. Wie Mondsüchtige klettern sie da oben umher und kommen sie glücklich mit einer Handvoll zurück, so vertun sie es gedankenlos wieder. Ach, man kann euch nicht verstehen, ihr Urbewohner von Europa!"

Nun aber brach Hans los: „Ja, weshalb zum Satan, kommen Sie denn immer zu uns herüber, wenn hier alles so unbegreiflich dumm ist! Bleiben Sie doch gefälligst drüben auf Ihrer Dollarinsel und lassen Sie uns zufrieden!"

Mister Pick klopfte ihm auf die Achsel: „Well, junger Mann, so gefallen Sie mir. Man muß sagen, was man sich denkt. Ihr Rat ist nicht bloß ehrlich, er ist auch weise und ich werde ihn bald befolgen. Man kommt herüber, um sich mit euch zu ärgern, und geht hinüber, um euch nicht vergessen zu können. So wenig wie man der Kindheit und Jugend vergißt. Ihr seid ja noch Kinder, störrische. Ihr zankt nicht bloß mit denen drüben, ihr zankt auch unter euch. Von Fremden wollt ihr immer gelobt sein und kennt kein größeres Vergnügen, als euch selber zu beschimpfen untereinander. Das habe ich jetzt wieder beobachten können: der Arbeiter haßt den Bürger, der Bürger macht sich lustig über den Bauern, der Bauer scheut sich vor dem Aristokraten und dieser verachtet alle zusammen. Wo sieht man hier Arbeitgeber und Arbeiter an einem Tische sitzen? Das wäre eine Schmach für beide Teile. Trotzdem kriechen sie gelegentlich einander an, weil einer ohne den anderen nicht existieren kann. Das

sind faule Sachen, Herr Doktor Schmied. Und erst die nationalen Balgereien in diesem Europa! Es ist kindisch!"

„Haben Sie mir nicht erzählt, daß Sie selbst ein Deutscher sind, Mister Pick? Amerika hat Sie mit seiner Infektion angesteckt, mit dem Größenwahn. Verzeihen Sie, Herr!"

„Sehr gerne, lieber Doktor Schmied. Wir sind beide Deutsche, deshalb eben zanken wir. Ich möchte nur noch sagen, daß wir trotz unseres Größenwahnes, den ich ohne weiteres zugebe, dieses alte Europa zu schätzen wissen. Besonders das deutsche Land hat Vorzüge, die wir drüben nie haben werden. — Ihr habt keine Ahnung davon, wie sehr wir dieses alte Europa lieben...." Umgewendet hatte er sich. Es war plötzlich etwas über ihn gekommen, das der Doktor lieber nicht sehen sollte. Ein Weilchen still war es, da rief Mister Pick: „Torheiten!" und hieb mit der flachen Hand in die Luft hinaus.

Hans sah die Gelegenheit, dem kecken Yankee noch einiges zu versetzen, aber er ließ es sein. Wenn bei dem Alten eine Gallenergießung ins Blut eintritt, sind die Dukaten futsch. — Es war ohnehin ein Schandgeld, diese Tageslöhnung, für einen Milliardär. Aber der Kerl hat für die Schmutzerei seine Philosophie. Er muß dem Einzelnen abzwacken, um es der Allgemeinheit nicht zu entziehen. Er ist ja nur der Verweser....

„Herr Doktor Schmied, Sie denken jetzt wieder was Lasterhaftes. Nur heraus damit, aber in der richtigen Form."

„Um die bin ich diesmal nicht verlegen, Mister Pick. Sie sind ein Schundian."

Der Amerikaner lachte freundlich auf.

„Mir scheint, die Honorierung ist Ihnen zu gering. Ja, Freund, warum denn das schwere Geschütz! Sagen Sie bloß, wie viel Sie haben wollen. Nach meiner Erinnerung waren Ihnen Zehn genug, damals. Nichts schwerer, als mit einem Deutschen Geschäfte machen! Wir können das Tagesgehalt ja verdoppeln. Genügt Ihnen das?"

„Machen Sie dreißig den Tag."

„Würde es Ihnen genügen?"

„Vierzig wäre mehr, das sehe ich ein. Wenn jetzt der schwierige Marsch kommt über das Hochgebirge. Damit Sie nicht wieder sagen, der Deutsche wäre kein Geschäftsmann."

„Nein, Dokterchen, geschäftsmäßig ist das nicht, wie Sie es machen."

„Was denn?"

„Wenn ich es sage, was es ist, so laufen Sie mir davon."

Der Doktor wurde unsicher, es war wieder das Sprunghafte seines Naturells. So antwortete er: „Dann sagen Sie es nicht. Das Davonlaufen wäre mir unangenehm. Geben Sie, was Sie wollen, ich begleite Sie um jeden Preis. Nicht bloß, weil ich ein brotloser, armer Teufel bin. Als auch — weil ich Sie gut leiden mag, Mister Pick."

„Und ich Sie, Doktor Schmied!"

Der Konflikt zwischen den beiden Hemisphären war wieder einmal gelöst.

Nun aber erschienen die Tage, da das Zanken und Plaudern eingestellt werden mußte, weil die Lungen strengen Dienst bekamen. — Von einer sandigen Kuppe

des Urgebirges aus das erstemal lag vor ihren Augen die unübersehbare Wildnis des Hochgebirges. Ein totes, zackiges Grau und Weiß, wüst verworren durcheinander. Wie das starre Trümmerfeld einer zerschlagenen Welt. Ein scharfer Wind fegte die Sandkörner vom Boden auf und schleuderte sie den Bergsteigern ins Gesicht. Die konnten das ungeheure Bild nicht lassen. Schneefelder, Eisfelder, zerklüftet, zerrissen. Steil aufspringende graue Wände, gupfige Kegel, senkrechte Türme, schiefragende Felshörner. Aber alles noch meilenfern. Dazwischen lag tief eingesenkt ein Paß, ein Hochtal mit Wald, Almen und etlichen Hütten, mit einem dünnen, weißen, dahinschlängelnden Sträßlein und einem breithinruhenden, schwarzen See.

Der Amerikaner wendete nicht das Auge von dieser großen Natur. Er sagte kein Wort. — Er wird an Berg und Tal Hausse und Baisse versinnlicht sehen, dachte die Bosheit aus dem Unterschatt.

Jetzt hob Mister Pick langsam die Hand, streckte den Finger aus: „Die schlanke Zacke dort hinten oben, die mit der scharfen Spitze —?“

„Das ist der Lanzstein,“ sagte Hans, „der höchste Punkt. Dem werden wir ja noch näher kommen. Ich halte es hier nicht länger aus.“ Die Krempen der mit Sturmbändern befestigten Hüte knatterten im Winde.

„Mal ausfegen lassen!“ lachte der Selfman. Hans sprang in weiten Sätzen über das Geschütte talwärts.

An demselben Abende mußten sie einkehren in einer großen Blockhütte bei Holzhauern. Das Mahl fand Mister Pick durchaus erzieherisch nach seiner Reisedevise: Lerne dich bescheiden. Hans versuchte das erstemal rohen Speck

auf Brot. Die Holzknechte besprachen noch ein am nächsten Tage stattfindendes Holzschwemmen und dann versorgten sie die seltenen Gäste. Es wurde auf dem Herde, der mitten im Raume stand, das Kochgerät entfernt und die Glut mit Wasser gelöscht — da sollten die Fremden nun schlafen. Ein anderes Bett gab es nicht. Der Milliardär schien höchlich zufrieden mit dem Pfühl aus Stein und Asche, half aber mit seiner Gewandung nach, das Lager erträglich zu machen. Die fünfzehn Holzhauer schnarchten ringsum an den Wänden auf Brettergestellen. Noch hatte eine Weile die Spanlunte gequalmt und geglost. Endlich war das letzte Fünkchen verknistert und man war, wo man sein wollte, wohin man in Dunkelheit wachend sich versetzte oder schlafend träumte. Man sah nur nach innen.

Ein wenig nach Mitternacht war es, da begann in der Hütte eine Unruhe. Als unsere Freunde erwachten, waren im roten Schein einer Spanleuchte etliche halbbekleidete Männer beisammen um einen jungen Menschen. Auf dem Fußboden eine Blutlache. Schon am Abend war dem Hans der Junge mit den fahlen Hohlwangen aufgefallen, jetzt hörte er: „Blutbrechen!"

„Scho's zweitemal, scho's zweitemal!" jammerte einer der Holzer.

„Lassen Sie mich hinzu!" forderte Hans.

„Es ist ein Arzt," setzte Mister Pick bei.

Da wunderten sie sich. Seit dieses Holzknechthaus steht, hat noch kein Kranker hier einen Arzt gesehen.

„Wann s' heili einer sein, so dürfns zuwi," sagte ein anderer. „Bet' an Vaterunser, Wastl, für so a Glück, daß d' an Doktor kannst habn!"

Der Doktor verordnete dem Kranken Eis und Ruhe. Das Eis wurde aus einer nahen Felsschlucht herabgeholt, die Ruhe ergab sich von selbst, weil der arme Bursche völlig erschöpft war.

„Muaß ih sterb'n?" stöhnte er.

Mister Pick schaute von seinem Herdlager hin und sah, wie gelassen und sorgfältig der Doktor den Kranken zurechtrückte und mit Wasser labte.

„Muaß ih sterb'n?" fragte der Junge flehend.

„Ei wo!" tröstete der Doktor. „Das Bissel Blut! In ein paar Tagen hat sich alles wieder ersetzt. Bei jungen Leuten geht das schnell. Nur hübsch ruhig liegen bleiben! Ist sogar gesund, ein bissel Blut auslassen. Andere müssen zur Ader lassen, wenn sie gesund bleiben wollen. Zwei, drei Tage und du laufst wieder im Wald um." Es sind gute Worte gewesen.

Am Morgen, als die Touristen sich auf den Weg machten, schlummerte der Kranke. Hans gab noch Verordnungen und versprach Medizin zu schicken. Dann gingen sie talwärts.

„Woher wollen Sie denn Medizin nehmen?" fragte der Amerikaner.

„Er braucht keine."

„Also keine Gefahr?"

Hans gab nicht Antwort.

„Was hat er nur?"

„Die Brust voller Tuberkeln."

„So," sagte Mister Pick kühl. „In solchem Zustande stirbt es sich wohl nicht schwer?"

„Ich hab's noch nie versucht."

Der Mister schwieg und stutzte. Es scheint, der Kamerad macht in amerikanischem Humor.

„Muaß ih sterb'n?“ Sie hörten es von den Bäumen herab, aus den Felsen, aus den Blumen der Matte.

Sie gingen nun schweigend dahin. Bald war alles wieder überflutet vom lichten, wogenden, klingenden Leben. Da besprachen sie die fernere Wanderung. Dem Amerikaner saß jene spitze Zacke im Kopf. Er wollte auf den Lanzstein.

„Der beschwerlichste und gefährlichste weitum.“

„Will wissen, was ich leisten kann.“

„Es wird keine Kleinigkeit sein, Mister Pick. Es wird darauf ankommen, ob der Arzt mehr gestattet, als höchstens etwa bis zu den Drei Augen.“

„Waren Sie schon dort?“

„In meiner Studienzeit wollte ich mit einem dummen Freunde einmal hin; mußten aber schlechten Wetters wegen umkehren.

„Warum sagen Sie: dummer Freund? Er ist abwesend.“

„Ach, es hat sich später gezeigt. Soll aber klug geworden sein. Derselbe war nämlich Priester geworden — katholischer, ein ekelhafter Eiferer. Später mit seiner Haushälterin die sattsam bekannten Geschichten. Dann in eine Strafseelsorge versetzt. Weiter weiß ich nichts von ihm.“

„Strafseelsorge?“

„Auf irgendeinen schlechten Posten versetzt, wo sonst keiner hin will. Schade um ihn. War ein guter Junge. Ich sagte es ihm früh genug. So weit kommt es mit der Unwahrheit.“

„Ist er unwahrhaftig gewesen?“

„Persönlich durchaus nicht. Aber einen Stand wählen, in dem man die Leute berufsmäßig anlügen muß!“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Anlügen mit mancherlei Jenseits, mit Hölle und Himmel, was weiß ich! Jene Welt den Schafen, diese den Pfaffen!“

„Ah, so einer sind Sie!“ sagte Mister Pick. „Das interessiert mich, wieder einmal die Ehre zu haben mit einem der berühmten europäischen Pfaffenfresser —!“

„Ja, mein Herr, halten Sie es mit jenen?“

„Ich bin Atheist, rege mich aber nicht auf über andere. Wie man die Bestie kennt, muß man froh sein, daß es Bändiger gibt.“

„Ein Bürger der großen Republik — und nennt das Volk eine Bestie!“ rief Hans in wahrhafter Entrüstung. „Ein urweltlicher Europäer aber sagt Ihnen, das Volk bändige man nicht, man bilde es.“

Hierauf der Amerikaner: „Man bilde es. Das ist leicht gesagt, mein Freund. Sie meinen Schulbildung natürlich. Volksschule, Mittelschule, Hochschule. Alle, Arme wie Reiche, Beschränkte wie Intelligente. Ist die Menschennatur so, sind die Verhältnisse danach, — von Kindheit an hart arbeiten, Brot verdienen müssen — daß alle zu jener Bildung gelangen, von der Sie sich die Wohlfahrt versprechen? Die große Menge bliebe selbst unter günstigsten Umständen in der Viertelbildung stecken, ein Teil käme bis zur Halbbildung und diese liefert, wie wir wissen, die verhängnisvollsten Individuen, die größten Bestien. — Ich denke es anders, mein Doktor Schmied.

So sollten die Leute gebildet werden, daß sie sich gut und schön mit diesem Leben abfinden könnten. Daß sie in dem Elende, wie es den meisten auf Erden zugeteilt ist, standhalten. Was anderes, als die rohe Natur dem Tiere gibt, müßten wir dem Menschen schaffen. Gute Vorstellungen. Schöne, versöhnende, tröstliche Einbildungen. Dem Reichen gibt es die Kunst. Den Armen müßte es die Religion geben. Einen braven Gott, einen schönen Himmel. — Es muß ein ungeheures Glück sein, wer an so was glauben kann — an das Eingehen in eine ewige Seligkeit!"

„Wenn es aber erlogen ist!" eiferte Hans. „Ein anständiger Mensch betrügt keinen um die Wahrheit und könnte er ihn mit der Lüge auch zehnmal sogenannt glücklich machen."

So hatten sie während des Gehens über die weichen Grasflächen hin geredet. Nun blieb Mister Pick stehen, hielt den Kameraden bei den Rockknöpfen fest, damit er nicht ausreißen konnte und sprach: „Herr Doktor Schmied! Vorher, da oben, haben Sie zum totkranken Burschen gesagt, in wenigen Tagen würde er wieder gesund sein. Und wußten, daß er rettungslos verloren ist!"

Was antwortete Hans? Erst eine Weile nichts, dann folgendes: „Sie scheinen mich für einen vollkommenen Menschen wägen zu wollen, der seiner Erkenntnis, seinen Grundsätzen nie untreu wird! Wo gibt es denn solche? Die Pflicht des Arztes ist eine andere, als die des Lehrers. Der Arzt muß beruhigen. Mich hat der Junge erbarmt und deshalb habe ich ihn getröstet. Das ändert an der Torheit der Sache nichts."

Und Mister Pick: „Bleiben wir immer so töricht,

mein Freund. Bleiben wir bei dem Erbarmen, bei dem Mitleide."

Als ob er einen Degenstich bekommen hätte im Duell, so hatte Hans zusammengezuckt. Er begann sich zu verteidigen, zu rechtfertigen — heftig, verworren.

„Geben Sie sich keine Mühe, Doktor Schmied, sich schlechter zu machen, als Sie sind. Es gelingt Ihnen nicht. Sie haben einen Schutzgeist, der nicht von Ihnen läßt. Das Mitleid. Besser aus Mitleid ein seligmachender Wahn, als eine elendmachende Wahrheit."

Hans fühlte in diesem Augenblick seine Weltanschauung — bankerott.

Die Wanderer stiegen immer noch abwärts. Mehrmals überstiegen sie aus entschälten Stämmen gezimmerte Rinnen, in welchen Holzblöcke zu Tale glitten. Sie waren müde. Es waren beschwerliche Pfade gewesen, die sie seit Tagen gewandelt. An mancher Gedenksäule waren sie vorübergekommen. Hier, an einer kleinen Felswand stand wieder eine solche Säule. Ein Sterben unter der Lawine. Auf einfältigem Bilde ragte aus dem Schneegrabe noch ein Menschenkopf hervor, darüber ein schwarzes Kreuzlein und darunter: „Gedenke, o Wanderer, des schrecklichen Todes, bebe vor seiner und bet' ein Vaterunser."

Hans hatte näher hingeschaut und am Rande der Tafel eine Bleistiftschrift entdeckt. Er las:

„Den kann ich nicht versteh'n,
Der vor'm Tod erbebt.
Den möcht' ich seh'n,
Der den Tod erlebt!"

„Da ist einmal ein Selbstverständliches das erstemal gesagt," sprach Mister Pick.

Hans schob dabei die Achseln in die Höhe; er könne sich nichts dabei denken.

„Dann warten Sie, bis Sie es können.“ —

Endlich waren sie hinabgekommen auf den Boden, der den Gebirgszug als Paß durchschneidet, so daß vom nördlichen zum südlichen Gelände ein schmales Weglein führen kann. In blauenden Gründen lag das Land unten, so hoch waren sie noch auf diesem Talpasse. Es war ein langgestrecktes Hochtal, in das zu beiden Seiten von Waldhängen und Holzschlägen entschälte Blöcke herniederrollten, in Rinnen oder über steile Grashänge. Aus mancher Schlucht kamen auch lebendig hüpfende Bäche hervor. Und auf dem sonnigen Hochboden ruhte der See. Dieser Alpensee hatte Flut und Ebbe; denn zu gewissen Stunden wurde er gestaut, um durch die Flut die Blöcke einzufangen und sie in die südlichen Gegenden hinabzuschwemmen. Jetzt schwammen auf dem weichen Wasserspiegel einzelne Pflöcke herum und drehten sich ganz gemütlich um sich selbst. An einem Pflock am Strande war in mehrfachen Schlingen, damit es gründlich halte, ein platter Kahn angebunden und der gefangene Kahn wuppte ein wenig auf und nieder. Es gibt Leute, die immer kindisch werden, wenn sie an ein Wasser kommen. Hans hatte seine schweren Gedanken verschwitzt. Er sprang in den Kahn und ließ, dieweilen seine Beine müde waren, sich schaukeln. Das glasklare Wasser schlug kräuselnd über den Sand aus, glitt wieder zurück und in der seichten Tiefe lagen weiße Steine. Etliche derselben standen hervor. Gegen die Seeweite hin wurde es grün und dunkel. Nun wollte es auch dem Mister Pick plangen nach einer kindlichen

Naturwiege. Er stemmte den Bergstock und stieg in den Kahn. An ihre Rucksäcke gelehnt, aßen sie etwas vom mitgebrachten Mundvorrat. Hans hatte sich doch endlich auch mit der Kost des sich selbst erziehenden Milliardärs ausgesöhnt: Schwarzbrot, Speck und Salz dazu. Hans meinte, er wolle wirklich noch Vegetarier werden.

„Ja, der nur solche Tiere speist, die Pflanzen fressen," lachte Mister Pick auf seinen billigen Witz.

Fegefeuer auf dem Wasser.

Als sie sich gestärkt hatten, fiel dem Mann der westlichen Halbkugel die Schiffahrt ein. Sie banden den Kahn los, zogen den langen Strick ein und Hans schlug das Ruder, das mit einem Weidenband am Kahnrande befestigt war, ins Wasser. Weil nur ein Ruder vorhanden war, so ging es ein wenig rund um sich. Sie wollten ja auch nirgends hin, bloß sich tragen und schaukeln lassen auf dem dunklen Wasser, in das manchmal ein Lufthauch leichte Kräuseln blies. Sie lagen auf dem Rücken und schauten zur Bergzinne empor, von der sie tags vorher niedergeschaut hatten. Man weiß kaum, was schöner ist, dachte Hans, im Tale den Berg anzuschauen oder auf dem Berge das Tal. — Er behielt den Gedanken bei sich vor dem schwärmereifeindlichen Dollarmanne. Dieser mußte übrigens in einer ähnlichen Stimmung befangen sein, denn er tat die wunderliche Bemerkung: „Wenn jemand das ganze Jahr vom Reichtum auf die Armut herabschaut, ist es bekömmlich, aus der Armut auch einmal auf den Reichtum hinaufzublicken. Die dort oben im Blockhause haben ein schattengebendes Dach und einen Herd zum Kochen und sonst allerlei. Wir haben nichts als diesen Kahn und auch den haben wir nicht, denn er hat uns. Dort oben geht es den Leuten so gut, daß es sogar einen gibt, der nicht sterben will. Hier — fährt man auf dem Styx.“ Lallend murmelte er es, wie im Einschlummern. Plötzlich erhob er sich ein wenig: „Was habe ich denn gemacht? Habe

ich nicht Philosophie geträumt? — Verzeihen Sie, es war der deutsche Blutstropfen."

Hans, langausgestreckt, war zu faul, um die Augen zuzumachen, sie schauten in die Sonne hinein, bis er nachher überall, am Himmel und an den Berghängen, bunte Sonnen tanzen sah. Und als er die Augen endlich schloß, tanzten sie immer noch und tanzten mit ihm in die Traumwelt hinüber.

Als Mister Pick merkte, daß er allein war, wie die Magd neben dem schlummernden Kinde, da blickte er einmal angelegentlich um sich. Wo war denn das Ufer mit den weißen Steinen, an dem sie in den Kahn gestiegen? Das war weit fort; er sah es kaum noch mit seinem aufragenden Pflock und alles war an einer ganz anderen Stelle. Er rüttelte den Kameraden auf: „Doktor Schmied!" Dabei faßte er schon selbst das Ruder kräftig nach Seemannsart. Aber es kam nichts dabei heraus, als daß es plätscherte. Und langsam wanderte das Gestade.

„Doktor Schmied! Schauen Sie auf! Merken Sie nichts?"

Sie waren mitten auf dem See.

„Der Satan noch einmal, was ist denn das?" rief der ermunterte Hans, „der See *rinnt* ja!"

Ja, der See rann. Dort drüben schwamm ein Holzblock, der rann auch mit; weiter draußen andere Blöcke, die rannen auch heran, mehr und mehr Holzblöcke, je etwa zu drei Klaftern lang, trieben dem Kahne zu und alles zusammen rann sachte, kaum merkbar und doch der immer sich ändernden Gegend wegen auffallend dahin. Das Ruder machte fast gar nichts mehr, der Kahn drehte

sich nicht mehr, sie rannen dahin. Beiden Männern fiel es zu gleicher Zeit ein, was das bedeutete. Sie rannen mitsamt allem Holze, das auf dem See war, der Schleuse zu, die geöffnet worden, um die Blöcke hinabzuschwemmen in die Gräben.

Hans hatte mit erregter Kraft von der Kahnwand eine Latte losgebrochen, aber die war zu kurz und schmal, um als Ruder zu dienen. Auch sahen sie, es war alles zu spät, das Wasser drängte mit seiner stillen Gewalt nach der einen Seite hin und der Kahn wurde immer dichter umwogt von den weißen, schaukelnden Blöcken. Mancher stieß ihn sachte an, mancher derb, so daß es schütterte. — Es geht der Schleuse zu! — Man sah schon ihre hochgezogenen Wände an der Scharte des Ufers, hinter welcher die Landschaft absank in ein tieferes Tal. Wie steil dort das Wasser hinabschoß, das sah man nicht.

— Muß ich sterben? — Hatte es nicht so in den Lüften gehallt, oder von den Holzblöcken her? — Schweigend, mit hartem Trotz versuchten die Männer alles, um den Kahn zu halten, zu wenden und als bei einem Anstemmen an stauende Blöcke auch das eine Ruder entzweibrach, sahen sie, daß — sie hinab mußten.

Hans, in dem schrie es jählings: das ist ihre Straßen! — Er wollte sich in das Wasser stürzen, um das Schwimmen zu versuchen. Der Amerikaner hielt ihn zurück. Er betrachtete das Schleusensystem, das er noch nicht kannte. Dann sahen sie den Abfluß. Der ging nicht so steil, daß es gischte; glatt, aber lebhaft und schwer glitten die Wogen über den Seerand hinab, die Blöcke prallten aneinander, etliche überschlugen sich. Die

Männer begriffen — es ging ums Gleichgewicht im Kahn. Sie legten sich an beide Seiten und wogen gut. Ein Blockstoß, zu kentern schien der Kahn einen Augenblick, aber glatt flog er nieder in das breite, ebene Bachbett. Ein Schwung und es glitt wieder ruhig dahin im Flusse. Das Wasser ging so hoch, daß es die hin und hin an beiden Ufern liegenden Hölzer mitnahm und das Blockgewirre immer enger und bedrohlicher wurde. Unsere Fahrer sahen eine Menge schöner Möglichkeiten. Wenn der Kahn bricht, dann kann man sich auf einen Block schwingen und reiten. Wenn der Block umkippt, so kann man doch schwimmen, auf die Gefahr hin, zermalmt zu werden. Vielleicht stehen irgendwo am Ufer auch Leute. — So ging es eine erkleckliche Strecke dahin. Mehrmals warf Hans das lange Seil aus, aber es ankerte an keinem Uferstrauch oder Stein. Es mißlang allemal. Daß sie schon über und über naß waren, das merkten sie gar nicht. Mister Pick lachte. „Ausgerechnet, daß nichts von unseren Sachen am Ausfahrtshafen liegen geblieben. Wir machen eine längere Reise zu Wasser."

Dem Hans war nicht ums Lachen. Wie wird das enden? Kam ein Rechen, wo das Holz sich stauen konnte, so war eine Kletterpartie möglich ans Ufer. Kam ein Wasserfall, so flogen sie kopfüber hinab. Kam etwa eine Eisenwerkswehre, so gerieten sie in den Hammerbach und unter die Räder. Man wußte nicht, welches das größere Vergnügen war. Eine zuerst aufqualmende Angst war weg. Es war ihm, wie bei einem Wettkampf, der die Nerven bis zur Wollust spannt. Sie hatten einen Weg bemerkt, der am Flußufer entlang ging. Da mußte doch einmal jemand dahergehen, der das zugeworfene Seil

fangen und den Kahn ans Land ziehen konnte. Aber es kam niemand des Weges. Etliche Kühe, von der Weide herab, trotteten fürbaß; eine blieb stehen und schaute dem Spiele zu, das da auf dem Wasser war.

Das Tal wurde enger, die Lehnen an beiden Seiten stiegen steil und felsig an. Das Wasser, das lange weich und glatt dahingegangen war, wurde stellenweise unruhig. Dort und da stand eine Klippe auf, an die das Treibholz klingend prallte. Vielleicht konnte man eine solche Felsklippe erfassen und eine Robinsoninsel aus ihr machen. Es schattete der nahe Abend. Dem Hans war's, als höre er ein dumpfes Tosen. Er zermarterte sein Gehirn. Da war der Kahn, es war das Seil, es waren Holzblöcke ringsum. Mit diesen Dingen mußte sich doch etwas machen lassen. Rettungsmittel! Mediziner haben die ihren in der lateinischen Küche. Aber der Amerikaner! Wußte denn auch der nichts? Mister Pick lehnte sich an seinen Rucksack und warf über die nassen Kleider den nassen Mantel.

„Leider, auch die Zigarren sind naß geworden," sagte er.

„He! He!" schrie Hans auf mit aller Lungenkraft. „Hören Sie? Sie! He!" — Er hatte einen Mann bemerkt, der von unten herauf des Weges kam. Es war ein Handwerksbursche oder vielleicht ein Tourist. „Sie, Herr! Ich bitte, fangen Sie das Seil auf!" Er schleuderte es gegen das Ufer. Knatternd schlug das Ende auf den Weg, glitt aber wie eine Schlange wieder ins Wasser zurück, ehe es der Mann erfassen konnte. Hans schleuderte wieder, der Mann erfaßte den Strick mit der einen Hand, suchte ihn festzuhalten; es riß ihn fast ins Wasser, da ließ

er aus. Hans warf das drittemal: „Festhalten! So halten Sie doch fest mit beiden Händen!“

Der Mann, am Rande laufend, ergriff das Seil noch einmal, aber nur mit einer Hand, während die andere im Kleide stak. Er hielt fest, er stemmte sich an eine Weidenwurzel, aber das Seil entglitt ihm.

„Sie sind ein Tepp!“ schrie Hans, „mit beiden Händen, sage ich!“

Der vom Ufer zurück: „Den rechten Arm kann i nit brauche!“

Das kleine Schiff rann weiter. Hans starrte auf den Mann zurück, als müsse er seine Augen in das rotbärtige Gesicht hacken. — „Ist das nicht —? Ist das nicht der Schwab?“

Ja, mein Hans, das ist der einstmalige Kollege Häuble, dem du im Duell den rechten Arm abgehackt hast. —

Gottesgericht! So stand es vor Hans Schmied in diesem Augenblick. Alles ist aufgeschrieben und das ist der Tag des Gerichtes! Die beiden Hände schlug er sich ins Gesicht und stieß einen langen, gröhlenden Laut aus.

Der Amerikaner band von seinen Sachen fest, was sich festbinden ließ und sagte: „Vorwärts jetzt! Kommen Sie nach!“

Er sprang hinaus auf einen Block, der wuppte auf, auf den zweiten, der rollte um und der Mister lag im Wasser, halb zwischen, halb unter den wuppenden, aneinander stoßenden Hölzern. Seine Hand hob sich nach dem Seile, das Hans ihm zuwarf — mit knapper Not, mit sehr knapper, glückte es, ihn wieder auf den Kahn zu bringen. Dieser wollte kentern, nach der andern Seite

sprang Hans, mit der einen Hand am Kahnrande sich festhaltend, mit der andern den taumelnden Genossen an sich reißend.

Mister Pick schaute nur einigermaßen verwundert drein: „Also auch das Springen und Schwimmen gehört zu den brotlosen Künsten.“ Seine gequetschten, blutenden Finger hielt er dem Kameraden hin: „Das wäre jetzt was für Sie, Doktor!“

Der tat nichts dergleichen. Blut ist heute gleichgültiger als Wasser. Und der Mister wäre einstweilen aus der Akute!

Mister Pick sagte: „Sie glauben jetzt ein gemachter Mann zu sein, Doktor Schmied. Haben Sie nicht einem Milliardär das Leben gerettet?“

„Ich glaube etwas anderes,“ sagte Hans. Sein Gesicht war blaß wie ein Leintuch und seine Augen starrten verglast.

„Ja, Doktor, wenn Sie die Gemütlichkeit verlieren!“

„Ich glaube, Mister, wir erleben ihn heute.“

„Wen?“

„Sie können sich's denken, wen.“

„Freund, den erleben wir eben nicht.“

Rascher trug es unsere Orkusfahrer dahin. Der Fluß engte sich immer mehr und wurde unbändig. Die Hölzer begannen zu hüpfen, stießen an die Uferklippen und manche begannen sich hinter denselben in kleinen Buchten festzulegen. Mit erneuter Anstrengung suchten die Männer den Kahn einer solchen Bucht zuzulenken, mit Trümmern begannen sie zu rudern, mit Stemmen und Stößen an den Kiel den Lauf zu ändern, mit Seilwerfen immer wieder einen Anker zu finden. Vergeblich,

vergeblich, der Kahn wogte langsam auf dem üppigen Fluß dahin, der künstlich groß geworden mit Parvenü-hochmut seine Gewalt zeigen wollte. Des Schiffchens Boden war voller Wasser.

Leute sahen sie, plötzlich Leute sahen sie am felsigen Ufer. Männer, die mit langen Stangen das sich stauende Holz losstießen, damit es weiterrinne. Diese bemerkten den Kahn und hörten das Geschrei. Auf die äußerste Klippe sprang einer mit der längsten Stange, die am Ende einen Spießhaken hatte. Ganz gemächlich wie ein Fischer mit dem Angelstab langte er aus, hakte das Schifflein an und zog es sachte ans Land. Die Reisenden hatten fast bequem Zeit, ihre Sachen zusammenzusuchen und die Todesangst ins Wasser zu schütteln, ehe sie zur guten Mutter Erde zurückkehrten.

Doktor Schmied dankte Gott. Mister Pick bezahlte den Kahn. Für die Rettung gab er nichts. „Sachen ohne Wert.“

Die halt sunst nit z'somma kemma kinna.

Unweit der Stelle, wo sie also auf die einfachste Weise ans Land gefischt worden waren, in einer Gabelung der Gräben standen mehrere Holzhütten und ein gemauertes Gebäude mit kleinen Fensterlucken. An der Weg- und Flußseite war dieses Haus einen Stock hoch, an der Rückseite war es durch Wildwasser so vermuhrt, daß man vom Dachfenster aus über das Geschütte an den Berghang hingehen konnte. Auf dem breiten Dache waren die Bretter so vermoost, daß es aussah wie grüne Wieslein, soviel man in der Abenddämmerung noch sehen konnte. Auf dem Vorplatz stand Wagenwerk. Es war ein altes Hospiz, genannt „Zum Hannibal", und schier zufällig ein Punkt, dem unsere Touristen zugestrebt hatten. An der Hauswandecke war eine gemalte Hand, die in eine Seitenschlucht hinanwies, mit der Inschrift: „Auf den Lanzstein."

Der Holzmeister, der sie hiehergebracht zum Auftrocken, wußte zu erzählen, daß in diesem Gasthof schon der altbekannte afrikanische Feldherr Hannibal eingekehrt sei.

„Na, dann wird es ja ein erstklassiges Hotel sein," sagte Mister Pick.

Aus dem Hause schallte das Geschrei eines Besoffenen. Das war der Wirt selber. Er hatte — wie die Ankömmlinge nachher erfuhren — tagsüber Ärger gehabt. Er hatte Baumstämme der Länge nach durchzubohren, um Wasserleitungsröhren herzustellen. Dabei sei der gute Hannibalwirt mit seinem langen Bohrer

nun immer schief angekommen, so daß das Loch seitlings hinausging. Zwei Stämme hatte er in dieser Weise verdorben, nach dem dritten, der wieder mißlang, warf er den Bohrer an die Hauswand und ging in den Keller, um seinen Ärger zu ersäufen. Der war aber, wohlgetränkt, noch kräftiger geworden, und als sein Weib, die Wirtin, ihm heilsam zuredete, er solle doch um der vierzig Märtyrer willen nicht immer so trinken, bekam sie ein kleines Überbleibsel von den Schlägen, die des Hauses Namenspatron voreinstmalen den Römern versetzt hatte. Unter dem Eindrucke der Niederlage wollte das hübsche, rundliche Frauchen gerade schluchzend zum Tore hinaus, als die beiden Fremden eintraten. Als sie die „patschnassen" Herren sah, lachte sie auch schon, und ordnete sogleich an, was da zu geschehen habe. Zehn Minuten später lag Mister Pick in einem hochgebauten Bette und Doktor Schmied in einem zweiten, der würfelnden niedrigen Oberstube. Auswendig ein halbes Dutzend Flachshaardecken, inwendig heißer Glühwein und dazu ein brüllender Ofen — das tat wohl. Die Wirtin lief fortwährend zu und ab, um die seltenen Gäste zu begucken und besonders den weniger ablehnenden Hans zu bemuttern. Die Kleider trockneten in der Küche über dem offenen Herdfeuer. Die Wanderer mußten also in den Betten bleiben und in denselben ihren Wildbraten verzehren. Nach der Sättigung äußerte Hans ein Anliegen. Schon seit Tagen kümmerten ihn seine Bartstoppeln und hier fragte er, ob im Dorfe ein Mann sei, der ihm das Gesicht plattkratzen könnte.

Die Wirtin antwortete fix, die paar Holzerhütten seien kein Dorf und im Dorf sei kein Mann, wohl aber

ein Weib, das die Männer „balbieren" könne und stets auch den Hannibal balbiere.

Ob man dieses Weib gefälligst herbeirufen wolle?

„Gar nit vonnöten. Steht eh da!" sagte die Wirtin, weil sie es selber war.

Mister Pick in seiner Ecke drüben schmunzelte nicht schlecht, als er zusah, wie im müden Schein der Talgkerze das emsige Weibchen den Doktor einseifte. Die braune Talgkerze roch ihr ranziges Fett bis zu ihm hinüber.

„Kommt all's weg, Herr?"

„Der Schnurrbart bleibt stehen."

„Han m'rs denkt."

Das Schermesser war arg. Aber — dachte Hans — so lange sie nicht beginnt, mir den Hals abzuschneiden, so lange schrei' ich nicht. Im ganzen war es ja nicht so ungut, dieses Sichhingeben an Frauenhände, deren zarte Finger schließlich sein Haar zurechtstrichen und die Schnurrbartenden aufkräuselten. Und sie selbst war überrascht darob, welch ein jugendlicher, hübscher Mann aus ihren Händen hervorgegangen. Und dieser schöne Mensch hatte ertrinken sollen? — Der besoffene Hannibal war vergessen, der schnarchte wohl in irgendeiner der alten Stuben und träumte von mißbohrten Brunnenröhren.

Als die Zeit kam, war dem Hans noch nicht zum Schlafen. „Erstaunlich, was in so einem langen Sommertag Platz hat. Erst bei einem Sterbenden, dann selber sterbend und am Ende von einem Frauenzimmer jung gemacht." Das war Hansens Abendandacht. „Ein kreuzgemütliches Hotel, das!"

Darauf Mister Pick: „Wenn wir direktement von der Stadt her dahier eingekehrt wären, so wäre dieses Hannibal-Hotel ein Schweinestall. Weil wir von der Holzhauerhöhle und vom Schiffbruch kommen, so fühlen wir uns hier hannibalisch-kannibalisch wohl.“

„Der Witz ist erbärmlich, Mister Pick.“

„Aber der Gedanke ist gut, Doktor Schmied. Alles ist relativ. Diese Erkenntnis wirft unsere ganze Luxuskultur über den Haufen.“

Die Philosophie hatte spontane Wirkung. Hans schlief.

Als der Amerikaner am nächsten Morgen zum Fenster hinausschaute, war über den Berghäuptern wieder der blaue Himmel. Er ging gleich ins Freie. Die Berge standen noch im Schattenblau, nur einer im Sonnenschein. Jene waren waldig und breit gelagert, dieser felsig und steif wie ein Kirchenturmgiebel und so hoch, daß der Beschauer den Nacken weit nach rückwärts biegen mußte. — Dann, nach der morgendlichen Verrichtung, kam der Mister wieder in die Schlafstube zurück, brummend: „Das ist echt hannibalisch! — na, Sie werden es ja sehen.“

„Ich will noch liegenbleiben,“ sagte Hans.

„Wieso? Heute geht es auf den Lanzstein.“

„Ich will liegenbleiben.“

„Streiken!? Spaßen Sie nicht mit mir, mein Herr!“

„Das tu ich auch nicht, will bloß liegenbleiben.“

„Gut.“

Bedenklich, mit welchem Tone der Milliardär dieses Gut sagte. Und gemessen war er wieder hinausgegangen.

Die Wirtin brachte dem Doktor den Kaffee ans Bett, Milch extra, Schwarzen extra, Zucker extra, Silberlöffel, Serviette — nobel! Auch Kipfeln und Butter,

Zigarren, Feuerzeug und Zeitung. Sie fragte ihn, wie er geschlafen. Ob er nicht doch einen Schnupfen hätte, oder was?

„Leider nein. — So ein paar Tage möchte ich schon krank sein bei Ihnen, Frau Wirtin.“

Sie ging rasch wieder davon. Er schickte ihr einen glühenden Gedanken nach. Er fühlte etwas, wie in guten Zeiten. Jetzt verzehrte er mit Lust das Frühstück und zündete sich dann eine Kuba an. — „Donnerwetter! Da ist ja die „Sensation!“ Hannibal, welche Zivilisation! — Wollen mal sehen, was Ehren-Tacitus weiß.“ — Ein paar Bilder und Moritaten. Ein Mädchen mit Katzenkopf. Eine Gerichtsverhandlung über Notzuchtsfälle unter „Ausschluß der Öffentlichkeit.“ Sieben Spalten lang. „Bismarck und die schöne Pariserin.“ Ein historischer Roman. Dann die neuesten Nachrichten unter packenden Schlagworten. Dem Hans fiel der Titel auf: „Eine Entführung.“ Darunter stand folgendes:

„Der höchst gelungenen Entlarvung eines ausländischen Hochstaplers und Mörders, um die sich bekanntlich der in unserer Stadt wohlbekannte Doktor H. Sch. verdient gemacht hat, ist eine romantische Geschichte nachzutragen. Bekanntlich ist vor Jahren die Braut desselben Doktors H. Sch. ein bildschönes Mädchen, in Verlust geraten und alle Recherchen des der Verzweiflung nahen Bräutigams waren umsonst. Nun berichtet eine Kabeldepesche, daß das Mädchen damals nach Nordamerika entführt worden sei und gegenwärtig sich in Neuyork befindet. Doktor H. Sch. ist vor einigen Tagen in Begleitung eines Amerikaners nach dem Westen abgereist. Man darf auf den Ausgang dieses mysteriösen Falles gespannt sein.“

Hans hatte Zigarre und Zeitung weggelegt, stand vom Bette auf und zog sich an. Dann schritt er in der weiten Stube rasch auf und ab. Obschon man gegen ähnliche Nachrichten dieses Blattes längst gleichgültig geworden war — das frevelhafte Aufreißen seiner Wunde brachte ihn aus Rand und Band. Es war ja doch er und sein Unglück gemeint! —

Mittlerweile hatte Mister Pick unten im braunberauchten Gastzimmer sein Frühstück genommen. Die bedienende Magd beantwortete seine Frage, wieso es komme, daß auf diesen Alpentriften die Kühe eine so bläuliche Milch geben, in einer Mundart, von der er nichts verstand. Im übrigen ließ er sich die Sache nicht verdrießen, sondern freute sich bloß von Tag zu Tag mehr auf die besseren Zeiten, die zu Hause in Chicago seiner warteten. — Nun hatte sich der Wirt zu ihm gesetzt, der wohl um dreißig Jahre älter sein mochte, als die Wirtin und dessen glattem Runzelgesicht man anmerkte, daß er von der Frau ordentlich — balbiert werde. Vom Rausch keine Spur mehr. Er tat sich eine Tabakspfeife an, gewohnt, die Gäste mit Bauerntabak unterhaltsamst zu beräuchern. Das wenige, was er sprach, war klug. Er gab Anleitung, wie man am besten zum Lanzstein komme. Neun Stunden, aber da müsse man gut auftreten.

„Bis auf die Spitze?"

„Vom Lanzstoan?" fragte der Wirt mit überlegenem Schmunzeln. „Se gengen nit auf'n Lanzstoan."

„Aber ich will!"

„Was habn's denn z'tuan obn? Siacht ja nix. Lauter Berg, sunsta nix."

„Wir wollen hinauf,“ sagte Mister Pick.

„Kann mar's eh denken. Se hab'n bei der heilinga Famili ob'n was z'tuan. Das Jahr lauft wieder all's auffi.“

Dann hörte der Amerikaner von dem Wallfahrtsort, der oben am Fuße des Lanzsteins liegt, bei den Drei Augen, und zu dem meist verliebte Leute hinaufsteigen, um sich von der heiligen Familie ihre „Liabsfreud“ zu erbitten. Weil Mister Pick das nicht verstand, so sagte es der Wirt noch deutlicher „Wanns oane gern hab'n und sie laßt nit anhageln.“ Das verstand er noch weniger und so ging er ins Freie.

Er stand am steinigen Ufer des Flusses, den sie gestern kennen gelernt hatten. Heute war es ein breites Schuttbett mit einem mitten durchfließenden Wässerlein. Das oben im See gestaute Wasser war abgelaufen und hatte seinen Holztransport vollbracht, bis hinaus zu den Kohlenmeilern.

An der Hausecke stand Hans bei der Wirtin, die er just gefragt hatte, ob hier gestern nicht ein rotbärtiger Mensch zugesprochen hätte, mit einer schlechten Hand? — Ja, der sei dagewesen und habe um eine warme Suppe gebeten. Die Wirtin habe ihn noch gefragt, ob er nicht arbeiten wolle, auf den Almen gebe es Heu. Da habe er mit der linken Hand den rechten Arm aus dem Sack gezogen, als zu einer Antwort. Und dann sei er wieder fortgegangen.

Hans wußte genug.

Als er vom Bache her den Wandergenossen ansteigen sah, ging er rasch auf ihn zu: „Mister Pick, ich bin vorhin wieder dumm gewesen. Verzeihen Sie, ich gehe mit Ihnen wohin Sie wollen.“

Fast verwunderlich war dem Mister diese Selbsterkenntnis und diese Bereitwilligkeit. Dem muß was passiert sein, dachte er.

Aus dem Seitengraben, wohin der Wegweiser gegen den Lanzstein zeigte, schaute es wüst herab. Schutt und Steinblöcke und von steilem Hang niedergebrochene Bäume. Am Rande dieses Schuttkares lief ein schmales Weglein hinan und das war nun ihre „Straßen." Der Abschied vom Hannibal war nicht besonders herzbrecherisch. Der Wirt knurrte ihnen noch etwas Wegweisendes vor. „Alleweil der rot'n Mark' nach, aft'n kemens schon auffi!" Die Wirtin lachte. Und Hans reichte ihr fast undankbar kühl die Hand, nur daß er sagte: „Lassen Sie sichs gut gehen." — Die „Sensation" hatte ihm ganz und gar den Humor verdorben.

Durch die Schlucht hinein ging es eine Weile längs der Schuttwiese, manchmal unter luftig hängendem Gefällholz durch; dann über ein Wässerlein, und der Weg stieg in Windungen den steilen Wald hinan. Hin und hin, wo man nicht abweichen konnte, war die rotblaue Marke; dann kamen sie an eine Wegzweigung, da war natürlich keine, und sie verfehlten den Weg, den sie nach mühsamem Anstiege durch Erlenstauden weiter oben wiederfanden. Dann war ein felsiger Hang zu durchqueren. Sie gingen langsam und weitschrittig nach Alplerart voran. Sie schwiegen. Vom gestrigen Abenteuer hatte keiner ein Wort gesagt, nicht ein einziges.

Nun kam ein flacherer Bergrücken mit blumiger Matte. Hier sah man einmal das Gletscherfeld, das hoch im Hintergrunde zwischen dunklen Felstürmen herableuchtete. Kaum freuten sie sich der gewonnenen Höhe,

so leitete der Steig in eine Talschlucht hinab, wo unter Himbeergebüsch und Germenkraut ein Bächlein züngelte. An diesem Wasser kam ein besserer Weg herauf aus dem Melkstubental, wo hinab ein Täfelchen wies, während ein anderes anwärts deutete: „Zu den Drei Augen.“ Es ging steil an, jetzt wieder zwischen Felshängen eingeschlossen; an einem solchen schlang sich der Weg ins Gewände empor und die rote Marke lag auf platten Steinflötzen. Zeitweilig begegneten unseren Wanderern Bauersleute im Sonntagsgewand, die hatten an den Hüten oder am Busen kleine Rautensträußchen. — Endlich zog sichs über ein Joch, wo die bisher noch einzeln stehenden verknorrten und halb verdorrten Fichtenbäume aufhörten und das Knieholz anhub. Hier begann die Aussicht über die südlichen Alpen. Hinter langgestreckten Bergrücken ferne Kuppen und noch fernere Zacken, im Sonnenäther kaum sichtbar. Der Weg war ein schmaler Saumsteig geworden. Er führte nun an den steilen Hängen des Langen Grates dahin — zwei Stunden lang. Moosige Mattenlehnen und Steingerölle und immer dasselbe. Wo noch ein einzelner Baum stand, da war er kahl und fahl wie Knochen. Die Sonnenhitze war trocken und hart, wie heißer Stahl. — Sie schritten langsam dahin und schwiegen. Es gehörte starker Wille dazu, um in dieses Gebirge hinaufzukommen. Und starker Wille ist stumm.

Ganz plötzlich bog der Steig mächtig steil an, Stufen waren gehauen. Eine kurze Strecke so, dann krümmte es scharf um einen Felsriff. — Und da stand er jetzt.

Zum Erschrecken nah und zum Entsetzen hoch! Aus Eisfeldern aufragend, rötlich leuchtend. Ein ungeheurer

Felskegel, zur nördlichen Seite steil wie ein Turmdach, zur südlichen fallrecht abstürzend in einer scheinbar glatten, viele hundert Meter hohen Wand. Das war der Lanzstein. Wirklich wie eine gegen Himmel drohende Lanze.

An dieser Stelle, wo das herrliche Ungetüm zum ersten Male sichtbar ist, hatte der Sturm die kühnste aller Fichten entwurzelt. Sie lag als rindenloses Gerippe über dem braunen Moosboden und war schier geeignet, daß man auf dem Stamm wie auf einer Bank sitze und sich an einen Aststrunk lehne, um den Berg zu betrachten. Mister Pick hatte sich denn auch darauf hingetan und Hans setzte sich wortkarg an seine Seite. Sie taten aus den Säcken Eßsachen hervor, die sie vom Hannibal mitgebracht hatten und schauten den Lanzstein an.

„In einer halben Stunde sind wir dran," sagte Hans.

Der Mister tadelnd: „Und Sie wollen Älpler heißen! Zwei Stunden ungefähr, bis wir ihn haben. Ihnen fehlt das Augenmaß."

„Mir fehlt manches," sagte Hans traurig vor sich hin.

Sie schauten nach dem Fußsteige aus, der in einem dünnen, stellenweise unterbrochenen Faden noch vor ihnen lag. Scheinbar lag er fast wagrecht hin, in der Tat streckte er stark bergan gegen eine Scharte, die zwischen dem Langen Grat und dem Lanzsteinstock lag.

Hans legte seine Hand über die Augen. Seine Gedanken waren . . . . Ach, dieser elende Schuft mit seiner Entführungsgeschichte! Er schaute der Sonne nach.

„Doktor Schmied! Wer zuviel ins Licht schaut, dem wird's finster," mahnte Mister Pick.

„Und wer nie ins Licht schaut, dem bleibt's finster. O, mein Herr, ich wollte, ich könnte sehen."

„Sehen Sie nicht die Leute, die dort am Gewände mühsam herabkrabbeln?"

„In die Ferne möchte ich sehen."

Der Mister verstand heute seinen Kameraden nicht. Als die Bauersleute endlich herabgekommen waren, fragte er, woher sie kämen.

„Woher denn! Von den Drei Augen halt."

„Was habt ihr denn dort gemacht?"

„Was denn! Gebetet halt."

Gebetet! Es ist ja begreiflich, daß man in einer solchen Größe und Gewalt beten muß.

„Wie weit gebt ihr uns bis zu den Drei Augen?"

„Bis hin? Ihrer drei Stünderln halt."

„Dank schön."

„Gelobt sei Jesus Christus!" Mit diesem Gruße torkelten sie mühsam talwärts. Sie gingen unsicher mit spröden Beinen.

Unsere Wanderer blieben noch sitzen auf dem gestürzten Baumstamm. Da kam eine alte Frau herab.

„Guten Tag, Frau!"

„Schön' Dank."

„Ihr kommt auch von den Augen. Sagt doch, wie wird es denn dort mit einer Nachtherberge sein?"

„Is eh Platz — im Wirtshaus."

„Gut. Habet Dank!"

„Gelobt sei Jesus Christus!"

Der Amerikaner wunderte sich über diesen Ausruf; Hans erklärte, es wäre der Wallfahrergruß.

Dieweilen kamen immer noch Leute herab, die sagten, daß sie gestern denselben Weg heraufgestiegen seien.

„Zum Kuckuck!“ rief Mister Pick, „was ist denn da oben los, daß die vielen Leute hinaufsteigen?“

Ein altes, redseliges Bäuerlein, das sich ein wenig niedergerastet hatte auf den steinigen Moosboden, hub an auszupacken: „Bei der heilinga Famili sein m'r halt ob'n g'west. Wohl, wohl Herr. Was halt die Bildnus ist in der Kirch'n.“

„Ist denn da oben eine Kirche?“

„Wohl, wohl. Die Dreiaug'n Kirch'n. Der groß' Gnad'nort, wern eh wiss'n. Nit? Nachher ist der Herr von weit her. — Wer halt a Gebitt hat — wissn's, verstengen's?“ Er blinzelte gar schalkhaft mit den wassergrauen Äuglein.

„Was meint denn der Mann?“ fragte Mister Pick seinen Begleiter.

Gleich setzte das Bäuerlein ein: „Den Herr'n kann ma ja davon red'n. Mein, d' Leut' sagn 's halt so. Wenn sich so zwei halt gern hab'n, so gern gernhab'n tat'n, wissn's und wenn's nit z'sammakemma kinna, aftn gengens halt auffi zu der heilinga Famili und mach'n eahner Gebitt.“

„Eine Wallfahrt für Liebende?“

„De halt sunst nit z'sammakemma kinna. — Immer einmal tuats nutz'n, g'wiß ah noh!“

„So, so! Und was sagt denn der Herr Pfarrer dazu?“ fragte Hans drein.

„Der weliche? Der untere, z' Melkstub'n? Just gern tuat er's nit sech'n. Sag'n m'r halt, fürs Vieh gehn m'r auffi bet'n, daß ka Vois (Seuche) nit kimmt.

Aftn sagt er weiter nix. Und der obere, der sagt scho gar nix."

„Der obere? Ist denn oben bei der Dreiaugen-Kirche auch einer?"

„A freilih."

Mister Pick wackelte sein Haupt. „Daß bei euch Katholiken doch für alles gesorgt ist! Liebesleute, die sonst nicht zusammenkommen können. —" Nicht einmal in seinem alten Oberbayern einst hatte er je etwas von einem solchen Wallfahrtsorte gehört.

„G'rad miteinand' derf'n s' nit auffi," unterrichtete der Alte weiter. „A jed's für sih selber. Sunsta tat's nit nutz'n. Sunsta kunnt's schad'n."

„Und Ihr, Vetter?" fragte Hans, „habt denn Ihr auch noch solche Anliegen?"

Der Alte zuckte wieder mit den Wimpern: „Woaß ma 's? Kann ma 's wiss'n?"

„Und vorher das alte Weiblein?"

„Herr, Se sein noh jung. Wissen's, die selbinga G'schicht'n, de hör'n neammer auf." Dann begann der Alte seinen Arm in den Boden zu stemmen, erhob sich mühselig und sagte: „Nau, ih muaß awi und de Herr'n wöll'n auffi. Was 's immer für ein Anliegenheit hab'n mög'n, toan's halt fleißi bet'n. — Gelobt sei Jesus Christus!"

„Offenbarungen über Offenbarungen!" lachte der Amerikaner. „Dieselben Geschichten hören nimmer auf, auch im Alter nicht!"

Hans stützte den Kopf auf die Hand und träumte ins Blaue hinaus: „Die nicht zusammenkommen können! Jetzt, wenn ich meinen Glauben noch hätte!" —

Endlich erhoben sich unsere Bergwanderer und stiegen anwärts. Sie stolperten in den Steinen, weil sie zu wenig der Füße achteten. Mister Pick schaute in die Ferne. Auch Hans schaute in die Ferne, aber in eine andere.

Jene Bergspitzen, die so hochmütig auf den Hannibal niedergeschaut, waren nun selber klein geworden. Hoch über sie hin blickte man aus in die Gebirgswelt. Jene Zacken im Mittag waren im Sonnendunst verschwunden, hingegen standen im Morgen klar die Wände und Spitzen, an denen unsere Freunde seit Wochen vorbeigekommen waren. Und dort ragte auch jene Kuppe, von der sie erst vor zwei Tagen herübergeschaut hatten auf die Fels- und Gletscherwüste, an deren Pforte sie nun standen. Just hatten sie einen Schrund zu übersteigen, in dem Eis lag, graues, schmutziges Eis. Dahinter begann, fast flachliegend, ein in Spalten und Klüften zerrissenes Gletscherfeld. In den Klüften waren Stufen gehauen, weil man da in die Tiefe, dort wieder in die Höhe mußte. Noch ging es mit der gewöhnlichen Ausrüstung. „Aber viel gröber," meinte Hans, „darf es nicht mehr kommen."

„Da sieht man, wie zwei, die zusammenkommen wollen, keinen Weg scheuen," sagte Mister Pick.

Endlich nach Stunden! Sie waren an die Scharte gekommen, die zwischen dem Langen Grat und dem Lanzsteinstock liegt und in das Innere des Hochgebirges führt. Die Riesenpyramide hatte eine stumpfe Gestalt bekommen. Den Goldschimmer hatte sie verloren und an ihren Wänden schwamm das kalte Grau des nahenden Abends.

Bei den Drei Augen.

An der Felsscharte, die ins kahle Hochtal hineinführt, ließen sie sich noch einmal nieder unter der Steinwand und rasteten. Die Luft war an der geborgenen Stelle ruhig, fast leicht und lind. Die Blicke hingen am Berge, er ließ sie nicht los. Seine Wände waren nicht mehr glatt, sie hatten Furchen und Spalten und Schluchten, ja weite Kare und Kessel an sich. Am Gipfel flogen Nebeltücher, glitten an den Wänden herab und verschwanden.

„Im nächsten Jahre machen wir ihn," sagte der Amerikaner. „Ich bringe Schweizerführer mit. Sind Sie von der Partie, Doktor?"

„Wenn ich im Lande bin."

„Wo wollen Sie denn sonst sein?"

Da wendete der Doktor sich zu ihm und sagte: „Mister Pick. Nach unserer Verabredung sollen wir uns übermorgen trennen. Sie gegen Norden, ich wieder hinab in mein Elend. Heute am Morgen ist es mir anders eingefallen. Ich steige mit Ihnen gegen Norden hinab. Ich gehe nach Amerika. Vielleicht finde ich dort mein Glück."

Mister Pick schaute ihm mit bohrendem Blick ins Gesicht: „Doktor Schmied! Sie glauben wohl nicht wirklich, daß ich Milliardär bin."

Nicht sogleich, erst nach einem Weilchen antwortete Hans: „Anfangs hatte ich es allerdings geglaubt. Auf der Reise bin ich andrer Meinung geworden. Nur möchte ich wissen, aus welchem Grunde — — —"

„Aus dem der Höflichkeit. Ich wollte bloß nicht widersprechen, als man mich im Hotel züm Milliardär machte. Wenn sie wollen, lassen wir es 'mal drauf ankommen, dachte ich und habe geschwiegen. Weiter habe ich nichts dazu getan, das werden Sie mir bezeugen können. Auf bequemere Weise ist noch keiner ein Krösus geworden."

„Also, wer sind Sie?" Fast nahm Hans Schmied bei dieser Frage eine Kampfstellung an.

„Sie werden es erfahren, bevor wir scheiden. Jetzt ist Zeit, daß wir in irgendeiner Höhle Unterschlupf für die Nacht finden. Ich will Sie, mein Doktor Schmied, bloß gewarnt haben, nicht jedem, der sich einen Milliardär aus Chicago nennen läßt, nach Amerika zu folgen."

„Darum ist es nicht, mein Herr! Seien Sie auch versichert, daß ich Sie nicht anpumpen werde!"

„Na — na — na — na!" Mister Pick klopfte dem Erregten auf die Achsel. Sie erhoben sich.

An dem Steine, wo sie gerastet hatten, stand eine verwitterte Holzsäule mit der roten Wegmarke. Die Säule trug eine verbogene Blechtafel. Der braune Rost ließ nicht mehr erkennen, ob ein Bild oder eine Inschrift darauf gewesen. Misters scharfes Auge glaubte in dem Rostflecken einen Knabenkopf zu entdecken.

Nun traten unsere Wanderer durch die Scharte in das Hochtal ein, das nur hier gegen Mittag offen, nach allen anderen Himmelsrichtungen aber mit einem schründigen Felswall eingekreist ist. Hinter diesem Felswall steht noch manch höhere Kuppe und Spitze hervor, alles überragt vom Lanzstein, der zur Stunde das kesselförmige Hochtal in Schatten gelegt hatte. Im ganzen Tale kein Baum,

kein Strauch, nur karstiger Boden mit braunen Moospelzen, mit weißschimmernden Riegeln und mit trichterförmigen Gruben. Alles Gestein war stumpfkantig, vom Eis zerschliffen. Unsere Wanderer schauten aus nach dem Örtlein, das da irgendwo stehen mußte, und nach den Drei Augen. Und siehe, als sie sich wendeten — dort nahe der schützenden Wand, die zum Fußsockel des Lanzsteins gehörte, stand etwas wie eine Kirche. Es war aus rohen Steinen gebaut und auf dem First des steilen Schindeldaches ritt ein Brettertürmchen, in dessen Fenster eine Glocke hing. Neben der Kirche fast ein stattliches, weißgetünchtes Haus mit schießschartenartigen Fenstern, vor dem einige Brettertische und Bänke standen. Dann ein paar Nebenhütten, deren Wände bis unter das vorspringende Dach hinauf vollgeschichtet waren mit Holzbündeln. Ein niedriger Steinwall umfriedete zum Teil den kleinen Ort. Hinter der Kirche zwischen Felsblöcken ragten gerade und schiefstehende Holzkreuze. So war es beschaffen, das alte Hospitium, das in alten Zeiten hier für die Reisenden erbaut worden, die das Gebirge zwischen Süden und Norden übersteigen mußten. Seitdem draußen die Straßen und Eisenbahnen gingen, war das Hospiz schier überflüssig geworden und nur die Wallfahrtskirche lockte noch Leute herauf. Und etwa deren auch einige der Lanzstein. Hinter den Gebäuden zogen sich ein paar grüne Wieslein hin, auf denen noch Ziegen weideten. Ein Mann und ein Knabe gingen dort herum und bückten sich manchmal, als wollten sie Moose pflücken.

Unsere Wanderer schritten an dem allen jetzt vorüber und noch weiter in den Kessel hinein. Sie gingen an runden Tümpeln vorbei und suchten die drei Berg-

seen, die sie nirgends fanden, bis sie endlich eben die drei Tümpel als solche erkannten. Es waren trichterförmige Gruben, wie solche etliche herumlagen, und sie hatten Wasser. Völlig schwarzes Wasser. Es schien ganz klar zu sein, aber so tief, daß außer am Rande nirgends die weißen Steine durchschimmerten. Es bewegte sich kaum ein Hauch des Abends und kein Tierchen schwamm oder schnellte darin herum. — Das waren denn die Drei Augen, die dem Hans seit vielen Jahren als ein dunkles Ziel vorgeschwebt, und die sogar den Amerikaner herangelockt hatten. Da lagen sie alle drei, kaum ein paar hundert Schritte auseinander, ungefähr im Dreieck. Dazwischen schmale Grasstreifen und ruppige Hügel. Das von der Scharte aus gesehen so glatte Hochtal war voller Wulste, Ruppen und Löcher. Wasser war sonst in keinem. Um die Drei Augen waren Sand und Moosboden glatt getreten. An einem hockte ein halbwüchsiger Bursche in zerflicktem Hirtengewande. Er hob Steine auf, warf sie in den Tümpel und starrte ihnen mit blöden Augen nach. Das plumpste leicht, sank in die Tiefe und ein paar Wasserringe zitterten ein Weilchen fort. Alle Wallfahrer — so vernahmen sie es später —, die da heraufkommen, gehen zu den Drei Augen und werfen Steine hinein, um der heiligen Familie in Nazareth einen Gruß zu schicken. Denn die Steine, die man in diese Wasser wirft, sollen auf dem See Genezareth im heiligen Lande wieder zum Vorschein kommen.

Mister Pick war schon weitergegangen, um noch in Abenddämmerung andere Merkwürdigkeiten dieser Ödnis zu suchen. Hans stand immer noch da und schaute dem Gebirge ins schwarze Auge. Er kniete nieder und schöpfte

mit hohler Hand Wasser. Es war sehr kalt und ganz geschmacklos. Es roch nicht nach Schnee und nicht nach Eis — es war pures Wasser an sich. Der Hirtenjunge tauchte einen Kübel ein und trug ihn mit Wasser gefüllt am Henkel lässig dem Hause zu. Am Lanzstein waren die Nebel immer tiefer herabgesunken und die niederfliegenden Fransen lösten sich nicht mehr auf. Auch an den übrigen Bergkämmen zogen leichtfliegende Nebel, es fröstelte ein wenig, es dämmerte. Vom Örtchen her hörte man Blech schrillen, auf das jemand in gleichmäßigem Takt loszuhämmern schien.

„Wer einen Gott weiß, jetzt könnte er beten,“ sagte der von seinem Rundgang zurückgekehrte Mister, denn es war die Gebetglocke. Hans schwieg. Auch der Amerikaner sagte nichts mehr. Sie hatten manch schönes Glockengeläute vernommen von Münstern und Domen, so seltsam hatte keines gerufen. . . Die beiden Männer standen schweigend da, der eine schaute bewegungslos ins Gestein, der andere ins Wasser. —

Plötzlich fluchte Mister Pick: „Der Satan hol's, wenn das nicht beten war!“ —

Endlich gingen sie zurück gegen die kleine Mauergruppe und während der Amerikaner dort in das Haus trat, um nach einer Herberge zu fragen, beschaute Hans, soweit das in der Dämmerung möglich war, die Kirche. Das Tor war offen, es war eine schwerfällige Eisenklinke daran, aber kein Schloß. Dieser Gnadenhort für Liebende, die nicht zusammenkommen konnten, stand Tag und Nacht offen. Der Innenraum war ziemlich breit gehalten, aber niedrig wie ein Kellergewölbe, feucht und kalt, von armen Leuten riechend. Auf dem weißgedeckten Altartisch, vor

dem vergoldeten Heiligtumskästchen, standen Kerzenleuchter, mit Rauten berankt. Die an einer Schnur niederhängende rote Ampel trug schaukelnd in sich, wie ein zitterndes Sternchen, das „ewige Licht." Dieses Flämmchen beleuchtete auch das Altarbild. Kindlich gemalt der Zimmermann Josef an der Hobelbank, daneben sein Ehespons Maria, ein Hemd nähend, zu deren Füßen der kleine Jesus mit Hobelspänen spielend. — Zu dieser heiligen Familie also flüchten sie, die einsamen Sehnsüchtigen und opfern Kerzen und Blumen, wie sie da an dem Bilde stehen und an den Wänden hängen. — An dieser Stelle nun, weltfern und heimlos, findet sich Hans und fragt sich: Wo ist dein Glück? — — —

Die Torklinke knackte, daß er fast erschrack. Eine Frauensperson trat leise herein, kniete in eine der Bänke und betete still. Da ging Hans auf Zehenspitzen hinaus. Vor der Kirche begegnete ihm der Mister mit der Nachricht: „Doktor Schmied, wir haben Quartier. Ich habe mit der Frau Pfarrerin gesprochen. Eine Stube ist und ein Eierkuchen ist."

„Mit der Frau Pfarrerin, sagen Sie?"

„Na, was man bei euch Haushälterin nennt, oder Beschließerin. Ein gar nicht übles Frauchen, nur etwas kurz im Wort, merkwürdigerweise."

„Haben Sie auch den Pfarrer gesehen?"

„Soll mit dem Jungen noch auf der Wiese sein."

Aber es war schon dunkel und es war der Nebel da. Als sie um die Kirchenecke bogen, bemerkten sie zwei Gestalten schimmern, eine größere und eine kleinere, die an der Hütte entlang gingen. Sie redeten. Unsere Wanderer standen und horchten.

„Also Hansel, weißt du sie noch?“

„Ja. Soll ich sie sagen?“ Darauf eine Kinderstimme.

„Freilich sollst sie sagen.“

„Jänner, Februar, März, Mai —“

„Nicht gut.“

„März, April, Mai,“ verbesserte sich der Knabe und sagte die zwölf Monate her.

„Schau, nun stimmt es. Damit wären wir fertig. Morgen nehmen wir Maß und Gewicht.“

„Und erzählst du mir dann das vom Königssohn?“

„Wie ich dir's versprochen hab'. Verlier' dein Krautwerk nicht.“

Sie waren mit ihrem einfältigen Gespräch ins Haus getreten.

„Ich hatte doch gedacht, es wäre der Pfarrer,“ sagte Mister Pick.

Hans hielt den Kopf hoch: „Nun bin ich aber neugierig!“

„Es sind Vater und Sohn.“

„Nun bin ich aber doch ganz außerordentlich neugierig. Es war seine Stimme und keine andere.“

Sie gingen in das alte Haus, traten in die Gaststube. Drei große Tische, eine Hängelampe, an der Wandecke ein langarmiges Kruzifix und daneben die Ankündigung eines Alpenkräuterbalsams. Sie setzten sich hin, der Wirt kam aus der Küche, machte seinen guten Abend und wollte mit den späten Ankömmlingen ein Gespräch beginnen. Es blieb ihm in der Kehle stecken. Er schaute dem Doktor ins Gesicht, der aufgestanden war.

„Hans!"

Beide riefen es zugleich.

Der Wirt war der Pfarrer des Dreiaugen-Kirchleins. Und der Pfarrer war Hans Schmied, der Kleine.

— — — — — — — — — — — — — — —

Spät ist es geworden an demselbigen Abend. Anfangs hatten sie Holzapfelwein getrunken, den ein begnadeter Wallfahrer — ein Fäßchen voll — in das Hospiz gestiftet hatte. Dann war der Pfarrer in die Küche gegangen um etwas hereinzubringen, das er Tee nannte. Im Geschmacke desselben herrschte der am Orte gebrannte Alpenkräuter-Balsam vor, er trank sich aber nicht übel. Die beiden Hänse saßen sich gegenüber nach langer Zeit. Der Große fand den Kleinen nicht arg verändert „seit dem letztenmal." Dieses letzte Mal war gewesen, als sie sich in Stahlhöfen feindlich gegenübergestanden — wie die alte und die neue Zeit. Die alte Zeit war so weit gut erhalten, nur die frischen Wangen hatte sie verloren. Um den Mund wohl noch das gute Lächeln, in den Augen ein sanfter trauriger Ernst und die Stimme hatte einen Flor. Der Mann gehört nach Kairo und nicht in das rauhe Hochgebirge. — Der dicke, braune Lodenrock war halb Bauernjoppe, halb Kutte. Daß der Mann wirklich noch Priester war, zeigte das weiße Kolare am Hals. Das echte Merkmal dessen hat der Doktor auch erkannt, es war dieses grundgütige Vergessen jener Unbill.

Bald nachdem sie sich am Abende zusammengesetzt hatten, war der Knabe in die Stube gekommen, hatte seine Ärmchen auf des Pfarrers Knie gestützt und ihn fragend, bittend angeschaut.

„Nein, mein Bübel, heute nicht, heut geh schlafen. Morgen wird der Königssohn schon kommen.“

Ein schöner Junge war's, ungefähr sechs Jahre alt. Der kleine Steireranzug und die blonden Locken standen zu dem rosigfrischen Rundgesicht und den runden Blauaugen so herzig, daß ihn Doktor Schmied mit Wohlgefallen betrachtete.

Der Pfarrer führte ihn in die Küche zur Mutter hinaus und dieser sagte er: „Geht jetzt nur ins Bett, Ihr zwei. Die Fremden scheinen noch aufbleiben zu wollen, ich werde sie schon besorgen. Wenn es morgen etwas Neues gibt, mußt du ausgeschlafen haben. Gute Nacht, jetzt!“

Er küßte den Knaben auf die Stirn, reichte der Frau die Hand: „Gute Nacht, noch einmal. Man weiß nie, wann es das letztemal ist.“

Lebhafter, bewegter war sein gutes Bauerngesicht, als er wieder zu seinen Gästen zurückkehrte. — Wie der seinen Buben gern haben muß, dachte Hans der Große; man kann es ihm nachfühlen.

Der Amerikaner, vom allzuranzigen Eierkuchen mehr erzogen als gesättigt, aß Brot mit Ziegenkäse. Dann rauchte er Zigarren, aber sie waren im Schweiße des Aufstieges feucht geworden. Das tut nichts, man kann auch ohne Rauchen zuhören, wenn es solche Geschichten gibt, wie bei diesen zwei Hänsen. Die seines Leibarztes wußte er schon zum Teil, das Intimste wurde freilich erst jetzt dem Pfarrer angedeutet. Bewegsamer war die Geschichte des Bergpfarrers, die der mit ruhiger Aufrichtigkeit seinem Jugendfreund erzählte.

„Von den Studenten damals am Mühlbach zu

Stahlhöfen, das war empörend," sagte der Doktor. Aber kaum das Bedauern ausgesprochen, kam es ihm gleißnerisch vor.

„Was damals geschehen, Freund, darüber brauchen wir uns nicht zu kränken," sprach der Pfarrer. „Jene Wiedertaufe hat mir nicht schlecht angeschlagen. Von meinen Stahlhöfnern bin ich wie ein halber Märtyrer gehalten worden. Einer, der für den Glauben Verfolgung leidet!" Er lachte selbst über das Pathos. „Mein Verhalten gegen euren Fortschrittsverein ist auch oben gut vermerkt worden. Ich hatte wohl schon von der Studienzeit bei einigen Professoren einen Stein im Brett, nun, so bin ich nach dem Tode unseres Pfarrers sein Stellvertreter geworden. — Wenn du gleich so anfängst, haben meine Kollegen gesagt, dann bist du mit fünfunddreißig Jahren Bischof! Na, gegönnt haben sie mir's ja. Ist meine schönste Zeit gewesen damals — Pfarrprovisor in der Heimatsgemeinde! Die Leute habe ich verstanden und sie mich, und so ist eine Bauerngemeinde nicht schwer zu leiten. — Lange hat's aber nicht gedauert, mein Lieber! Wirst es vielleicht gelesen haben, ist ja in allen Zeitungen gestanden — die Geschichte von der Pfarrersköchin zu Stahlhöfen. S'ist nichts Unrechtes vorgefallen, Das kannst glauben. Die Leute haben es aber nicht geglaubt, haben angefangen zu plauschen — zuerst die Boshaften, nachher auch die anderen. Den Stahlhöfnern hätte es zwar nicht viel gemacht, der Geistlich' ist halt auch ein Mensch, haben sie gesagt, aber das Gerede ist bis zum Konsistorium gekommen. Ich kriege zuerst einen ordentlichen Rüffler, da hab' ich aufbegehrt. Geht's eine Weile hin und her, sie grob, ich nicht höflich, weil ich

mein Gewissen rein gewußt hab'. Macht, was ihr wollt, hab' ich gesagt, die arme Person verlaß ich nicht mit dem Kind! — Andere Sachen an mir werden ihnen vielleicht auch nicht recht gewesen sein; man soll mich sogar einen Josefiner geheißen haben. Nun, so haben sie mich halt ein bissel demütig gemacht. Ausstoßen haben sie mich freilich nicht können, aber versetzen! Und wohin? An die höchste Stelle der Diözese! haben sie gespöttelt. Und nachher bin ich halt Pfarrer geworden bei der heiligen Familie am Lanzstein."

Jetzt tat der Erzähler einmal ein Schlückchen vom Bergkräuter-Balsam: „Ist nicht schlecht, der! Kost' einmal Hans, oder Herr Doktor, wie man sagen muß. Der gerät nirgends so gut, wie da bei uns heroben, weil wir die würzigsten Kräuter haben." —

„Bissel hart anfangen, war es," fuhr dann der Pfarrer fort, „vor mir ist die Stelle im alten Hospiz lange unbesetzt gewesen. Aber jetzt geht das Werkel. Die Touristen zählen nicht viel, hingegen Wallfahrer kommen Sommer für Sommer mehr herauf. Die zwei Leuteln habe ich natürlich bei mir. Fünf Jahre — was darüber — sind wir jetzt schon da, verlangen uns nichts Besseres. Man ist auch daheroben nicht umsonst auf der Welt. — Hart ist halt der Winter, wenn uns gleich nicht viel abgeht. Da tragen uns die Leute schon vorher alles zu, was wir brauchen, ah na, da vergessen sie nicht ihres Dreiaugenpfarrers. Aber bissel gesünder, wenn ich tät sein. Nun hab' ich aber so viel geredet, wie sonst bald das ganze Jahr nicht." Damit wollte er die Heiserkeit seiner Stimme rechtfertigen. Und dann schwieg er.

Hans hörte das vom Gesünderseinsollen ganz genau,

aber fragte nicht weiter, was fehle. Er war Diagnostiker genug, um nicht erst fragen zu müssen.

Hingegen fragte der Amerikaner nach dem häuslichen Auskommen in diesen Steinwüsten.

„Reichlich," antwortete noch einmal der Pfarrer. „Erstens haben wir die Ziegen, zweitens bringt der Kräuterbalsam seinen Groschen, im Weiteren bringen, wie ich schon gesagt habe, die Wallfahrer, was wir sonst noch brauchen. Auch Gewandung und Brennholz. Vermeint ist's freilich der heiligen Familie, na, sie überlaßt's halt gutherzig der unheiligen."

Jetzt hatte auch Mister Pick genug. Er mit seiner kokett gespielten Enthaltsamkeit, der sich damit so groß vorkam und es doch nicht länger als einige Wochen aushielt, um dann wieder in seine Welt zurückzukehren. Hier sah er, was das heißt, Entbehrung leiden, arm sein — und doch zufrieden sein! Nicht ein paar Wochen, nein das ganze Leben lang im eigenen Vergessen für andere leben! — Ziere dich nicht weiter, Mister Pick, sagte er zu sich selbst, gehe heim!

Nachher, als der Pfarrer seine Gäste in ihre dachschiefe Kammer geführt hatte und sie allein waren in dem frostigen Raum, sagte während des Entkleidens Hans: „Komod mag es schon sein für die Dorfsünder, bei diesem Pfarrer zu beichten. Heilig wahr, bei dem möchte sogar ich es wagen."

„Ich sage es Ihnen, mir imponiert der Mann," entgegnete Mister Pick. „Wir sind Lumpen alle beide im Vergleiche mit diesem."

„Den meinen kenne ich recht gut," sagte Hans fast stolz. „Und den Ihren haben Sie mir vorzustellen, Mister

Pick. Ich will endlich wissen, mit wem ich es zu tun habe."

„Es wäre morgen geschehen, Doktor Schmied, aber es kann auch heute geschehen. Schlafen kann man ja doch nicht."

Sie legten sich in die Betten. Der Mister brannte noch eine Zigarre an; das tat er um der epischen Gemessenheit willen. Dann begann er: „Sie wollen es wissen, wer ich bin. Begreiflich. — Ich bin Mister William Pick, oberdeutscher Konsul in Chicago. Ein wohlhabender Mann, aber ohne milliardärische Talente. In meiner Jugend hieß ich Wilhelm Pickbacher, Sohn eines Handelsmannes am Starnbergersee und einer Sprachlehrerin aus England. Weil der Vater Kaufmann war, wollte ich es natürlich nicht sein, sondern erlernte das Schlosserhandwerk. Nach einem Jahre Burschenwander kehrte ich zerrissen nach Hause und trat nach dem Willen des Alten doch noch in den Handelsstand. Von der Mutter unruhig Blut ererbt, ging ich nach dem Westen und habe es dort zur Stellung gebracht. Ganz respektabel! Seit etwa zehn Jahren zeitweilig nach der alten Welt, um die lieben Europäer zu grüßen und mich zu freuen, daß ich keiner mehr bin. In die Alpen, um den Geschäftsstaub auszulüften, das habe ich Ihnen ja schon gesagt. Weiter hätte ich im Vaterlande keinen Zweck; meine Verwandten sind längst tot." So erzählte der Mister.

Hierauf sagte der Doktor: „Wie würden Sie sich, Herr Pick — Pickbacher mit der Polizei abfinden, wenn von einer Falschmeldung die Rede sein sollte?"

„Ich würde bloß mein amerikanisches Recht, William

Pick zu heißen, geltend machen. Den Milliardär, wie Sie wissen, büßen andere, mich kostet er höchstens hundert Dollar. Das tut nichts. Und Euch schadet es nicht, einmal sich vorzustellen, wie auch reiche Leute vernünftige Menschen sein, mäßig leben und einfach, wie ein Schulmeister wandern, können. — So, mein Doktor Schmied, da haben Sie mich jetzt. Nehmen Sie die Sache just nicht für einen Bankerott. Für die heutige Fälligkeit bin ich Ihnen gut. Morgen scheiden wir."

„Sie wollen mich los sein," sagte Hans hart und tonlos.

„Sie müssen wieder zu Ihrem Berufe zurückkehren, lieber Her. Ich hoffe, daß Sie diese Alpenwanderung nicht bereuen. Sie war stärkend, nicht wahr? Ich danke Ihnen für Ihre Begleitung. Ich werde gern an Sie denken."

„Nach dem reichen Manne, wie Sie meinen, habe ich wenig ausgeschaut, aber das habe ich gedacht, Sie würden mir mit einem freundlichen Rat beistehen, wenn ich nach Amerika gehe."

„Wäre es denn Ihr Ernst mit Amerika?"

„Mein fester Entschluß. Hier ist alles für mich verspielt, durch meine Schuld. Vielleicht steht mein Stern im Westen. Es zieht mich hinüber, es muß einen Grund haben. Als ob es dort zu finden wäre, was hier vergeblich gesucht wird."

Nach einem Weilchen sprach Mister Pick: „Amerika ist eine große Rettungsinsel für Schiffbrüchige. Aber Eisen muß man im Blut haben. Sie sind nicht auf den Kopf gefallen, Doktor Schmied, aber auch nicht auf die Beine. Sie haben tanzen gelernt, aber nicht stehen. Das lernt man drüben. Hier heißt es Wahrheit, heißt es

Weisheit, dort heißt es Arbeit. — Einstweilen kann ich Sie brauchen in meinem Bureau. Deutsche Ärzte sind auch gesucht. Vergessen Sie nicht, die deutsche Sentimentalität mitzunehmen. Man wird drüben zwar damit ausgelacht, macht jedoch bei Frauen Glück. — Sie sehen, daß ich mit freundlichem Rat nicht karge. Und nun good night! Dieser Tag hat lange gedauert."

So hatten sie von ihren Lagern aus miteinander gesprochen und nun war es dem Hans gewiß, es geht hinüber. Wie wirbelten aber jetzt die Gedanken! Der Freund, den er nach harten Jahren gefunden, soll schon morgen wieder verlassen werden! Heute, als er am Tische ihm gegenübersaß, war es ihm: das ist dein Bruder. Den hatte er gefunden. Und daß sie die gleichen Namen haben, wird kein Zufall sein, sie ersetzen einander, sie sind Eins. Er weiß sich stärker, sicherer, mutiger, seit er diesen Menschen wieder hat, diesen kleinen, dummen, lieben Hans. Und soll morgen wieder von ihm, auf Nimmerwiedersehen! „Wer hat mir dieses diabolische Geschick angehext?"

— Die Erschütterungen der letzten Jahre, die neuen Ausblicke, die er seit Wochen in Gesellschaft dieses Selfman gewonnen, hatten den großen Hans schier umgegossen. Wohl derselbe Stoff, doch eine andere Form. Er glaubte plötzlich an ein Schicksal, an etwas, das ungefähr wie eine Vorsehung war. Dieser Lumpenkerl von einem Tacitus muß doch auch einen Zweck haben auf Erden. Vielleicht hat er sich mit seiner „Sensation" so völlig durchgelogen, daß er endlich wieder auf Wahrheit stößt! — Und Elisabeth wartet in der neuen Welt auf dich, Hans Schmied. . . .

Das Bett war hart, kratzend und zu kurz, alles das nahm heute Hans nicht wahr. In finsterer Nacht sah er hell ein großes, neues Leben vor sich stehen und das arme Mädel lachend, weinend, ihm entgegenkommen. — Wenn der kleine Hans mit hinüberginge. Dem bekäme die Seeluft besser, als der Lanzsteinwind. Darin, was er winters in diesem Hospiz zu tun hat, ersetzt ihn jeder Gebirgsjodel, jedes robuste Frauenzimmer. — Da fiel es ihm ein: der kann ja auch wieder nicht fort. Der hängt ja auch an einer. — Aber sie versteckt sich. Es scheint, die schämt sich, Pfarrerin zu sein. —

Auch der Pfarrer hatte nicht geschlafen in dieser Nacht. Wenn der Große gewußt hätte, was der Kleine wußte und dachte! — Wie ist das zu machen morgen? — Soll ich es sagen? Oder soll ich warten, bis sie sich sehen? Es wird die alte Neigung erwachen und ich bin allein. Alle drei werden sie fortgehen — alle drei — und ich bin mutterseelenallein. Ob aber sie glücklich sein werden? Sie werden sich nimmer verstehen und der Knabe wird verderben in der großen Stadt. — Jetzt noch wissen sie nicht, wie nahe sie beisammen sind. — Wie betrübt hatte sie dem Pfarrer oft von ihm erzählt. Was soll man die mit Herzleid schwer vergessene Vergangenheit wieder aufwecken? — Elisabeth soll morgen zeitlich hinab ins G'lan zum Kräutersammeln. Derweil stehen die Herren auf und gehen ihres Weges und alles bleibt, wie es am besten ist. —

So etwas hat der kleine Hans ausgeheckt, ganz unbehilflich, denn für derlei gebrach es ihm an Talent. — Laß dich nicht auslachen, Hansel, sagte er dann zu sich selber. Hat er sie doch freiwillig verlassen! Mir scheint,

es ist belitten, so soll es auch begraben sein. Für alle Fälle aber — hinab ins G'lan!

Wenn er auch nur ein bißchen Weiberkenner gewesen wäre, der kleine Pfarrer Hans, so hätte es ihm auffallen müssen, weshalb seine Haushälterin diesmal die Gaststube mied. Ein einziger Blick durch die Türfuge, als die Fremden eingetreten, hatte ihr gezeigt, daß ihr Schicksal in der Stuben stand. Dann zog sie sich zurück. Und als der Pfarrer zu ihr gesagt hatte: „Gute Nacht, man weiß nie, wann es das letztemal ist!" Da war ihr hart. — Was denkt er denn von mir?

Ein Gericht.

Das blecherne Schellen der Morgenglocke weckte unsere Wanderer aus dem Schlafe, in den sie erst gesunken waren. Es war noch dunkel, kaum grau wurden die kleinen Fenster. Der Mister stand auf, ging die holperige Treppe hinab und ins Freie, um nach dem Wetter auszuschauen. Kalt war's. Der Wasserbottich im Hof, an dem er sein Gesicht wusch, hatte Eiskrusten. Hoch über den Dächern herab leuchteten die ewigen Bildwerke der Berge. Darüber blauer Himmel. Was da für ein Unterschied ist an des Menschen Herzschlag, am Abend und am Morgen im Hochgebirge! Am Abend müde, gedrückt, nach gewohntem Heim sich sehnend. Und am Morgen dieser frische, frohe Schlag, dieses Seelenaufjauchzen, dieses Berganstreben, dieses Hinausfliegen über die Dinge des Alltags. Am Abend ist die Stimmung zum Heimkehren, am Morgen der wonnige Mut zur Wander weiterhin durch die Alpenwelt!

Der Pfarrer ging am Stalle vorbei, in welchem die Haushälterin Ziegen molk. „Mir wäre es recht," sprach er, „wenn Sie Zeit hätten und gleich nach der Messe ins G'lan hinabgingen mit dem Kräuterkorb."

„Das will ich wohl tun," antwortete sie.

Dann ging er in die kleine Sakristei, legte sich selber das Meßgewand an und trat zum Altar. Der Knabe bediente ihn, trug das Buch auf die Evangelienseite, läutete das Glöcklein zur Aufwandlung und goß Wasser und Wein in den vom Priester aufgehaltenen Kelch zur Kommunion. Und wenn der Zelebrant husten mußte,

hielt ihm der Kleine das weiße Tüchlein hin. Die Gemeinde war nicht groß. In den Bänken saß eine alte Magd, dann der Hirtenbub im zerflickten Gewand, hernach etliche Wallfahrerinnen und dann die Haushälterin. Mittlerweile waren auch unsere beiden Wanderer in die Kirche getreten.

„Hier läßt sie sich sehen," flüsterte der Mister dem Genossen zu und deutete leicht nach der Frau, mit der er gestern um Nachtherberge verhandelt hatte. Hans schaute hin, er sah sie von der Seite. Ein blaues Kopftuch, unter dem Kinn leicht gebunden, ließ genug vom Gesichte frei, um dem großen Hans in einer Sekunde klarzumachen, daß er nicht nach Amerika geht. — Sie war es. Sie, die er in Irren und Wirren hatte gesucht; sie, der er manche Zeit vergessen hatte auf lockeren Wegen, bis sie doch immer wieder plötzlich klagend, mahnend vor ihm stand. Da war sie, da war sie. Da fand er sie, kniend vor einem Altar. — Die Gefühle und Gedanken, die ihn jetzt überkamen, konnte er anfangs kaum bändigen. Am lautesten sprach das Sinnliche: Schöner ist sie noch geworden, fraulicher, mit dem jugendlichen Muttergesichte. — Und wie er sie so unbemerkt betrachtete, da nahm ihn etwas wunder: daß er ruhig war in diesem Augenblicke, den er sich immer als den größten seines Lebens gedacht. Wo war denn das wehe Mitleid jetzt? — Warum auch Mitleid, es ist ihr ja kein Leid. Dort kniet sie und wendet kein Auge vom Altar. Ein bißchen bigott ist sie immer gewesen. Drei Heiligtümer hat sie vor sich — das Sakrament, den Priester und den Knaben. Zu welchem betet sie? O bete zum Knaben, Elisabeth, zu unserem Knaben, der jetzt den Vater

haben wird. — Plötzlich ein Höllenflämmchen Haß. Dieser Bauernbub aus Stahlhöfen, der kleine Hans, in Riesengröße stand er vor ihm, so erdrückend groß und stark und vielleicht unüberwindlich, daß er ihn fast hassen mußte. Er, dem er übel mitgespielt, hat sein Weib und Kind aus der Verlassenheit gehoben, hat um sie Verfolgung gelitten, seine Zukunft verscherzt, ist der Beschützer des armen Wesens, der Erzieher des Kindes geworden. Doch wie? Es scheint, er hat nicht gewußt, wem sie zugehören, sonst hätte er ja gestern abends davon sagen müssen. Weiß er es erst, dann wird er anders sein. Wird seine Rechte fordern, *seine* Rechte, und dagegen wird nicht aufzukommen sein. — Soll denn erst jetzt der Krieg beginnen zwischen dem großen und dem kleinen Hans? — O mein Lieserl du, da bist du jetzt! Und ahnst es nicht, wie ich damals an jenem Leichenschragen gestanden bin mit dem Revolver. Oder ahnst du es, was ich um dich ausgestanden habe, wie krank und irr ich geworden bin, wie ich bis zu dieser Stunde auf dem Wege gewesen bin, dich zu suchen? Vielleicht kommt er dir in der Erinnerung jetzt vor, der leichtsinnige, verlorene Bursche und du betest für ihn. —

Als die Messe aus war, legte sie mit dem Daumen das Kreuz über dieses blasse, liebe Gesicht und ging, ohne nach rechts oder nach links zu schauen, zum Tore hinaus und über den sandigen Platz dem Hause zu. Am Tore hatte er sie ansprechen wollen: Guten Morgen, Elisabeth, so schau' doch auf, wer steht vor dir? — Er hat's nicht getan. Starr stand er da und schaute ihr nach. Und Mister Pick dachte: Er kommt an keiner vorüber!

Der Knabe hüpfte aus der Kirche. Dem rief er zu. Der Kleine blieb stehen. Hans trat langsam zu ihm und sagte zärtlich: „Gib mir deine Hand, mein Kind!"

Der Kleine tat es lässig und verblüfft.

„Sage mir einmal, wie du heißt."

„Hans", sagte der Knabe mit einigem Stolz.

„Schau, das ist schön, daß du Hans heißt. Ich heiße auch Hans."

„Und der Vater heißt auch Hans. Wir heißen alle Hans."

„Wer ist denn dein Vater?"

Der Knabe machte große Augen. Jetzt weiß der nicht, wer der Vater ist.

Fast gierig sog der Doktor den staunenden Kinderblick in sein Herz. Der Kleine entriß ihm das Händchen und sprang in den Hof, wo eben der Hirtenbub die Ziegen aus dem Stalle ließ, auf daß sie hintrappelten über den karstigen Boden.

Dann kam auch der Pfarrer wieder in seiner gemütlichen Tracht — halb Priester, halb Bauer — und fragte ohne viel Förmlichkeit, was man zum Frühstück wolle, Kaffee oder Milch. Der Mister verlangte Milch, der Doktor Kaffee. Dieser bekam in blumiger Schüssel geröstetes Mehl in Wasser gekocht. „Das ist Kaffee der allerhöchsten Herrschaften," sagte der Pfarrer, auf die Hochgebirgsbewohner zielend. Während sie aßen, sah der Doktor durch das Fenster die Haushälterin mit dem Korb im Arm und mit dem Knaben davongehen, gegen die Scharte hinaus. Er sagte nichts, beobachtete aber den Pfarrer, dessen treuherziges Gesicht nichts desgleichen tat, als ob auf der Welt noch andere Beziehungen ob-

walten könnten, als die zwischen Wirt und Gästen. Dann ging Hans lässig hinaus, hernach aber hastig des Weges entlang gegen die Scharte. Nun wurde dem Pfarrer anders. Er sah es durch das Fenster und dachte: es ist offenkundig, es ist offenkundig. Was wird jetzt werden!

Von der Scharte aus sah Hans Schmied, der Große, wie Elisabeth hinabstieg in die grüne Mulde, wo Gras wuchs, das feine, kurzstielige Gras, Gekräute und Geblume. Es war so taufeucht, daß er die Spuren ihrer Schritte sah. Über den Langen Grat kam die Sonne herauf und streute ihr helles Gold über die Matte. Der Knabe kletterte an den Steinwändlein herum, die am Hang die blumige Matte begrenzten.

Als Elisabeth gemerkt hatte, sie werde verfolgt und von wem, ging sie schneller; als sie sah, daß er sie trotzdem einholen würde, blieb sie stehen.

Als er nahe war, kam sie ihm mit der Ansprache zuvor: „Was haben Sie da zu suchen, Schmied, oder wie man jetzt sagen soll?"

„Schau, daß du mich doch kennst. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen. Ich will was reden mit dir, Elisabeth, sei gut. Geh, sei gut mit mir." Bittend sagte er es.

„Mir ist's lieber, wenn wir uns nimmer begegnen. Wir haben nichts miteinander."

„Schau, Mädel, sei nicht hart. Mann kann doch wieder gut sein, miteinander. Schau, solche Sachen kommen halt vor auf der Welt. Lieserl, sei gut!"

„Gut sein!", lachte sie gellend auf. „Daß zwei aus Lieb' zu weit kommen miteinander und nachher doch nicht

zusammengehören, das kommt freilich vor. Wenn aber eins das andere zu Fleiß betrügt! Wenn einer sich mit einer Vornehmen verlobt und geht noch in derselben Nacht zum armen Mädel, das ihm vertraut, und verführt es! Und verlaßt es!"

Hilflos stand er da und in seinen Augen zuckten wirre Feuer. Endlich hob er den Atem: „Du weißt nicht, Lieserl, was ich um dich gelitten hab'."

„So hätte vielleicht ich zu reden. Wozu denn? Es ist ja alles gut. Nur Ruh will ich vor Ihnen haben."

Oben in den Wänden jauchzte der Kleine.

Hans hob beide Hände nach der Richtung hin. „Das ist er ja! Nicht wahr, Lieserl, das ist er?"

„Ja, ja, soviel solln's wissen. Aber Sie brauchen mir nichts zu geben."

Nicht irremachen ließ er sich durch die schreckliche Härte ihrer Gegenreden. Einen Schritt war er zurückgetreten und sagte gedämpft: „Ich habe dich jahrelang gesucht." Er brach ab, um seine Mundwinkel zuckte der Schmerz. — „Wenn du mich bei unserem Kind, das da oben so fröhlich ist, nur ein paar Worte wolltest reden lassen. Du weißt es nicht, du kannst es ja nicht wissen."

„Reden, das kann ich keinem Menschen verbieten."

So sprach er ihr nun von jener Nacht, als auf dem Seziertisch die Leiche der Selbstmörderin war. Er wollte erzählen, was damals in ihm vorgegangen war, die Worte überstürzten sich, dann schlug er sich die Hände ins Gesicht: „Ich kann nicht!"

Sie schaute ihn an, der Blick war nicht mehr strenge. Er sprach von der Krankheit, von der Flucht aus dem Hause des Hofrats, von dem Elend, in das er dann ge-

sunken war. Er redete zerrissen von der Friedlosigkeit, die über ihn gekommen war, als er sie, zu der sein Mitleid zog, nie und nirgends finden konnte. „Da habe ich eine Eingebung gehabt, du könntest ganz fort sein nach Amerika. Und dorthin wollte ich dir nach und bin auf dem Weg dahin — und jetzt bist du da!"

„Und was soll es denn sein, wenn Sie mich gefunden haben?"

„Lieserl, daß wir beisammen bleiben."

Nach kurzem Nachdenken sagte sie: „Herr Schmied, ich glaube, Sie kennen sich selbst nicht. Jetzt glauben Sie, wenn Sie mich und den Buben hätten —. Wie ich Sie kenne, Sie könnten haben, was immer, so müßten Sie doch was anderes suchen. Auf Sie ist kein Vertrau."

„Hältst du mich für so schlecht?"

„Das will ich nicht sagen. Ich sage nur so viel, wer das wie ich erlebt hat mit einem Menschen! Woher soll man da noch ein Vertrau nehmen?"

„Mutter!" schrie vom Felsen der Knabe herab. „Ein Edelweiß hab ich gefunden!"

„Auf deinen Hut steck's!" rief sie hinauf.

„Elisabeth!" sagte Hans bittend, „nimm das für ein Zeichen. Heut früh hat er mich so lieb angeschaut. Die Natur hat's ihm gesagt, wer ich bin."

„Ach, was weiß die Natur!"

„Aber es ist doch wahr, Elisabeth, daß er — unser ist? Es ist doch wahr?"

Da entgegnete sie: „Wenn Sie es nicht gerne glauben, Schmied! Es ist vielleicht besser, wenn Sie es nicht glauben."

„Ich glaube, weil du es sagst, ich glaube weil das Blut spricht. Wie mich zu ihm, drängt es ihn zu mir.“

„Das wollen wir ja sehen,“ sagte sie und rief ins Gefelse hinauf: „Hansel! Das Edelweiß, geh und bring es dem Vater!“

Hüpfend kam der Junge nieder von Stein zu Stein. Der Doktor breitete ihm schon die Arme entgegen. Der Kleine ging nicht in die Wiese herein, er ging das Kar hinauf gegen die Scharte.

„Er geht zum Hause,“ murmelte der Doktor.

„Er geht zu seinem Vater,“ sagte sie.

„Dann — — ist es auch gut,“ lachte er hohl. „Dann hat sich ja alles gelöst und deine Vorwürfe kannst du wieder einpacken.“

„Weil Sie keine Ahnung haben, was das heißt: ein Vater. — Vielleicht wollen Sie es jetzt hören, was das ist. Vielleicht verstehen Sie es dann, was und wer ein Vater ist.“

Sie setzte sich auf einen Stein, lud ihn nicht ein, sich auch zu setzen; er tat es uneingeladen. In diesem Salon ist jeder Hausherr, war seine Meinung. Den Korb hatte sie auf das Gras hingestellt, die Ellbogen hatte sie auf die Knie gestemmt, eine Hand legte sie an die Stirn, so als wollte sie das Auge vor der Sonne schützen. Und die Haushälterin des Hospiz an den Drei Augen hub an so zu reden:

„Was dazumal in mir gewesen ist! An demselbigen Abend, als Sie sich mit der Hofratstochter verlobt haben, sind Sie zu mir gekommen. Und nachher, wie ich von der Verlobung gehört, und Sie mit der Braut im Wagen

fahren gesehen hab' — und ich weiß mich nicht mehr allein — — —" Sie konnte nicht weiter, sie hatte eine Bewegung zu unterdrücken. Dann als das gelungen war: „Ich wünsche es keinem, wie mir in selben Tagen ist gewesen. Aber das kann ich wohl sagen, die Donau wär' mir nicht eingefallen. An so was denkt kein Christenmensch. Die paar Sachen hab ich verkauft und bin aufs Land. Im Melkstubental hab ich Verwandte gesucht. Ihrer noch ein paar alte Leute sind gewesen von meinem Vater her. Bin einige Zeit bei ihnen verblieben, hab ihnen Gewand genäht. Aber nachher, wie ich's nimmer hab' verbergen können, hab' ich fort müssen, sind ja selber arm und hätten von mir nur Schand und Spott. So bin ich in eine andere Gegend, hab' nit gewußt wohin, ist mir auch alles gleich gewesen. Gehst halt so lang, bis du liegen bleibst am Weg. Wird dich schon wer aufheben. — Dann hat er mich halt gefunden unter einem Eschbaum, wie er von einem Versehgang heimkehrt. Am Arm hat er mich mit sich geschleppt in den Pfarrhof. Dort ist's mir gut gegangen; nach ein paar Tagen hab' ich der alten Frau, die dagewesen ist, schon was helfen können. Ist vom alten, verstorbenen Herrn die Schwester gewesen, schon mühselig. Hat wohl dem Herrn Pfarrprovisor den Dienst aufgesagt und ist ihres selber worden. Nachher hat er mich halt gefragt, der Herr Provisor, ob ich nicht wollt in Diensten einstehen im Pfarrhof. Hart ist es mir angekommen, daß ich es ihm hab' sagen müssen, wie es mit mir steht. Er zuerst erschrocken und dann fragt er mich: Ja, Elisabeth, was wollen Sie denn tun? Da hat er gesehen, daß ich mir keinen Rat weiß und hat mich in den Berggraben geschickt zu einem guten Weib,

wo ich meine Stund könnt' erwarten. Zwölf Wochen bin ich bei derselbigen Frau gewesen, länger hat es nicht können sein. Nachher hat mich der geistliche Herr wieder in den Pfarrhof genommen, weil er wohl gesehen hat, ich wüßt' nicht aus noch ein. Von meinem Dienstlohn hab' ich fürs Kind gezahlt, das im Berggraben verblieben ist. So weggeben müssen, wie einer Mutter da sein tut! Mein Gott, ich hab' noch müssen froh sein. — Jetzt — 's geht nicht lang her, fangen die Leut an. Die junge Pfarrersköchin! Kunnt sich's wohl anschicken, der Herr Provisor, und wie sie halt so reden. Der geistliche Herr hat gelacht dazu und gemeint, wie die Schelm' wären, so dächten sie von anderen. Ist auch nur so ein Spaß gewesen, haben ihn ja sonst gerngehabt."

Sie atmete und schaute auf den Sandboden, als stünde es dort zu lesen. Dann sprach sie weiter: „Über eine Zeit hat's das Unglück gewollt, daß die Pflegemutter erkrankt ist und habe ich nicht gewußt, wohin mit dem Hascherl. Da sagt der geistliche Herr: Das Kind gehört zur Mutter. Erst hab' ich gemeint, es wäre so zu verstehen, daß ich jetzt fortgehen sollt' und mich ums Kleine annehmen. Da hat er das Buberl in den Pfarrhof holen lassen. Das wird nicht gut sein, geistlicher Herr, hab' ich gesagt; gibt er zur Antwort: alles ist gut, was nicht schlecht ist. — Was bin ich jetzt glücklich gewesen, einen guten Dienst und das Kind neben meiner! Hab' selm auch all Schmerz und Schand vergessen, was von der Stadt her noch ist in mir gewesen. Dabei hätt' es sollen bleiben, Herr Schmied, und Sie hätten jetzt nimmer sollen kommen."

Hans trommelte mit den Fingern auf sein Knie

und sagte ein wenig singend: „Muß ein schönes Familienleben gewesen sein!"

Diesen Hohn ertrug sie ruhig und schwieg. Ihm tat es schon leid.

Dann sagte sie: „Warum sollen Sie just anders sein, als die meisten Leut. Alles hat so geredet über uns. Es steht mir kaum dafür, zu sagen, daß wir wie Bruder und Schwester haben gelebt. Er hat seine Seelsorge gehabt, ich meine Wirtschaft und mein Kind. Freilich — es hat nicht lang gedauert."

Wie ein Steinbild saß sie da. Und ihm war, als müsse er ihr ein wenig näher rücken. Da stand sie auf und setzte sich auf einen anderen Stein.

„Es sind halt auch sonst Sachen vorgekommen," erzählte sie dann weiter. „Der geistliche Herr hat seinen Vorgesetzten nicht alles recht gemacht. Einmal hätten fremde Prediger sollen nach Stahlhöfen kommen, ich glaube, Liguorianer. Die hat er nicht angenommen. Ein anderes Mal ist im Wirtshaus ein Reisender gestorben. Der geistliche Herr hat ihn in der Friedhofsreihe begraben lassen und eingesegnet, ohne daß er nach dem Glauben gefragt. 's dürft ein Israelit gewesen sein. Da hat es halt nachher Verweise gesetzt. Von der bischöflichen Kanzlei soll einmal ein scharfer Brief gekommen sein — meinetwegen. Er hat mir nichts davon gesagt, sonst hätt' ich ja auf der Stell' das Kind hergenommen und wäre davon. Nachher ist ein Prälat gekommen. Wie ich das Glas Wein ins Zimmer bring, schaut mich der hohe Herr an und sagt: Mademoiselle, oder was sind Sie. Nehmen Sie das nur wieder mit. Mir haben gleich Händ und Füß angefangen zu zittern,

dann hab ich auch schon schreien gehört aus dem Zimmer, dem Provisor seine Stimme: Ich versehe mein Amt nach Pflicht und Vorschrift, das übrige geht niemand was an. So lang die Haushälterinnen in Pfarrhöfen kirchlicherseits nicht verboten sind, behalte ich auch die meine. — Wie der Prälat fort ist, habe ich meine Sachen zusammengepackt. Zornig ist der Herr Provisor geworden, und ich sollt dableiben! Das möcht ich erst sehen, ob ein katholischer Geistlicher kein Christ sein dürfst! Wo sollen denn Sie hin, mit dem Kind? Sie in die Schuld, das Kind ins Verderben. Ich hab mir's vorgenommen, daß ich euch nicht verlaß. — Dazumal hab' ich's auch gemerkt, daß er's weiß, wem wir angehören. Daß wir seinem Jugendfreund angehören. Gesagt hat er nie was über Sie, nichts Gutes und nichts Schlechtes. — Zu mir hat er gesagt: Elisabeth, Sie bleiben in Ehren bei mir. — Und ich: Sie glauben es uns nicht, geistlicher Herr! — So sollen sie's bleiben lassen. — Aber das Ärgernis! sage ich. — Auf das er wieder: Die uns die Bravheit glauben, denen ist es keins. Und die sie nicht glauben, mögen sagen: wenigstens sind die zwei keine Heuchler und verlassen ihr Kind nicht. Das Gegenteil möcht leicht ein größeres Ärgernis sein. — Nicht zugetraut hätte ich's dem geistlichen Herrn, daß er so festbleiben kann. So hab ich mich halt überreden lassen und bin im Pfarrhof verblieben. Drei Wochen später ist das Dekret da: Versetzt auf das Kirchamt zur heiligen Familie, bei den Drei Augen. — Alle zwei haben wir lachen müssen. Zur heiligen Familie! Da weiß man nicht, verspotten sie uns oder die lieben Jesus Maria und Josef, daß sie uns zusammentun. Sanktioniert sind wir! hat der geistliche

Herr gesagt, wollen aber der heiligen Familie keine Schand' machen. Hart fortgegangen ist er wohl von Stahlhöfen, sie haben ihn so gerne gehabt und ist's auch sein Heimatsort. Und jetzt in eine solche Wildnis hinein — Und das unsertwegen!"

Rasch stand sie auf und hub an mit beiden Händen Kräuter aus dem Boden zu reißen und in den Korb zu werfen. Hans trat an sie hin und streichelte ihr mit dem blauen Tuch bedecktes Haupt. Sie wehrte ab. Sie stand aufrecht vor ihm und sprach: „An seinem Unglück bin ich schuld, wie Sie an dem meinen! Freilich tragt er's schöner als ich. Er sagt nichts, bei ihm ist alles gut. Die halbe Welt redet vom Gutsein, er schweigt und ist es. Wenn die Wallfahrer erzählen wollten, die schon heroben sind gewesen. Viel arme Hascher dabei, was er solchen hat getan. Nicht wie ein Geistlicher, gerade wie ein Vater und Bruder. Wie viel sind krank angekommen und gesund fortgegangen! Nur den Aberglauben hat er ihnen noch nicht mögen austreiben — daß die Leut wegen der sündigen Lieb heraufkommen zur heiligen Familie."

„Sündig ist meine Liebe jetzt nimmer, Elisabeth."

„So meine ich auch nicht. Wesweg Sie da sind, das geht mich nichts an. Vom geistlichen Herrn rede ich. Wie er schon Leut aus dem Schnee gegraben hat. Und ist selber nicht gesund. Was ich den Winter fürcht, allemal! Der setzt ihm hart zu. Und doch kein Tag, wo er in der kalten Kirche nicht seine Meß liest und nicht herumstreicht im Gestöber, weil er immer einmal glaubt, es könnten doch Leut zu gehen haben und im Schnee nit weiter können. — Und soll ich's sagen, Schmied, was er für unser Kind tut?! Ist sein Nähr-

vater und Arzt und Spielgenosse und Lehrer. Wenn ich ihm manchmal zuschau, wie er mit diesem Kind ist, da werden mir wohl die Augen feucht. Der darf mir nicht in die schlimme Welt! sagt er oft, der muß ein gesunder, arbeitsamer, zufriedener Mensch werden, wenn der Wind auch kalt ist. An einem, meint er, wird's doch durchzusetzen sein, was man so vielen predigt. Sein Schutzengel ist er, ich kann es nicht anders sagen. Man braucht den Buben nur anzuschauen — er wird ein ordentlicher Mensch mit Gottes Willen. — So, Herr Schmied, jetzt werden Sie es wohl verstehen, was das ist, ein Vater."

Hierauf antwortete der Doktor: „Daß er gut ist, dafür kenne ich ihn seit Kindheit. Hat's damit auch glücklich bis zum Elendpfarrer gebracht." Er sagte es ohne Spott. „Du wirst aber dem Kinde nicht zumuten wollen, sein Lebtag in diesen Wildnissen zu verbleiben. Dagegen müßte schon auch ich als Vater was sagen!"

„Der als Vater!" So ihr grelles Auflachen.

„Und auch du, Lieserl, wirst deine Lebenszeit nicht vertun in diesem Steinhaufen, bei diesen drei Augen, die alle drei blind sind und nichts sehen von der schönen Welt. Schau, du bist noch jung und ich — die schöne Mutter mit dem lieben Kinde bei mir — würde mich einsetzen, um euch ein menschenrichtiges Dasein zu schaffen. Ich wüßte wohl was. — Siehe doch, Elisabeth, wie ich jetzt arm bin. Keinen Stern hab' ich mehr gehabt seit deiner, den Irrlichtern bin ich nachgelaufen bis in die Sümpfe. Und möchte doch so gern noch einmal ein Mensch werden, ein rechter. — Ohne deiner —"

er bohrte seinen Bergstock in den Sand, um ein Aufstöhnen zu unterdrücken. Dann leise: „Ohne deiner werde ich wohl müssen zugrunde gehen — —"

Lebhaft tat sie Kräuter ausreißen, auch solche, die sie nicht brauchen konnte.

„Schau, Lieserl, schon einmal hast du mir Gift ausgesogen — damals von der Viper, weißt du es? Tue es noch einmal. Die Verachtung vor mir selber, ziehe mir sie aus. Hilf mir, daß ich noch einmal gesund werden kann. Da unten im grünen Melkstubental irgendwo weiß ich eine Stelle als Landarzt — Elisabeth — schau, du hast mich weggeworfen, weil ich als Mann und Vater meine Pflicht nicht erfüllt habe. Jetzt will ich, jetzt kann ich sie erfüllen und jetzt mußt mir dazu helfen."

Elisabeth richtete sich auf: „Sie meinen also, daß wir jetzt mit Ihnen fortgehen sollen? Daß ich den einzigen Menschen, der sich für uns aufgeopfert hat, verlassen werde in seiner Einsamkeit, in seinem Kranksein? Ein Mensch, der das denken kann — — —" Sie hat das derbe Wort nicht über die Zunge gebracht.

Hans wendete sich langsam um. Er keuchte, wie in einem Brustkrampf. Ihr war, als hätte er gestöhnt: „Wenn man jemanden so lieb hat! — Und so verstoßen sein. . ."

Sie sah es, wie er langsam das steinige Kar hinanstieg. Sie mußte ihm nachschauen, bis er zwischen den Felsen der Scharte verschwunden war. Dann warf sie sich auf den Stein und schluchzte laut. —

Ist er denn wirklich so verworfen? Ist es denn ganz unbegreiflich, daß einer ein armes Mädel liebhat und eine Reiche heiraten will? Und hat er sie denn

geheiratet? Ist er nicht der Geliebten jahrelang nachgegangen, wie einer, der sich selber verloren hat? „Wenn man jemanden so lieb hat!“ — Ist es denn zu verlangen, daß er dieselbe uneigennützige, die heilige Liebe hat wie der geistliche Herr? — Solche Gedanken klagten jetzt das ruhlose Weib an: Du hast ihm unrecht getan! — So laut hat sie von seiner Schuld gesprochen, bis sie die ihre aufgeweckt. —

Nicht weniger streng mit sich ins Gericht ging Hans der Große, als er langsam und gebückt zwischen den Steinen dahinschritt.

— Du bist ein leidenschaftlicher Verehrer der Wahrheit gewesen. Hast du gewußt, daß es auch solche Wahrheiten gibt, wie du sie jetzt gehört hast? — „Der Kräfte größte ist die Wahrheit!“ Dieser Spruch steht wohl noch über dem Laboratoriumseingang des Professors Weißpandtner. Diese Wahrheit hat den Hans Schmied zur Lüge verführt. „Der menschlichen Würde entspricht es, nicht das Glück, sondern die Wahrheit zu suchen.“ Das war eine der Phrasen jenes Lehrers, der ihnen so wenig nachlebte, als einer seiner Schüler. Dann hat irgendein Vorfahrer an die Wand geschrieben: „Der Wahrheit beste ist die Weisheit!“ Und die Weisheit, die er suchte, die er pflegte, hat ihn zum Toren gemacht. Hätte er eine Richtschnur gehabt! Aber er hatte deren viele. Er tastete von einer zur andern; jedes Lichtlein, das er rechts oder links zu entdecken glaubte, lockte ihn vom Wege ab. — Das Mitleid war der einzige trübrote Stern, der immer wieder winkte zwischen den Nebeln und der ihn begleitet hat bis hieher. Und hier fand er einen armen, im Weltsinn ganz unbedeutenden Mann,

dessen Leben das dritte Wort sprach: „Der Weisheit höchste ist die Güte!“

Wahrheit, Weisheit, Güte! Sind diese drei Weltanschauungen nicht auch drei Augen? — Zwei davon sind blind, und du, Hans Schmied, weißt nun, welches das sehende ist.

— Woher hast du es, mein kleiner Hans, woher hast du dein liebreiches Herz? Dir haben die Leute übel mitgespielt und du bist gut geblieben. Ich habe von den Menschen eigentlich immer Gutes erfahren und bin doch unfruchtbar geblieben. —

Also sah die Summe aus, die Hans der Große zog von seinem bisherigen Leben. Langsam und gebeugt schritt er ins Hochtal hinein zwischen den Steinen.

Die Gnade.

Als Hans in das Hospiz zurückkam, surrte ihm Kirchengesang entgegen. Wallfahrer waren gekommen. Etliche davon gingen im Freien umher und suchten nach Rauten, die sie nach altem Brauch an ihre Hüte steckten. Die anderen waren in der Kirche und drängten in zwei langen Reihen zum Beichtstuhl, in dem der Pfarrer saß. Mister Pick schritt mißmutig ums Haus herum. Er war schon gerüstet mit Stock und Rucksack. Er wollte abreisen und schaute nach dem Genossen aus. Als dieser nun herankam, rief er ihm entgegen: „Wo treiben Sie sich um, Doktor Schmied? Der heutige Marsch wird nicht kürzer sein, als der gestrige. Das Wetter wird sich ändern. — Wollen Sie mit oder nicht?"

Hans, unter dem Eindrucke des Gerichtes, das über ihn ergangen war — abgelehnt, weggeworfen, tief verletzt und endlich von sich selbst verurteilt — besann sich nicht.

„Einen Augenblick, Mister. In drei Minuten bin ich fertig." Er eilte ins Haus.

„Die Sachen sind beglichen," rief ihm der Amerikaner nach.

Das traurige Kirchenlied war noch nicht verhallt, da schritten beide Männer über die Karste des Hochtales dahin. Hans Schmied ohne Abschied. Ja, so war es am besten, so war es gut. — In ihren Mänteln bläderte der Wind. Langsam und weitschrittig setzten sie aus und kamen an den drei Tümpeln vorüber. Die hatten ihnen nichts mehr zu sagen. Die roten Marken auf den

Steinplatten leiteten gegen den Hoch- oder Breitnockpaß hinan und ins nördliche Land. Der Steig bestand aus kantigen Steinen und ging in Schlangenwindungen bergan, zuerst über grobes Gerölle, dann zwischen Wänden. Die Wanderer schwiegen und nur zeitweilig, wenn sie stehenblieben und zurückschauten in den karstigen Kessel und auf die starre, spitze Wucht des Lanzsteines, sprachen sie ein paar Worte. Das Hochtal mit dem Hospiz war schon tief unten, durch die Scharte herein blauten die fernen Berge, über denen noch ein lichter Strich des Himmels von der sich breitenden Wolkendecke nicht verhüllt war.

„Wenn wir nur erst über den Paß sind," sagte Mister Pick, „dann wollen wir auch den Reiseplan besprechen."

Hans schwamm in einer merkwürdigen Stimmung, plötzlich mit den kühnsten Schwingen. — Jetzt bist du frei! Jetzt erst, und ganz! Du bist losgesprochen aller Pflicht, das Mitleid ist gestillt, das Gewissen hat Ruhe. Sie hat dich losgegeben von allem. Ist das ein Gefühl! — Nun geht es in die weite Welt. Wohin, ist einerlei. Das Land, in dem ein Mensch noch nicht gesündigt hat, wird ihm gut sein.

Ohne die rote Marke, die an jedem zehnten Stein klebte, hätte man nicht geahnt, daß das ein Weg sein soll. Nichts als grobes Getrümmer. Dann eine Schneeschichte, dann eine Eiskluft. Dann wieder das brüchige Gestein, nicht zum Gehen, nur zum Klettern. Endlich vor ihnen der Rand, über dem der Himmel lag und hinter dem eine neue Welt von Gipfeln und Schneefeldern auftauchte. Sie standen vor dem Turm, aus

rohen Steinen geschichtet. Das war das Wahrzeichen des höchsten Wegpunktes zwischen Süd und Nord. Wunderlich, der Wind war hier still, war fast plötzlich still geworden. Sie konnten sich hinsetzen, um noch ein letztes Mal in die südlichen Alpen zu schauen.

Hans lehnte an dem Turm, stützte das Haupt auf den Ellbogen und schaute hinab. Und schaute hinab. — Er sieht es noch einmal an, dachte Mister Pick. Nicht jeder ist so glücklich, alle Jahre herüber zu kommen. Er soll hier noch ein wenig träumen. Das letztemal in der alten Heimat.

Da kam es anders.

Doktor Hans Schmied erhob sich. Vor den Begleiter stellte er sich hin, eine andere Tonart hatte seine Stimme, als er nun sprach: „Verübeln Sie mir nichts, Mister Pick, und reisen Sie glücklich."

„Was soll das jetzt?"

„Ich kehre um. Ich kann nicht fort. Ich kann nicht. Sie waren gut mit mir, Mister Pick. Haben Sie Dank!"

Einen Augenblick regungslos war der Amerikaner.

„Soll ich Sie aber noch über das Gebirge hinausbegleiten?"

Mister Pick reichte ihm ruhig die Hand, leise, doch jede Silbe langziehend, sagte er: „Leben Sie wohl!"

Nach diesem plötzlichen Abschiede waren sie rasch auseinander gegangen. — Dann stieg Hans versonnen nieder gegen das karstige Hochtal. Der Wind hatte sich gelegt, der Sonnenschein war ganz vergangen. Es war still. Ohne zu denken wendete Hans sich nach allen Seiten und es war Mister Pick nicht mehr da. Er war

allein. In die Heimat kehrte er um, und war hier fremd wie überall. Bei den Drei Augen stand er still — was ist jetzt zu machen? — Von der Kirche wehte ein verflogener Hall des Wallfahrergesanges herüber. Hans schaute hin auf den grauen Bau, der stand starr, als wollte er sagen: Ich bin für die Gläubigen, was gehe ich dich an! — Dann hob er einen Stein auf um ihn in den Tümpel zu werfen. Die heilige Familie in Nazareth grüßen! Torheiten! Was will ihm die heilige Familie? Er ließ den Stein wieder fallen. — Dort drüben weideten die Ziegen, zwei weiße und eine gefleckte. Der wulstig gekleidete Hirtenbub war dabei und nicht weit davon lief der Knabe hin und her, der kleine Hans. Und als der Knabe unseren Vereinsamten bemerkte, ging er herbei. Ganz langsam, unschlüssig, furchtsam. Und ging ganz an ihn heran. Der Doktor hatte nur gewartet. Und nun packte er den Knaben mit beiden Armen, riß ihn an sich und zerdrückte den kleinen roten Mund, die hellen Augen mit fast wütenden Küssen. Und als er ihn lange und leidenschaftlich geherzt hatte, ließ er ihn zu Boden gleiten. Der erschrockene Knabe stand da und schaute ihn an. Feind war das keiner, so viel merkte er. So hielt er das rechte Händchen, das zur Faust geballt war, dem Manne hin und sagte: „Willst du das?" — Damit öffnete er die kleine Faust und war ein zerknülltes Sträußchen Edelweiß drin.

Hans nahm den Kleinen an der Hand und sagte: „Jetzt hilft dir nichts mehr, Hanserl, jetzt gehörst du mein. Jetzt gehen wir zu deiner Mutter."

Im Hospiz waren die wenigen Hände beschäftigt, Wallfahrer abzufüttern, die denn auch bald in ein Schär-

chen vereint hinauseilten gegen die Scharte, um noch vor Ausbruch des schlechten Wetters schützende Niederungen zu erreichen. Die Gegend war düster geworden, als käme schon die Abenddämmerung. Der Knabe führte seinen neuen Freund hinter die Kirche hinaus, wo auf kurzgrasigem Anger die Holzkreuzlein steckten. Dort standen seine Häuser. Aus weißen Steinchen waren sie erbaut und für einen Großen, der keine Phantasie hat, sind es kindische Steinhäufchen, was für das Kind ein Wirtshaus oder ein Ziegenstall oder eine Kirche ist. Plötzlich ächzte das Dach der wirklichen Kirche. Ein Windstoß war niedergefahren und von den Berghängen purzelten nur so die Nebelballen herab und in fünf Minuten war das jählings sturmdurchwogte Tal voll dichtgedrängten, eiskalten Nebels.

Wo wird mein Mister jetzt sein! Das war der Gedanke des Doktors.

Sie eilten ins Haus, wo die Haushälterin eben Licht anzündete. Sie sah den Hans Schmied mit dem Knaben kommen, ohne scheinbar darauf viel zu achten. Aber das ließ sie ihn doch fragen, als er an einem Tische der Gaststube saß, ob er etwas essen wolle. Er aß gekochte Milch und hartes, zweimal gebackenes Brot. Der Knabe saß neben seiner und aß auch Milch. Für den Herrn Pfarrer war ebenfalls ein Schüsselchen bereit, aber der war nicht da. Und als man ihn suchte, war er im ganzen Hause nicht zu finden.

„Er ist suchen gegangen, o mein Gott, er ist gewiß wieder suchen gegangen!“ hörte Hans von der Küche her klagen. Die Nebel fluteten ums Haus wie ein Meer im Sturm das Eiland umtost. Durch die Fugen der Fenster

stäubte in die Stube der Regen, den es draußen an die Scheiben schleuderte.

„Er kann doch nicht so töricht sein, in diesem Graus!" jammerte es in der Küche. „In der Kirche wird er sein!" Die Haushälterin warf sich einen Kotzen um das Haupt, lief hinaus, war in einer Minute wieder zurück und brachte Wasserfälle mit, die von ihren Kleidern gossen. Auch in der Kirche war der Pfarrer nicht. Nun kam Frau Elisabeth in die Stube und sagte: „Tun wir jetzt beten. Er ist unter Gottes freiem Himmel!"

Da knieten die Leute des Hauses zusammen um den Tisch und beteten laut. Auch Doktor Hans Schmied hat mitgetan. — Unter Gottes freiem Himmel! Da hat sie ja ein merkwürdiges Wort gesagt, dachte er. Er war in diesem Augenblick schier losgebunden von allem Frevel der Weltkinder, er stand beinahe mit in diesem Kreise, wo angstvolle Menschen zu Gott rufen.

Zwei Stunden später, als die Wetterdämmer in das Abenddunkel übergegangen, ist er heimgekommen, der Pfarrer Johannes. Ein Schneemann auf und auf. Und als die Haushälterin ihm den Lodenmantel vom Leibe reißen wollte, war er angefroren mitsamt dem Schnee, so daß sie auch die Jacke mitnehmen mußte.

Als der Pfarrer den Doktor sah, rief er hell aus: „Aber Hansel, du bist ja da! Wo ist denn der andere?"

— — — — — — — — — — — — — —

Und hier endet die Geschichte von den beiden Hänsen. Es verstummt das Sagen vom großen Hans, der ohne Glück und Stern gewesen war. Von diesem Hans Schmied, der den Irrlichtern nachjagte, der ein Spiel der Winde geworden, weil sein Herz zu ungeduldig und sein Wille

zu schwach war. Ausgefahren mit geschwellten Segeln. Jahrelange Irrfahrt. Gedemütigt von Ungemach und eigener Torheit, zerrissen von Schuldbewußtsein, gebrochen von Enttäuschungen — einen einzigen glühenden Gottesfunken noch kärglich hütend — so ward er auf leckem Kahne dahingetrieben, hat hundert Gestade gesehen und nicht landen können. Und nun saß er hier im Hause seines einzigen Freundes, umsorgt von dem Weibe, das er so lange gesucht, das sein Kind an der Hand führte und das ihm so schwer verzeihen konnte. Ihr Blick war noch strenge. Und dennoch fühlte er, sein Kahn hatte Anker gefaßt.

Die wetterstürmischen Tage hatten es ihm möglich gemacht, im Hospize zu bleiben. Aber die Hauswirtin und er gingen immer fast stumm aneinander vorüber. Pfarrer Johannes lag in seiner Kammer; der Schüttelfrost rüttelte ihn unter dem Lodenkotzen. Er hätte seinen Tagesgottesdienst noch nicht gehalten, das war seine einzige Klage. — Da erschien vom nördlichen Tale her, an den Fußsohlen Schneereifen und in der Hand den Eispickel, ein Mann mit einem Briefe an Doktor Hans Schmied. Der war mit Bleistift geschrieben und lautete: „Mein Doktor Schmied! Man hat alles durchschaut und weiß, warum Sie umkehren mußten. Sie haben recht. — Das Gewitter hat mich unterwegs überrascht, aber nicht getötet. Sagen Sie dem Pfarrer Johannes, er werde bald von einer Stiftung hören, die für das Hospiz an den Drei Augen gemacht wird. Pick."

Als Hans die Zeilen dem kranken Freunde vorlas, lächelte dieser ein wenig und sagte: „Das ist brav, das ist brav. Aber wenn ich nur Gottesdienst halten könnte."

— Denn die Messe war der Brennpunkt seiner Tage, ihm ein unversiegbarer Quell seiner Opferfreudigkeit.

Fünf Tage nach jenem Wettersturz, als der Pfarrer Johannes von seiner Suche nach Hilfsbedürftigen fiebernd nach Hause gekommen war, knieten sie an seinem Lager. Elisabeth zur Rechten, Hans zur Linken. Er hatte ihnen seine kühlgewordenen Hände hingelegt. Er schaute die beiden an, einmal sie, einmal ihn mit seinem guten Auge. Er konnte nicht mehr laut sprechen. Nur hauchend: „Tut halt gescheit sein. Schon auch des Buberl wegen.“

Dann zog er sachte ihre Hand an die Brust und seine an die Brust: „Bleibt bei mir. Tut was beten. — Sterben. . . . .“ er setzte aus und rang nach Atem, „. . . . sterben — ist auch ein Gottesdienst . . .“

Das hat man noch verstanden. Dann zog er krampfig ihre Hände noch näher. Und atmete schwül. Und atmete schwer. — Und atmete nicht mehr. . .

Es war zu Ende.

Und als das geschehen war, als Hans und Elisabeth aus der Betäubung erwachten, da fand es sich, daß auf seiner stillen Brust — ihre Hände ineinanderlagen.

Inhalt.

